WELT GESCHICHTE VON LEOPOLD VON RANKE

DD
R166p
V.2

LEOPOLD VON RANKE
HISTORISCHE MEISTERWERKE

LEOPOLD VON RANKES

HISTORISCHE MEISTERWERKE

Ausgewählt und herausgegeben

von

DR. ADOLF MEYER

o. ö. Professor der Philosophie an der Staatsuniversität Santiago de Chile

und

DR. HORST MICHAEL / BERLIN

mit einer Schlußbetrachtung

von

D. DR. JUSTUS HASHAGEN

o. ö. Professor der Geschichte an der Hamburgischen Universität

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG, HAMBURG

GEGRÜNDET 1781

LEOPOLD VON RANKE

ZWÖLF BÜCHER PREUSSISCHER GESCHICHTE

BAND 3/4

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG, HAMBURG
GEGRÜNDET 1781

DD
R166p
v.2

LEOPOLD VON RANKES
HISTORISCHE MEISTERWERKE

Inhalts-Übersicht
der Gesamt-Ausgabe:

WELTGESCHICHTE
14 Bände in 7 Leinenbänden gebunden

GESCHICHTE DER PÄPSTE
4 Bände in 2 Leinenbänden gebunden

DEUTSCHE GESCHICHTE
IM ZEITALTER DER REFORMATION
6 Bände in 3 Leinenbänden gebunden

DIE OSMANEN
UND DIE SPANISCHE MONARCHIE
IM 16. UND 17. JAHRHUNDERT
2 Bände in 1 Leinenband gebunden

PREUSSISCHE GESCHICHTE
6 Bände in 3 Leinenbänden gebunden

FRANZÖSISCHE GESCHICHTE
6 Bände in 3 Leinenbänden gebunden

ENGLISCHE GESCHICHTE
10 Bände in 5 Leinenbänden gebunden

52156
11-7-33

DRUCK VON DER
DRUCKEREI-GESELLSCHAFT HARTUNG & CO., HAMBURG 25

Printed in Germany

FÜNFTES BUCH

FRIEDRICH WILHELM I. IN DEN KONFLIKTEN DER EUROPÄISCHEN MÄCHTE 1715—1732

Nicht an uralte Gründungen unvordenklicher Zeiten knüpft das Königreich Preußen an wie die übrigen großen Potenzen, in deren Reihe einzutreten es bestimmt war. Das englische Königtum schreibt sich noch von den wessexischen Königen her, welche die Oberhand in der Heptarchie davontrugen. Seitdem ist es oft zwischen verschiedenen Stämmen streitig gewesen und von einheimischen Feindseligkeiten heimgesucht worden; eben auf den Grund derselben ist das Reich zu seinem innern Bestande gediehen. Die französische Krone ist die Fortbildung des Reiches Karls des Großen in dem westfränkischen Gebiete; die Einschränkung auf dies Gebiet hat den Stämmen zum Motiv ihrer Vereinigung gedient und die Entstehung einer kompakten Nationalität herbeigeführt. Die beiden Ideen der höchsten Gewalt und der Nationalität haben einander in den verschiedensten Formen unterstützt oder auch bekämpft. Die Krone des deutschen Kaisertums, ursprünglich die ostfränkische, lange Zeit die vorwaltende Macht im Abendlande, war unter den Wechselfällen eines Jahrtausends auf Österreich übergegangen, welches dieselbe mit beschränkten Rechten und keineswegs erblich, jedoch seit langer Zeit in ununterbrochener Sukzession besaß. Als Staat ist Österreich noch mehr auf die Gerechtsame der einheimischen Könige in Ungarn und Böhmen, der Arpaden und Przemysliden, die dem deutschen Fürstenhause durch Erbrecht zugefallen sind, gegründet. Rußland beruht noch heute auf dem Großfürstentum, welches einst die Rurikingen in dem Widerstreit der Nationalitäten des Ostens aufrichteten und welches dann eine durchaus slawisch-nationale Form annahm; der Wechsel der Dynastien hat darin keine Änderung hervorgebracht. Alledem hat die Geschichte des preußischen Staats nichts Gleichartiges zur Seite zu setzen. Er ist aus verhältnismäßig kleinen Territorien, unter einer Dynastie, die denselben durch Herkunft nicht angehörte, erwachsen. Neben den Berechtigungen der uralten Reiche haben die Befugnisse des territorialen Fürstentums an sich nur eine sekundäre Bedeutung.

Ebensowenig läßt sich Preußen in Beziehung auf die geographische Lage mit den anderen großen Mächten vergleichen. Hier ist nicht von einer insularen Geschlossenheit die Rede wie bei Großbritannien, von einer Position auf dem Erdglobus, welche dies Land gleichsam von Natur zur Herrschaft über die Meere berief und es zugleich in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem europäischen Kontinent erhielt. Auch nicht von einer Lage wie die, welcher Frankreich seine Macht verdankt, zwischen dem Ozean und dem Mittelmeer, in der Mitte der großen Kulturländer romanischer und germanischer Bevölkerungen, Spanien, Italien, England und Deutschland. Rußland bildet eine natürliche Verbindung zwischen Europa und Asien, aus welcher ihm wieder eigene Kraft zufließt. Österreich hat geographisch eine internationale Position über die Alpen hin und durch den Adriatischen Meerbusen nach Italien und dem Orient gewendet; es wurde groß, indem es den Widerstand des Abendlandes gegen das Vordringen der Osmanen in dem Illyrischen Dreieck zum Ziele führte und Ungarn von diesen losriß. Wie sehr tritt dagegen Preußen zurück, welches nur auf eine Verbindung der beiden deutschen Kolonisationen im Osten, an Oder und Elbe und jenseits der Weichsel, angewiesen war, die es gegen die Überflutungen der östlichen Welt zu retten hatte und auf deren Unabhängigkeit seine territoriale Stellung beruhte. Das Charakteristische derselben liegt darin, daß sie eine zentrale war und immer mehr wurde; zwischen Rußland und Frankreich, an die es angrenzt, selbst zwischen England und Österreich, von deren Einwirkungen auf das Deutsche Reich die höchste Gewalt in Preußen unaufhörlich berührt wurde. Zu einer politischen Bedeutung würde das aber nicht geführt haben ohne eine ungewöhnliche Entwicklung der inneren Hilfsquellen und eine zugleich kräftige und vorsichtige Leitung der auswärtigen Geschäfte.

In den Zeiten, in denen wir stehen, war es nun so weit gekommen, daß die brandenburgisch-preußischen Landschaften ein zusammenhängendes und lebensfähiges Ganze bildeten und als ein Staat betrachtet werden konnten. Wieviel aber fehlte noch daran, daß ihnen auch die Geltung einer europäischen Macht zugekommen wäre.

Zwischen Staat und Macht ist vielleicht an sich kein Unterschied; denn die Idee des Staates entspringt aus dem Gedanken einer Selbständigkeit, welche ohne entsprechende Macht nicht behauptet werden könnte[1]. Durch die Erwerbung von Pom-

[1] Vgl. Reformation II, 352; III, 21 und Seite 161 dieses Bandes.

mern war der brandenburgisch-preußische Staat zu einem Umfange gediehen, wie ihn seine ursprünglichen Tendenzen erforderten. Er hatte die Würde eines Königreiches und erhob alle die Ansprüche, die eine Gleichstellung mit den anderen Potenzen der Welt in sich tragen. Aber es mangelte ihm noch an einer befestigten inneren Konsolidation; und selbst die äußere Stellung war in dem Augenblick, da sie ihren Umkreis zunächst vollendete, doch weit entfernt davon, anerkannt zu sein.

Friedrich Wilhelm I. hatte die Aufgabe und war sich ihrer bewußt, das eine und das andere durchzuführen: die äußere Stellung zu sichern, die inneren eingeborenen Kräfte zusammenzunehmen und zu einem sich selbst fühlenden Ganzen zu gestalten. Das eine hängt mit dem anderen beinahe ununterscheidbar zusammen.

Wir deuteten schon an und werden es ausführlich zu erörtern haben, wie Friedrich Wilhelm I. von Anfang seiner Regierung die Bedingungen der inneren Macht energisch zu realisieren bemüht war, immer unter dem Gesichtspunkte, daß alle äußere Geltung darauf beruhe. Was Preußen unter den europäischen Mächten sein sollte, hing davon ab, was es in sich selber war und wurde. Aber die allgemeinen politischen Verhältnisse sind doch allezeit in ihrer eigenen Bewegung begriffen, welche auf die besondere Entwicklung jedes einzelnen Staates maßgebend einwirkt. Was Preußen bisher erreicht hatte, war in steten Konflikten mit den weltbeherrschenden Mächten und ihrer Politik gelungen. Anders konnte es auch fortan nicht sein.

Erstes Kapitel.

Ansicht der Stellung Friedrich Wilhelms I. in den politischen Verwicklungen von 1715—1722.

Selbst das innere Wesen des preußischen Staates war durch die Teilnahme seiner Fürsten an der Aufrechterhaltung des Prinzips kirchlicher und politischer Selbständigkeit gegen die großen katholischen Potenzen, welche die Welt beherrschten, Polen auf der einen, die spanisch-österreichische Macht auf der anderen Seite bedingt worden[1]. Durch den Gang, den die Ereignisse nahmen, war dann eine andere Gefahr erwachsen: sie lag in der Überlegenheit von Frankreich über den gesamten Kontinent, namentlich in seiner Verbindung mit dem im Norden und Osten mächtigen Schweden.

Wir haben gesehen, welchen Anteil Brandenburg an dem Kampfe gegen diese doppelte Übermacht nahm in immerwährendem Zusammenhange mit den großen politischen Kombinationen der Epoche. Sein Anteil an der Entfernung Schwedens aus Deutschland und dem Zurückdrängen der französischen Präponderanz gab ihm eine hohe Bedeutung in der Gesamtheit der europäischen Mächte. Aber noch hatte Schweden auf Pommern nicht Verzicht geleistet, noch lebte Karl XII., von welchem das niemals zu erwarten war. Polen befand sich nicht in dem Zustand, um sich des Vorteils, der ihm aus dem Zurückweichen der Schweden entsprang, zur Wiederherstellung seines alten Umfangs zu bedienen. Denn auch das ist wohl ein Gesetz der politischen Entwicklungen, daß, wenn die großen Verhältnisse und Antriebe, unter deren Einwirkung ein Staat zu seiner Machtstellung gelangte, einmal gebrochen sind, auch dessen innerer Bestand gefährdet ist. Es gibt immer entsprechend den Abwandlungen der vorherrschenden allgemeinen Tendenzen zurückweichende und vordringende, ohnmächtig werdende und erstarkende Potenzen. In hoher Aufnahme war damals Rußland, welches zur Niederwerfung der dominierenden schwedischen Macht durch die

[1] Vgl. Band I, Seite 182, 225, 261, 470.

Schlacht von Pultawa (1709) ohne Zweifel das meiste beigetragen hatte und nunmehr dahin strebte, die errungene Position an der Ostsee zu behaupten, durch welche es erst ein gleichartiges Mitglied des europäischen Gemeinwesens wurde. Für Brandenburg kam fast das meiste darauf an, wie es sich zu dieser Macht in dem fortdauernden Kampfe gegen Schweden stellen würde.

Der westliche Krieg hatte lange nicht eine so durchgreifende Entscheidung herbeigeführt wie der östliche. Wenn es einmal schien, als würde der König von Frankreich durch die große Allianz vollkommen besiegt und zur Annahme der Bedingungen, die man ihm vorschrieb, gezwungen werden, so war es doch so weit nicht gekommen infolge der Entzweiung der Koalition und der eigenen Anstrengungen der Franzosen. England war durch seine national-religiöse Erhebung und eine kräftig emporkommende Seemacht ihnen allenthalben erfolgreich entgegengetreten. In Verbindung mit England hatten die deutschen Mächte dem französischen Einfluß Grenzen gesetzt. Frankreich konnte in jener Epoche fürs erste nicht mehr daran denken, sein niederdrückendes Übergewicht in dem Abendlande zu erneuern. Doch behauptete es noch immer eine große Stellung in Europa. Von universalhistorischer Wichtigkeit ist der Friede von Utrecht (1713), der nach so langen und blutigen Kämpfen ein System des Gleichgewichts zwar keineswegs durchführte, aber doch neu begründete[1]. Unter all dem Hader der politischen Parteien erscheint es als der leitende Gedanke, jene Verbindung der beiden Linien des Hauses Österreich in Deutschland und Spanien, welche in Europa lange Zeit vorgewaltet hatten, nicht wiederherzustellen, zugleich aber auch die Abhängigkeit der Länder der spanischen Monarchie von Frankreich, welche durch die Erbfolge des Hauses Bourbon begründet werden sollte, nicht zustande kommen zu lassen. Spanien und Indien sollten fortan unabhängig von Frankreich sowie von Österreich für sich selbst bestehen; das Haus Bourbon sollte sie besitzen, aber der französische Hof den spanischen — so hoffte man — seiner Politik niemals dienstbar machen können. Für Spanien entstand eine veränderte Weltstellung dadurch, daß es die Niederlande nicht mehr besaß, durch die es bisher im intimen Kontakt mit allen europäischen Mächten gehalten worden war. Es wurde gleichsam ein neues Staatswesen, dessen Schwerpunkt mehr als je in Kastilien lag.

Eben dadurch wurde das bisherige System aufgelöst, daß die

[1] Vgl. Päpste II, 463 f.

Niederlande an Österreich übergingen. Der alte Gegensatz zwischen Frankreich und dem Hause Österreich hörte nicht auf; aber Österreich, das nun erst nach jahrhundertelangem Kampfe sich Ungarn unterworfen und einen großen Teil der spanisch-italienischen Landschaften erworben hatte, überdies die erste Stelle in dem Deutschen Reiche einnahm, bildete auch von Spanien getrennt eine große europäische Macht, den meisten anderen überlegen, auch den mächtigsten ebenbürtig. Wenn Frankreich nicht mehr fähig war, die Freiheit von Europa und die Unabhängigkeit von Deutschland jeden Augenblick zu gefährden, so behauptete es doch nicht allein seine alten Grenzen unversehrt, sondern auch einen guten Teil der über das Deutsche Reich gemachten Eroberungen.

Notwendig vollzog sich mit diesen Ereignissen auch ein Wechsel in den allgemeinen Tendenzen, welche bis dahin den Zeiten ihr Gepräge gegeben hatten.

Für Brandenburg-Preußen trat die Frage ein, ob es sich zwischen den weltbeherrschenden Mächten, die noch immer, zum Teil in offenem Kampf, zum Teil in lebendigstem Gegensatz gegeneinander begriffen waren, selbständig erhalten und zu wirklicher Macht erheben würde.

Es wäre ohne Zweifel ein nützliches historisches Unternehmen, die politischen Verwicklungen dieser Epoche, von denen eine immer in die andere eingreift, in ihrem allgemeinen Zusammenhang zu erforschen und darzustellen. Dazu aber wäre die Benutzung der Archive aller vorwaltenden Mächte und sogar der Höfe zweiten Ranges erforderlich. Dann erst würde die Stellung der einzelnen Staaten in den verschiedenen Momenten in ihrem rechten Lichte erscheinen und das politische Verhalten eines jeden sich beurteilen lassen. Uns kann es nicht in den Sinn kommen, etwas Ähnliches in bezug auf die allgemeinen Verhältnisse zu versuchen und etwa die Abwandlungen der preußischen Politik in jedem Zeitpunkt nach dem Wechsel der Umstände eingehend zu erörtern. Nur die Hauptmomente dürfen wir hier in Erinnerung bringen.

Noch war, wie angedeutet, der Utrechter Friede keineswegs das geltende Gesetz in Europa geworden, auch nicht in seinen allgemeinsten Bestimmungen.

Kaiser Karl VI. (1711—1740) hatte sich noch nicht zur Verzichtleistung auf die spanische Sukzession entschlossen. Er gab dem Sohne, der ihm geboren wurde, den Titel eines Prinzen von Asturien: König Philipp V. bezeichnet er in seinen intimen Briefen

als Herzog von Anjou. Dagegen war Philipp V. weit entfernt davon, auf die Herstellung der alten spanischen Macht selbst und auf die eventuelle Sukzession seiner Linie in Frankreich Verzicht zu leisten. So war zwischen England und Frankreich ein Hader über Dünkirchen ausgebrochen, welcher leicht zu einem Kriege führen konnte. Nicht weniger beschäftigten die inneren Bewegungen der verschiedenen Staaten die Aufmerksamkeit der Mitlebenden. Es versteht sich, daß der Eintritt einer neuen Dynastie in Spanien neue Tendenzen hervorrief. Auch hier stellte sich, wie bei Polen, die allgemeine Frage heraus, inwieweit das Land nach dem großen Wechsel seiner Weltstellung sich in Ansehen zu erhalten vermögen würde. Es kam zu einem Gegensatz zwischen Kirche und Staat; aber noch mehr zwischen denen, welche die administrative Regeneration des Mutterlandes und seiner Kolonien beabsichtigten; und anderen, die auf eine Wiedereroberung der verlorenen italienischen Provinzen dachten. Auch in Wien bekämpften sich eine spanische und eine österreichische Faktion; aber die Hauptsache war der innere Konflikt in den beiden mächtigsten westlichen Reichen.

In Frankreich erhob sich unter dem Regenten aus dem Hause Orleans eine Administration, die der Regierungsweise Ludwigs XIV. im Prinzip entgegengesetzt war und die nicht unbedeutenden Kräfte der Anhänger derselben gegen sich aufregte. Noch war in England die oberste aller Fragen, die Anerkennung der protestantischen Sukzession oder die Rückkehr unter die Herrschaft der Stuartischen Dynastie nicht zu vollkommener Entscheidung gediehen: den Tories schrieb man Hinneigung zu den Stuarts zu. In dem westlichen und südlichen Europa schien noch alle Tage ein Umschlag der eben eingerichteten Verhältnisse möglich zu sein.

Das große Ereignis, von welchem alles Spätere abhing, war das Übergewicht, das die Whigs über die in den letzten Jahren der Königin Anna wieder mächtig emporgekommenen Tories bei dem Regierungsantritt Georgs I. (1714—1727) in England erlangten. Dem ersten Versuche des Prätendenten aus dem Hause Stuart, sein Erbfolgerecht geltend zu machen, wurde durch englisch-holländische Waffen ein Ende gemacht: es war der Sieg des nationalen und protestantischen Prinzips, dem auch Brandenburg von jeher sich angeschlossen hatte. Einen Moment schien es, als würde es hierüber nochmals zum Kriege zwischen England und Frankreich kommen; aber eben das Gegenteil geschah. Der Regent, der seinen Widersachern gegenüber einer Unterstützung bedurfte,

suchte dieselbe in England. Er bestätigte den Frieden und erkannte nicht allein die hannoversche Erbfolge an, sondern trat auch in die engste politische Allianz mit König Georg I.: der Prätendent wurde nun auch von Frankreich ausgeschlossen. Die Allianz war nicht sowohl zwischen England und Frankreich als zwischen dem Regenten und dem whigistischen Interesse, das sich durch Georg I. repräsentierte, geschlossen.

Die vereinigte Macht der beiden Potenzen, die hier zum erstenmal energisch auftrat, setzte sich nach und nach in den Besitz einer Autorität, durch welche alle wichtigen Angelegenheiten in Europa entschieden wurden.

Für Friedrich Wilhelm I. lag darin kein Nachteil, zunächst ein Vorteil. Denn da König Karl XII. mit Georg I. als Kurfürsten von Hannover in Krieg begriffen war, so folgte von selbst, daß der Regent, der sich mit diesem verbündete, die alten freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs zu Schweden nicht mehr aufrechterhielt; er erkannte den Anspruch Brandenburgs auf Stettin und Pommern diesseits der Peene an. Schon im Herbst 1716 ist darüber ein geheimer Vertrag geschlossen worden. Ebenso gereichte es Friedrich Wilhelm zum Vorteil, wenn England dem Könige von Schweden die Ausflüsse der Weser zu entreißen suchte und die Besitznahme Bremens und Verdens durch Hannover guthieß. Aber nicht alle Folgen der Thronbesteigung des Kurfürsten von Hannover in England und der damit verbundenen politischen Kombination waren erwünscht für Brandenburg. Hannover erwarb dadurch einen Zuwachs an Ansehen, welcher sich auch in den territorialen Verhältnissen und Irrungen sehr fühlbar machte. Der hannoversche Minister Bernstorff trat mit den englischen Staatsmännern, welche die Träger des neuen Systems waren, Stanhope und Sunderland, in genaue persönliche Verbindung und erlangte dadurch einen Einfluß, der den Engländern selbst unbequem wurde, wieviel mehr den deutschen Nachbarn.

In nicht geringes Gedränge kam Friedrich Wilhelm I., als die Nordische Allianz sich nicht allein auflöste, sondern in Feindseligkeiten zwischen den bisherigen Verbündeten umschlug.

Noch einmal im Sommer 1716 hatte es geschienen, als ob die Nordische Allianz gemeinschaftlich den Versuch machen würde, den König von Schweden zu einem definitiven Frieden in ihrem Sinne zu nötigen. Der Zar meinte, es werde unmöglich sein, ihn dahin zu bringen, wenn man ihn nicht in Schweden selbst bedränge. Es war beschlossen worden, ihn durch ein vereinigtes Heer in Schonen anzugreifen. Peter I. erschien dazu selbst in

Dänemark, an dessen Gestaden auch eine englische Eskadre anlangte, und drang auf unverweilten Beginn der Unternehmungen. Es machte ihm das größte Vergnügen, seine neugegründete Marine von den Seemächten anerkannt zu sehen: er hat wohl einmal als Oberbefehlshaber fungiert. Allein die Dänen waren nicht so gut vorbereitet, wie man erwartete; und zeigten ihm überdies die Hingebung nicht, auf die er Anspruch machte, da es doch ihre Sache sei, die er führen wolle. Wir wollen nicht darüber absprechen, wem die Schuld beizumessen ist, daß es zu dem Unternehmen nicht kam. Der König von Schweden hatte indessen ein Heer von 30 000 Mann gesammelt und Veranstaltungen getroffen, infolge deren er dem Angriff, der ihm drohte, ohne Besorgnis entgegensah. Der Zar hatte gewiß nicht unrecht, wenn er behauptete, daß das Unternehmen, das so lange verzögert worden, nunmehr auf die größten Schwierigkeiten stoßen werde: der Krieg werde sich den Winter hinziehen; in den Festungen werde man einen starken Widerstand finden; wie solle sich die Armee da nähren und kleiden; man werde in die schwersten Verlegenheiten geraten. Unleugbar: vor allem ist es das Aufgeben dieser Unternehmung gewesen, was die Nordische Allianz zersprengt hat. Schweden war diesseits der Ostsee besiegt worden; in Skandinavien selbst schien es unangreifbar. Wie sechs Jahre früher Ludwig XIV. gegen die Angriffe der großen Allianz, die ihn vernichten sollte, durch die Veranstaltungen, die er traf, nicht allein, sondern auch durch die Entzweiung seiner Gegner gesichert worden war, so kam jetzt dem König von Schweden, seinen Waffen zur Seite, die Entzweiung seiner Widersacher zustatten. Und niemand könnte in Abrede stellen, daß auch diese ihren guten Grund hatte. Denn wenn sich der Zar in Dänemark festsetzte, wenn er, was man zu fürchten anfing, sich des Sundes bemächtigte, so würden alle die Bedrängnisse und Gefahren des europäischen Handels, die unter Karl Gustav die Seemächte aufgeregt hatten, sich erneuert haben. Noch war das wohl nicht unmittelbar zu fürchten. Das Landheer wie die Flotte des Zaren wendeten sich nach den östlichen baltischen Küsten; aber Besorgnisse, die einmal in den Gesichtskreis getreten sind, wirken immer fort, auch wenn die Umstände, die sie veranlaßten, sich ändern.

In dem Moment, wo der Nordische Bund sich auflöste, hat nun Peter der Große dem König Friedrich Wilhelm I. einen Besuch in Havelberg gemacht und daselbst eine Aufnahme gefunden, die seine Erwartung übertraf. Indem alle Bundesverhältnisse schwankten und unabsehbare Streitigkeiten in Aussicht traten, hielten es

die beiden Fürsten für ratsam, die über Schweden gemachten Eroberungen sich gegenseitig zu gewährleisten. Der schon im Jahre 1714 geschlossene Traktat wurde in Havelberg erneuert und verstärkt: schon damals war dem Könige von Preußen Stettin von dem Zaren, diesem dagegen von Friedrich Wilhelm Ingermannland und Carelien, nebst Wiborg und Narwa, sowie Estland garantiert worden. Minder entschieden war von Livland die Rede. Jetzt aber faßte man die Möglichkeit ins Auge, daß der eine oder der andere der nordischen Verbündeten mit Schweden ein besonderes Einverständnis treffe. Für den Fall, daß dies geschehe und Schweden fremde Unterstützung finden würde, versprachen die beiden Mächte einander gegenseitige Unterstützung; dann sollte auch den Russen Livland garantiert sein. Überdies aber gab es keine andere Macht, die imstande gewesen wäre, Schweden zum Frieden zu nötigen, als eben Rußland. Dem König kam es zustatten, mit dem mächtigsten, klügsten und tatkräftigsten Fürsten des Nordens verbunden zu sein. Das allgemeine Verhältnis wirkte auch auf die mecklenburgischen Irrungen zurück, die damals alle Welt beschäftigten.

Friedrich Wilhelm war in denselben bei weitem weniger entschieden gegen Rußland, als Dänemark und Hannover. Dem Zaren kam es darauf an, Wismar an den Herzog Karl Leopold, der sich eben mit seiner Nichte verheiratet hatte, zurückzubringen; aber seine Truppen waren bei der Kapitulation der Schweden von den Dänen und Hannoveranern zurückgewiesen worden. Unmöglich konnte Friedrich Wilhelm gestatten, daß die Russen sich in Mecklenburg festsetzten; aber ebensowenig, daß der wichtige Platz in die Hände von Dänemark und Hannover gerate. Die Differenz war eine sehr umfassende, da die Russen die Sache des Herzogs in den Streitigkeiten mit seinem Adel verfochten, Hannover aber, in dessen Händen die Direktion des niedersächsischen Kreises lag, von Kaiser und Reich autorisiert, sich des bedrängten Adels annahm.

Indem sich dergestalt im Norden tiefgreifende Mißhelligkeiten anbahnten, trat ferne davon eine Entzweiung ein, welche den ganzen europäischen Süden und Westen in Gärung brachte. Sie entsprang aus dem durch den Frieden von Utrecht nicht vollkommen zur Entscheidung gebrachten Machtverhältnis zwischen Österreich und Spanien.

Wenn man sich erinnert, welche Bedeutung für die spanische Monarchie zwei Jahrhunderte lang ihr Verhältnis zu Italien gehabt hatte, so kann man nicht anders erwarten, als daß der Fürst,

dessen Erbrecht in Spanien selbst nach langem Kampfe zur Geltung kam, Philipp V. aus dem Hause Bourbon, sich für bestimmt hielt, die Gerechtsame seiner Vorgänger auch in den Nebenlanden wiederherzustellen. Eine Zeitlang trat bei dem Schwanken der großen europäischen Entscheidungen unter dem Einfluß von Frankreich dies Bestreben zurück. Seit der zweiten Vermählung Philipps V. aber mit Elisabeth von Parma regte es sich um so stärker, da die Kinder aus dieser Ehe die Rechte des Hauses Farnese den Ansprüchen von Spanien hinzufügten. Als der Ausdruck dieser Tendenz kann Alberoni betrachtet werden, selbst ein Italiener, der Vertraute der neuen Königin, und durch dieses Vertrauen zu der höchsten Autorität in Spanien emporgekommen. Er ließ sich angelegen sein, die bereits begonnenen Reformen nach Kräften zu fördern; bei den Zeitgenossen gilt er als der Mann, der dem Königreich Spanien wieder Nerv gegeben und eine eigentümliche unabhängige Politik möglich gemacht habe; aber diese Politik lief den durch die Traktate festgesetzten Machtverhältnissen entgegen.

Alberoni faßte besonders die Emanzipation Italiens von Österreich ins Auge. Ob er der originale Urheber dieser Entwürfe, die ihm einen Namen in der europäischen Geschichte gemacht haben, gewesen ist, möchte man fast bezweifeln.

Man erfährt, daß der Fürst von Siebenbürgen, Franz Rakoczy II., der sein ganzes Leben hindurch Ungarn und den Orient im Sinne des französischen Hofes in Bewegung gesetzt hatte, nachdem er aus Ungarn verjagt, unter anderem Namen in Paris aufgenommen, sich bereits 1714 mit dem Gedanken getragen hat, eine italienische Ligue, die zugleich eine europäische sein sollte, zu diesem Zwecke zu bilden. Er rechnete dabei auf Savoyen und Venedig sowie auf die Waffen der Türken, zugleich auf die Unterstützung von Spanien und von Frankreich: mit König Ludwig XIV. stand er nach wie vor in vertraulichen Beziehungen; er lebte eigentlich von seiner Gnade. Ich weiß nicht, ob nicht die Vermählung Philipps V. mit der Prinzessin von Parma eben aus dieser Rücksicht von dem König gutgeheißen wurde. Diese Fürstin hat dann in der Durchführung der Ansprüche ihres Hauses den vornehmsten Zweck ihres Lebens gesehen. Rakoczy hatte sich nach dem Tode Ludwigs XIV. nach Madrid begeben. Sei es nun, daß Alberoni von ihm angeregt wurde oder nicht, den Augenblick, in welchem Österreichs Streitkräfte durch den Krieg gegen die Türken beschäftigt und andererseits sein Verhältnis zu den Seemächten, besonders seine Auseinandersetzung mit den Niederlanden schwierig

wurde, hielt dieser Minister für den geeignetsten, um die Prätensionen der spanischen Monarchie zur Geltung zu bringen; er unterbrach die wiederhergestellte Ruhe durch einen Angriff auf Sardinien. Es waren eigentlich die beiden spanischen Faktionen, die bourbonische und die österreichische, welche dort miteinander in Kampf gerieten: die erste behielt die Oberhand. Aber dadurch verletzte Alberoni die Mächte, durch welche der Friede von Utrecht, in dessen Folge der Kaiser Sardinien besaß, geschlossen war. Sie vereinigten sich mit dem Kaiser, um die getroffenen Stipulationen aufrechtzuerhalten. Alberoni, entfernt davon, vor dieser Verbindung zurückzuweichen, war vielmehr gesonnen, den Kampf mit ihr im größten Umfang aufzunehmen. In dem Regenten aus dem Hause Orleans, der, wie berührt, die von Ludwig XIV. überkommene innere und äußere Politik durchaus verändert hatte, sah Philipp V. seinen gefährlichsten Widersacher. Sie hatten beide die Nachfolge auf den französischen Thron, ein jeder für seine Linie, im Auge. Wenn nun der Regent wieder mit König Georg I. von England auf das intimste verbunden war: so folgte, daß Alberoni sich auf die Seite des Prätendenten neigte, der sich noch immer für fähig hielt, das Haus Hannover von dem englischen Throne zu verdrängen und sich eben zu einem solchen Unternehmen anschickte. Wäre es mit diesem Versuch gelungen, so würde der ganze Westen von Europa in Verwirrung geraten sein. Dem Kaiser hoffte Alberoni neue Feindseligkeiten in Ungarn zu erwecken. Rakoczy hatte sich selbst nach Adrianopel begeben; es ist gewiß, daß er durch spanisches Geld in den Stand gesetzt werden sollte, Siebenbürgen und Ungarn gegen Österreich in Bewegung zu bringen. Er meinte damit auch die Türken zur Fortsetzung ihres Krieges gegen den Kaiser zu ermutigen. Und zugleich hat Alberoni sein Augenmerk auf den Norden gewendet.

Die Missionen, die er dahin richtete, sind nicht hinreichend bekannt geworden; aber man weiß, daß er mit dem Gesandten des Königs von Polen in Venedig unterhandelte; und ebensowohl mit dem Könige von Schweden wie mit dem Zaren in Verbindung zu treten trachtete.

Der Gedanke, Rußland und Schweden zu pazifizieren, war nicht neu. Schon im Jahre 1709 erkannte man in Frankreich, wie wichtig das für alle europäischen Angelegenheiten werden müsse. Rakoczy ist schon damals von Ludwig XIV. mit der Vermittlung beauftragt gewesen. Das Vorhaben scheiterte damals an der Hartnäckigkeit Karls XII. Jetzt aber konnte man eher auf die Nachgiebigkeit desselben rechnen, nachdem ihm seine großen Unter-

nehmungen vollkommen mißlungen waren. Alberoni dachte daran, Rußland und Schweden, welche aus verschiedenen Gründen beide in Feindseligkeit gegen England gerieten, miteinander zu verbinden, um sie sowohl gegen England als gegen den Kaiser aufzurufen. Und hierbei fand er nun an Baron Goertz, dem Vertrauten und Günstling des Königs von Schweden, einen Gehilfen, der in weitaussehenden politischen Kombinationen lebte und webte. Goertz trat mit den Jakobiten, denen er die Hilfe des großen Kriegsmannes, seines Königs, in Aussicht stellte, in Verbindung. Wie weit dieser selbst persönlich beteiligt war, wird immer zweifelhaft bleiben: von seinen Ministern aber, Goertz und Gyllenborg, ist es unleugbar. Um dem König von Schweden freie Hand zu verschaffen, ergriff auch Goertz auf das lebhafteste den Gedanken, ihn mit dem Zaren zu pazifizieren; er richtete hierbei sein Augenmerk selbst auf Preußen. Er erschien in der Mark Brandenburg und legte Entwürfe vor, denen zufolge die preußischen Ansprüche an Schweden anerkannt und mit preußischer Hilfe auch die russischen geordnet werden sollten. Da er aber damit nur wenig Gehör fand, so wandte er sich unmittelbar an den Zaren, der ohnehin sehr dahin neigte, gegen Österreich Front zu machen. Es kam zu jenen Verhandlungen in Aaland, bei denen man sich zwar keineswegs verständigt, aber doch Entwürfe gewechselt hat, die zu einem Frieden und vielleicht selbst zu einer Gemeinschaft der Waffen führen konnten. Goertz hegte die Absicht, die Kriegskräfte des Königs und des Zaren zu einer Unternehmung gegen England und Hannover zu vereinigen. Die Sache bot in sich selbst fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar: denn es ließ sich nicht erwarten, daß Karl XII. auf die von den Russen eroberten Provinzen Verzicht leisten oder daß der Zar dieselben jemals wieder fahren lassen würde. Goertz trug sich dennoch mit diesen Gedanken auf das ernstlichste; er hoffte die Kriegslust seines Fürsten in diese Bahnen zu lenken. Mochte es sich aber mit der Ausführbarkeit dieser Entwürfe verhalten, wie es wolle, so konnten schon die Verhandlungen nicht verfehlen, ein allgemeines Aufsehen zu erregen. Die drei verbündeten großen Mächte, England, Frankreich und Österreich, sahen sich sowohl von Spanien als von Norden her bedroht. Und da nun jedermann annahm, Friedrich Wilhelm I. sei mit dem Zaren einverstanden, noch bei weitem mehr, als er es war, so wendete sich die Animosität besonders der deutschen Höfe gegen Preußen.

Es ist damals gewesen, daß die drei Höfe von Hannover, Dresden und Wien sich zu einer Allianz verständigten, die für

Preußen sehr gefährlich werden konnte. Aufgeschreckt durch das Gerücht einer Tripelallianz zwischen Rußland, Schweden und Preußen, welche die Wiederherstellung des alten Schützlings Karls XII., Stanislaus Leszczynskis, zum Zweck habe, setzte August II., der alsdann vom polnischen Throne entfernt worden wäre, alles ein, um an dem kaiserlichen sowohl wie an dem englisch-hannoverschen Hofe nachhaltige Unterstützung zu finden. Auch hierfür war die mecklenburgische Angelegenheit von Wichtigkeit. Die Gewaltsamkeiten, welche sich Karl Leopold immer aufs neue gegen seinen Adel erlaubte, hatten zu Beschlüssen des niedersächsischen Kreises und des Reichshofrats gegen ihn geführt, die nun mit Waffengewalt exequiert werden sollten. Der Kaiser autorisierte dieses Vorhaben nicht allein, er schien an der Exekution teilnehmen zu wollen; ein kaiserliches Heer sollte sich, durch Schlesien kommend, mit den Hannoveranern verbinden. Würde nun Friedrich Wilhelm I., im Einverständnis mit Rußland, dem entgegengetreten sein: so würde ihn — dazu waren die Vorbedingungen bereits festgesetzt — die schwerste Ahndung betroffen haben. An diesem Punkte trafen die allgemeinen europäischen Interessen mit den partikularen, besonders des nördlichen Deutschland, zusammen. König Friedrich Wilhelm wurde unmittelbar davon berührt. Denn wie hätte Brandenburg-Preußen die Herrschaft der Russen in Mecklenburg, die Erneuerung des Krieges zwischen Stanislaus und August wünschen können oder gar die Wiederherstellung des schwedischen Übergewichts im Norden. Wäre je die schwedisch-russische Allianz zustande gekommen, so hätte ihr Friedrich Wilhelm I. nicht beitreten können, da sie gegen England gerichtet war. Seine Instruktion an seine Gesandten lautete dahin: unter keinen Umständen auf einen Krieg gegen Großbritannien einzugehen. Noch weniger konnte er dem englischen Interesse akzedieren, das damals mit dem hannoverschen verbunden war; er fürchtete, Hannover wolle sich selbst in den Besitz von Mecklenburg setzen.

Man nimmt noch einmal die Analogie mit der Stellung Georg Wilhelms wahr, der im Kampfe der einander entgegengesetzten Weltmächte die Zertrümmerung seines Staates befürchten mußte. Nur war der Kreis der Bewegung durch die Teilnahme Rußlands und die Verbindung Englands mit Hannover unendlich erweitert. Wenn es nun das Verdienst des Großen Kurfürsten war, den getrennten Provinzen ein Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und eines gemeinschaftlichen Interesses gegeben, und das Verdienst Friedrichs I., einen nicht zu unterschätzenden Anteil auf

die allgemeinen Verhältnisse gesichert zu haben: so war damit doch nicht alles geschehen. Das von Friedrich I. erworbene Königtum genügte noch nicht, da die Streitkräfte des Staates nicht ohne fremden Einfluß aufgebracht und verwendet werden konnten: er erwartete, wie wir wissen, das meiste von dem Siege der Partei, der er sich in den allgemeinen Zerwürfnissen angeschlossen hatte. Das Bestreben Friedrich Wilhelms I. ging nun dahin, nicht allein stark genug zu sein, um nicht gleich im ersten Augenblick über den Haufen geworfen zu werden, sondern es kam ihm darauf an, inmitten der europäischen Konflikte seine Anliegen nach eigenem Ermessen zur Geltung zu bringen. Brandenburg war ein Staat, wenngleich noch nicht ein vollendeter; um sich als Staat zu behaupten, mußte es zugleich eine europäische Macht werden. Die Nachbarn mußten nicht allein Bedenken tragen, Preußen-Brandenburg zu verletzen, nicht allein den Wunsch haben, es seiner geographischen Position wegen zu sich herüberzuziehen; sie mußten dessen eigene Interessen respektieren. Die Fundamente einer unantastbaren Selbständigkeit mußten gelegt werden, die, ihres eigenen Bestehens sicher, ihrer Situation gemäß in die großen Angelegenheiten einzugreifen vermochte. In diesen Verhältnissen liegt der Ursprung der späteren preußischen Kriegsmacht. Es war nicht eine Sache der Willkür, sondern eine Notwendigkeit, wenn Friedrich Wilhelm mit einer Anstrengung, die allem anderen entsagte, dahin arbeitete, sie zustande zu bringen. Eben in der Zeit jener Konflikte, die alles zu zermalmen drohten, stellte er die militärisch-administrative Organisation auf, welche der preußischen Armee und dadurch der Unabhängigkeit des neuen Thrones erst eine feste Begründung gab. Dabei konnte er nicht, wie sein Vorfahr versucht hatte, auf eine durchgreifende Veränderung des landwirtschaftlichen Systems oder gar auf die Errichtung einer Nationalmiliz Bedacht nehmen. Denn diese Neuerungen, die ohne Zweifel eine Zukunft hatten, würden zunächst nur Schwäche und Verwirrung herbeigeführt haben. Friedrich Wilhelm bedurfte einer unmittelbar zur Wirksamkeit gelangenden Organisation. Er hielt an den altbewährten Prinzipien fest und suchte sie nur entschiedener und zweckdienlicher durchzuführen. Er verfuhr dabei mit dem leidenschaftlichen Eifer, ohne den nur selten etwas vollbracht wird und vor dem jede andere Rücksicht verschwindet. Gerade in jenen Tagen der allgemeinen Krisis war er mit den für sein neues System entscheidenden ständischen Verhandlungen — wir werden ihrer noch gedenken — beschäftigt.

Auf dieser Grundlage gelang es ihm, eine Armee ins Feld zu stellen, wie sie in deutschen Landen noch nicht erschienen war. Zunächst wurde freilich die Eifersucht, welche die Nachbarn gegen ihn hatten, verdoppelt; in dem stammverwandten Hannover stärker als irgendwo anders: die Verbindung Brandenburgs mit Rußland und das anwachsende Kriegsheer riefen in den hannoverschen Ministern jene Entwürfe hervor, bei denen sogar eine Zerstückelung der brandenburgischen Landschaften in Aussicht genommen wurde, in Verbindung mit den Höfen von Dresden und von Wien. Mannigfaltige Reibungen, Mißverständnisse und Agitationen traten dabei hervor; auf der einen Seite hingen sie mit den großen europäischen Verhältnissen zusammen, auf der anderen hatten sie doch auch sehr persönliche Beziehungen und Rückwirkungen. Wenn wir nicht auf eine nähere Darlegung dieser Irrungen eingehen können — denn sie würde ganz Europa zu umfassen haben —, so sei es uns dagegen gestattet, eines sehr partikularen Ereignisses zu gedenken, welches weniger an sich als nur deshalb Erwähnung verdient, weil es ein Symptom der allgemeinen Gärung ist, die damals Europa erfüllte und denn auch Brandenburg ergriff.

Johann Michael von Klement, ein protestantischer Ungar, der in Halle und Frankfurt an der Oder studiert hatte, war dann im Dienste Rakoczys noch sehr jung zu einer nicht unbedeutenden diplomatischen Tätigkeit gelangt; er vermittelte die Beziehung desselben zu den protestantischen Höfen, denen ihrer politischen Verbindung mit Österreich zum Trotz daran gelegen war, Siebenbürgen zu retten und die protestantischen Ungarn in ihren Schutz zu nehmen. Wir finden ihn in Berlin, im Haag, in England die Geschäfte seines Fürsten nicht ohne Erfolg führen. Alles aber endete unglücklich. Rakoczy war genötigt, nach Paris zu flüchten. Klement hat ihn auch dahin begleitet. Dort aber, da der Fürst ihn nicht mehr nach seinem Bedürfnis zu besolden imstande war, von seinen Gläubigern gedrängt, hat er sich von demselben getrennt. In der Hoffnung, Amnestie zu erhalten, wenn er über die geheimen Verhältnisse Rakoczys Mitteilungen mache, wandte sich Klement nach Wien und erhielt, da er dies ohne alle Rücksicht tat, nicht allein Amnestie, sondern wurde auch von dem Prinzen Eugen in mancherlei geheimen Geschäften verwandt. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Prinz Eugen hat erklärt, er sei sehr geschickt; aber er gehe nicht auf den geraden Wegen einher. Von den Priestern verfolgt, wie er behauptet, wurde Klement inne, daß er hier sein Glück nicht machen werde; und wandte sich nach

Dresden, wo er bei dem Generalfeldmarschall Flemming, der in den mannigfaltigen und immer wechselnden Beziehungen der damaligen Politik lebte und webte, gute Aufnahme fand, hauptsächlich, weil er eine genaue Kunde des Hofes, von dem er soeben kam, an den Tag legte. Weniger dahin als nach Brandenburg richtete sich jedoch in dieser Zeit die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls. Klement, der den brandenburgischen Hof von alter Zeit her kannte, schien Flemming geeignet, ihm daselbst im Verborgenen gute Dienste zu leisten. Denn auf allen Seiten ging man mit geheimen Plänen um, die bei der unsicheren Lage der allgemeinen Angelegenheiten sehr gefährlich werden konnten, wenn sie jemals zur Reife kamen. Ein großes Objekt der Politik bildete es, davon in Zeiten unterrichtet zu werden, um entgegengesetzte Verbindungen einzugehen. Die Aufmerksamkeit des sächsischen Hofes richtete sich vornehmlich auf den Vertrag, der, wie man sagte, zwischen Schweden, Rußland und Preußen abgeschlossen sei. Klement, welchem Flemming die in der mecklenburgischen Sache gegen den König von Preußen verabredeten Feindseligkeiten nicht verhehlte, wurde beauftragt, sich nach einem neuen zuverlässigen Korrespondenten umzusehen und vor allem über den angeblichen Vertrag Erkundigungen einzuziehen. Nun hatte Klement schon etwas früher die Bekanntschaft des Residenten einer kleinen Regierung, Georg Heinrich Lehmann aus Halle gemacht, der bereits, wenngleich in einer entfernteren Beziehung, zu dem Wiener Hofe stand: eines Mannes von alle den Fähigkeiten, deren Klement bedurfte, und einer ihm entgegenkommenden Gesinnung. So wachsam war bei aller ihrer Strenge die polizeiliche Aufsicht in Berlin nicht, daß es Klement nicht gelungen wäre, heimlich dahin zu kommen, um hier Erkundigungen über die vermutete Tripelallianz einzuziehen. Lehmann, der mit den Sekretären Grumbkows und Wartenslebens, Bube und Wernicke, vertrauliche Bekanntschaft unterhielt, meldete wirklich nach einiger Zeit, daß ein solcher Traktat allerdings im Werke sei; der König überhaupt nichts Gutes beabsichtige.

Das Bedenklichste war die Nachricht, daß nach diesen Entwürfen Stanislaus auf den preußischen Thron gesetzt und Preußen durch Pommerellen vergrößert werden solle. Leicht mögen Flemming diese Mitteilungen in seiner Intention, dagegen ein enges Bündnis mit Wien und Hannover zustande zu bringen, bestärkt haben. Aber noch eine andere Seite hatte diese Verbindung Klements mit Lehmann. Lehmann gehörte zu denen, die über die Regierungsweise Friedrich Wilhelms überhaupt mißvergnügt

waren. Sie schalten darüber, daß der König nur noch Offizieren gute Stellen gebe, alle anderen, besonders die Gelehrten, vernachlässige; daß er namentlich ihnen oder doch ihren Freunden ihre Pensionen gestrichen, oder vielleicht auch nur, daß er über die Straße gehend sie mit ungnädigen Augen angesehen habe. Bei einer Zusammenkunft, die zu Baruth zwischen Lehmann und Klement stattfand, kam das alles zur Sprache. Indem sie hier im gräflichen Garten spazierengingen, steigerten sie einander zu den wildesten Plänen. Man sprach davon, wie leicht es sei, den König Friedrich Wilhelm kurzweg wegzuführen. Lehmann meinte, man müsse sich zugleich der beiden Minister Ilgen und Kraut bemächtigen, auf deren Tätigkeit die damalige Macht von Preußen nach außen hin und im Innern beruhte; er hielt nicht allein dies, sondern eine Überraschung der Hauptstadt für ausführbar. Wenn wir Klement glauben, so hatte schon Flemming von ähnlichen Dingen gesprochen und den Wunsch zu erkennen gegeben, einen genauen Plan von Berlin in die Hände zu bekommen. Lehmann sprach dort von der damaligen Befestigung der Stadt, deren schwache Stellen er nachwies; er zeigte, wie man sie überraschen, den Schatz wegnehmen, das Schloß und die vornehmsten Häuser plündern könnte. Wie sehr aber täuschte sich Lehmann, wenn er Klement für wahrhaft einverstanden mit Flemming und für einen entschlossenen Feind des Königs Friedrich Wilhelm hielt. Eben in demselben Baruth hat Klement kurz darauf eine Zusammenkunft mit dem Hofprediger Jablonsky aus Berlin gehabt, der früher in den protestantischen Angelegenheiten von Siebenbürgen gearbeitet und mit ihm zusammen eine Reise nach England gemacht hatte. Durch Jablonsky ließ Klement den König Friedrich Wilhelm wissen, daß er ihm die wichtigsten Mitteilungen zu machen habe.

Die zweifelhafte Lage, in der man sich befand, und die Erinnerung an die alten Beziehungen Klements veranlaßten, daß man das Erbieten nicht vernachlässigen zu dürfen meinte. Nicht allein der Minister Knyphausen sprach mit Klement, sondern auch der König ließ sich herbei, seine Eröffnungen entgegenzunehmen. Man sah ihn eines Tages am Weidendamm fahren; hier verließ er dann seinen Wagen, um nach einem Garten am Oranienburger Tor zu gehen, wo er Klement antraf, der ihm nun nähere Mitteilungen über die Gefahren machte, von denen er persönlich bedroht sei.

König Friedrich Wilhelm war eben damals in wachsendem Mißverständnis mit dem Hof zu Wien und in großer Aufregung.

In diese Zeiten fällt ein Brief des Königs an den Fürsten von Anhalt, in welchem er sagt, er werde sich von den Herren Kaiserlichen keine leges vorschreiben lassen; keinen Krieg anfangen; aber es auch nicht dulden, wenn man ihn bei Gelegenheit des Haders in Mecklenburg mißhandele. Er berechnete bereits, wie er in kurzem ein ansehnliches Armeekorps vereinigen und dabei doch mit anderen Truppen Cleve und Westfalen sichern könne. Da gab ihm ein sonst als Freund des Hauses bekannter, eben von Wien und Dresden kommender früherer Diplomat Kunde von Verhandlungen, die man dort pflege, um ihn unschädlich zu machen, entweder durch Krieg oder durch Überraschung auf dem Lande oder in der Hauptstadt. Die vornehmste Schuld legte Klement auf Graf Flemming. Den Prinzen Eugen schonte er anfangs; bald aber liefen Briefe von ihm ein, in welchen er den Prinzen eigentlich als Oberhaupt des auf eine Umwälzung im preußischen Staat gerichteten Vorhabens darstellte: allenthalben habe er seine Vertrauten; er meine es zu einem Aufstande in Preußen zu bringen. Der König tat ohne Zweifel das Richtige, wenn er sich unverweilt an den Wiener Hof und den Prinzen Eugen selbst wendete, der dann, höchlich erstaunt, aber den Zusammenhang der Sache ahnend, den König aufforderte, den Denunzianten selbst zur Untersuchung zu ziehen. Klement war indes nach Dresden zurückgegangen: indem er den Grafen Flemming verriet, suchte er ihn doch in der einmal eingeschlagenen Richtung festzuhalten; er setzte ihm ausführlich auseinander, daß der König von Preußen nicht so stark sei, wie er scheine, daß die allgemeine Unzufriedenheit der Untertanen in dem Lande, besonders der Gewerbetreibenden, der Beamten und selbst der Armee es leicht machen werde, ihn niederzuwerfen. Er machte dem König von Preußen Mitteilungen über die Verbindung seiner Nachbarn, die gegen ihn im Werke sei; in demselben Augenblick suchte er alles hervor, was eben diese in einem solchen Vorhaben bestärken konnte. Geschah das alles bloß, um Geld zu erwerben? Dem König von Preußen gegenüber zeigte Klement eine gewisse Uneigennützigkeit, die auf denselben Eindruck machte; und unterdessen wurden für ihn in Wien die Schulden bezahlt. Er mußte noch andere Hilfsquellen haben.

In Verwicklungen dieser Art, Unzuverlässigkeiten, Widersprüchen nach allen Seiten hin ist es unmöglich, sich eine feste Meinung zu bilden, die als historisch gelten könnte. Man kann nur auf Vermutungen geraten, die denn wohl auch geäußert werden dürfen. Klement gehörte jener Kombination Rakoczy-Alberoni an,

die eben damals Europa umspannte; er hatte sich vor einigen Jahren von ihr getrennt und der entgegengesetzten, besonders dem Hofe von Wien, angeschlossen. Allein er behauptet doch immer, mit Spanien in Verbindung zu stehen, einige Monate früher sei er bei Alberoni gewesen: jetzt denke er im Haag mit Franzosen zusammenzutreffen, welche die Gegner des Regenten seien. Wirklich begab er sich nach dem Haag, wo noch immer alle Fäden der Politik ineinandergriffen; man sieht nicht, warum er dahin ging, wenn nicht in der von ihm angedeuteten, gegen den Regenten und dessen Verbündete im Sinne Alberonis gerichteten Absicht.

Eben damals war die Entführung des Regenten durch einen Handstreich, dem sehr ähnlich, welcher gegen Friedrich Wilhelm beabsichtigt sein sollte, wirklich auf das ernstlichste im Werke. Noch hoffte Alberoni auf Bewegungen in Ungarn, auf eine Zurückführung des Prätendenten.

Sollte nicht hiermit auch die Agitation am Berliner Hof zusammengehangen haben? Wir lassen dahingestellt, inwiefern es mit jenen Plänen, den König von Preußen zu überraschen, vielleicht aufzuheben, irgendwo Ernst gewesen ist. Aber Pläne dieser Art auf der einen Seite anzuregen, auf der anderen zu verraten, das Feuer, das in Deutschland glühte, zu heller Flamme anzublasen, so daß Österreich und England vollauf beschäftigt worden wären, würde den Intentionen Alberonis wohl entsprochen haben. Die Vermutung drängt sich auf, daß Klements Tun und Treiben mit den auf die Umgestaltung Europas zielenden Entwürfen Alberonis in Zusammenhang stand. Klement war ein kleiner Mann, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen, verführerisch durch die Sicherheit, mit der er auftrat, kundig, wie wenige der damaligen Welt; aber Unwahrhaftigkeit war ihm zur Natur geworden. Er hatte sich in Angaben verwickelt, die einander widersprachen, von denen aber etwas zurückzunehmen ein gewisses Selbstgefühl ihn abhielt. Den preußischen Bevollmächtigten, die ihn in Holland aufsuchten, gab er nähere Nachrichten über die angeblichen Einverständnisse, welche Prinz Eugen am preußischen Hof und unter den preußischen Beamten habe; und folgte zuletzt doch eigentlich freiwillig denselben nach Berlin. Er war nicht ohne Bewußtsein über die Gefahr des Schrittes, zu dem er sich entschloß; aber er wagte ihn, voll Vertrauen auf den Eindruck, den er auf den König gemacht hatte. Als Klement nach Berlin zurückkam, wiederholte er seine früheren Angaben mit noch größerer Zuversicht, und es gelang ihm wirklich, dieselben

dem König glaubhaft zu machen. Es gab damals zwei Parteien in Berlin, die einander in Staat und Gesellschaft bekämpften. Die eine von diesen, die sich dem Fürsten von Anhalt anschloß, dieser selbst, sowie der Vertraute Grumbkow wurden von Klement des Verrats bezichtigt. Es wirft ein eigentümliches Licht auf die Verhältnisse in Berlin, daß Ilgen damit unzufrieden war, wenn zur Begleitung Klements, der, um seine Papiere zu holen, noch einmal nach dem Haag ging und wieder zurückkam, ein Offizier verwandt wurde, der als ein Anhänger des Fürsten von Anhalt galt. Manche hielten den Fürsten für fähig, die alten Ansprüche des askanischen Hauses in der allgemeinen Verwirrung, die zu erwarten war, wieder zu erneuern. Auch sonst war in den höchsten Kreisen alles widereinander; einer sprach schlecht von dem anderen. Der König wußte nicht, wem er trauen, was er denken sollte. Um niemand, der um die Sache wissen könne, entschlüpfen zu lassen, wurden am 9. Dezember 1718 plötzlich die Tore der Stadt geschlossen; kein Mensch hinausgelassen, selbst nicht die Bauern, die, um ihr Getreide zu verkaufen, hineingekommen waren. Patrouillen durchzogen die Stadt; man sagte, der König habe sich selbst in der Nacht dabei beteiligt. Haussuchungen wurden gehalten und Verhaftungen vorgenommen, Männer und Frauen, die bisher in den höchsten Gnaden gestanden, wohl noch eben an der königlichen Tafel gespeist hatten, plötzlich nach Spandau abgeführt. Wenn auch Klement selbst dahin gebracht wurde, so geschah das mit der ausdrücklichen Versicherung der königlichen Gnade; aber, sagte man ihm, in so wichtigen Angelegenheiten müsse man nun einmal sicher gehen. Wie sehr der König von der Wahrhaftigkeit Klements durchdrungen war, sieht man aus zwei Schreiben, die er damals erließ: das eine an den polnisch-sächsischen Hof, das andere an Prinz Eugen (10. Dezember), welche sehr geeignet waren, die widerwärtigsten Eindrücke hervorzubringen. Dem König von Polen wurde angezeigt, daß er sich anderer Organe als der bisherigen bedienen müsse, wenn er mit dem preußischen Hofe verhandeln wolle: dem Prinzen Eugen wurden die Anklagen Klements in aller ihrer Krudität gemeldet; zwar mit der Versicherung, daß man sie nicht glaube, aber doch in einem sehr herausfordernden Tone. Bald darauf fügte der Zufall, daß Prinz Eugen und Flemming bei einem Mittagsmahl, das der in Wien anwesende Kurprinz von Sachsen gab, zusammentrafen. Der sonst sehr schweigsame Eugen gedachte dieser Sache nicht ohne Entrüstung; er stehe an der Spitze des kaiserlichen Kriegsheeres, aber mit Banditen habe er nichts zu schaffen;

er zeigte einen würdigen Stolz, ein beleidigtes moralisches Selbstgefühl. Graf Flemming sah in der Aufwallung des Wiener Hofes mehr eine gute Gelegenheit, zu seinem politischen Zwecke zu kommen. Das war am 20. Dezember 1718. Aber indessen hatte sich die Lage in Berlin verändert.

Man hatte jetzt Ernst mit der Untersuchung gemacht. Als Klement in Ketten geschlagen und mit den äußersten Mitteln, ein Geständnis hervorzurufen, bedroht wurde: fing er an, von seinen anzüglichsten Behauptungen, die er mit der größten Zuversicht vorgetragen, zurückzuweichen. Nach und nach wurde der König überzeugt, daß er von Klement betrogen worden, daß an alledem, was dieser ihm mitgeteilt, kein wahres Wort sei. Die Verhafteten, die in Spandau beisammen waren, wurden hierauf wieder entlassen; man suchte das ihnen geschehene Unrecht möglichst gutzumachen. Die Hauptschwierigkeit bot die Entrüstung der beiden Höfe dar, die man doch in der Tat beleidigt hatte. Der König säumte nicht, denselben begütigende Schreiben zugehen zu lassen; er bestand nur darauf, daß er durch die Wahrscheinlichkeit der ihm gemachten Mitteilungen so zu verfahren, wie er getan habe, veranlaßt worden sei.

Der Schriftwechsel endigte damit, daß die beiden Residenten, der österreichische sowie der sächsische, welche anfangs als Mitschuldige betrachtet worden waren, jetzt als Kommissarien zur Untersuchung mit herbeigezogen wurden. Zur Vollständigkeit derselben gehörte es, daß auch Lehmann, der, zur rechten Zeit von Klement gewarnt, nach Dresden geflüchtet war, ausgeliefert wurde, um mit demselben konfrontiert zu werden. Als ihn Klement ansichtig wurde, bot er ihm die Hand und bat ihn um Verzeihung. Um den König, der noch zuweilen seine alte Vorliebe für Klement durchblicken ließ, vollkommen davon zu heilen, ließ ihm Flemming jene Schilderung des Berliner Hofes, die derselbe nach seinem ersten Gespräch mit dem König abgefaßt hatte, im Original zugehen. Der König faßte jetzt die Meinung, die Absicht der Hauptschuldigen, Klement, Lehmann und Bube, sei gewesen, daß er vom Kaiser von Land und Leuten vertrieben werden solle. Der Prozeß nahm seinen regelmäßigen Verlauf.

Hauptsächlich eben deswegen ward Klement verurteilt, weil er sich an dem Kaiser und dem König von Polen vergangen und zugleich verräterische Anschläge gegen den König von Preußen geführt habe. Bube war in dem Gefängnis wahrscheinlich durch Selbstmord umgekommen; Klement und Lehmann wurden hingerichtet.

Aber ehe dies geschah, hatte, und zwar nicht ohne einen gewissen Einfluß dieser Vorfälle, eine andere Richtung in den allgemeinen Angelegenheiten Platz gegriffen. Die mecklenburgische Streitigkeit, welche Deutschland und den Norden in den Krieg zu verwickeln drohte, wurde friedlich ausgetragen. In jenem durch Klement veranlaßten Konflikt ließ der König Friedrich Wilhelm erklären: er sei entfernt davon, des Herzogs hartherziges Verfahren gegen seinen Adel gutzuheißen oder gar denselben gegen die kaiserlichen Mandate in Schutz zu nehmen; er wolle vielmehr alles tun, um den Zar zur Zurückziehung seiner Truppen zu vermögen. Diese erfolgte dann auch, nur unter der Bedingung, daß es in der Sache von Mecklenburg nicht ganz und gar auf das Verderben des Herzogs abgesehen sei. Friedrich Wilhelm hatte nichts dagegen, daß die Exekution durch braunschweigische Truppen vollzogen wurde. Damit fielen dann auch alle jene Entwürfe, bei denen es auf das Verderben Preußens abgesehen war, in nichts zusammen. Hierauf konnte man dazu schreiten, das Einverständnis mit England wiederherzustellen.

Noch waren dort die Männer der französischen Allianz, Stanhope und Sunderland, am Ruder. Mit den gegen Preußen gerichteten Entwürfen Bernstorffs waren sie doch nie einverstanden gewesen; sie ließen den König Friedrich Wilhelm wissen, er möge sich in den partikularen Streitigkeiten mit Hannover nachgiebiger erweisen; die englische Nation, der daran nichts liege, werde ihm ein andermal ihre Freundschaft an den Tag legen. Aber auch abgesehen von den hannoverschen Interessen bot eine Verständigung zwischen Preußen und England große Schwierigkeit dar. Die englische Politik war damals noch vor allem gegen Rußland gerichtet, wie denn bereits eine englische Eskadre zur Entscheidung der nordischen Streitfrage in der Ostsee erschien. Ein englischer Gesandter war dann in Berlin eingetroffen, um einen definitiven Vertrag zustande zu bringen, wozu der Tod Karls XII. freien Raum gemacht hatte.

Der Entwurf hatte nicht sogleich den Beifall Friedrich Wilhelms, der dadurch in seinen Beziehungen zu Rußland gestört zu werden fürchtete. Den vornehmsten Anstoß gab ihm ein Artikel zugunsten Polens, der gegen Rußland gedeutet werden konnte. Der König weigerte sich, ihn anzunehmen; denn er wäre dadurch mit seinen Verpflichtungen gegen Rußland, die er, wie alles, was er trieb, mit ganzer Seele ergriffen hatte, in Widerspruch geraten. Aber nicht zu leugnen war und die Minister stellten es dem Könige mehr als einmal vor, daß es für ihn und sein Land einen unschätz-

baren Vorteil bilde, mit England und Frankreich Hand in Hand zu gehen; denn kein Zweifel konnte sein, daß diese Mächte nunmehr bei dem Übergewicht, das sie in Stockholm besaßen, den Frieden diktieren würden. Es lag offenbar in der Hand von England, die definitive Abtretung Vorpommerns bei Schweden durchzusetzen.

Zwischen der westlichen und östlichen Macht im Gedränge, auf der einen Seite im Begriff, seine große Erwerbung definitiv an sich zu bringen, auf der anderen abgeneigt, von seiner Verbindung mit Rußland abzustehen, geriet Friedrich Wilhelm in eine innere Agitation, in der er den extremsten Anwandlungen Raum gab, die ihn auf das Krankenlager warfen. Indem er sich entschloß, seine alte Verbindung mit England zu erneuern, verlangte er doch die Zusage, daß die Friedensunterhandlungen mit Rußland zugleich in die Hand genommen würden. Und so viel erreichte er in der Tat, daß ihm dies von den englischen Bevollmächtigten versprochen wurde. Am 17. August 1719 kam es zu zwei verschiedenen Verträgen zwischen Friedrich Wilhelm I. und Georg I., einem, in welchem dieser als Kurfürst von Hannover, und einem zweiten, in welchem er als König von England auftritt. Für die allgemeinen Angelegenheiten hat der letztere eine überwiegende Bedeutung. Die beiden Könige verbinden sich, gemeinschaftlich für die Herstellung des Friedens mit Schweden zu arbeiten, für ihre besonderen Interessen Sorge zu tragen. Sie wollen vor allem den Verkehr auf der Ostsee auf dem alten Fuß herstellen; dann aber auch alle Feindseligkeiten gemeinsam abwehren, die gegen den einen wegen seiner Sukzession in Großbritannien und gegen den anderen wegen der den Schweden entrissenen Provinzen erhoben werden könnten. Sie garantieren einander gegenseitig die Sukzession und diese Provinzen. Sollte wegen des mit Schweden zu treffenden Friedens oder der zur Ausführung desselben genommenen Maßregeln irgendeine Macht sie angreifen, den König von Preußen namentlich auch in Pommern oder in Preußen, so versprechen sie in einem geheimen Artikel einander eine noch weitere gegenseitige Hilfeleistung.

Unleugbar ist dieser Vertrag für Preußen überaus vorteilhaft. Die neu erworbenen Provinzen werden darin von England garantiert; also der ganze Bestand des Staates, wie er nunmehr war. Was Preußen dagegen verspricht, versteht sich eigentlich von selbst. Denn die protestantische Sukzession in England war sein eigenes unzweifelhaftes Interesse. Will man wissen, was die Engländer zu dieser Annäherung mehr im Gegensatz als im Einver-

ständnis mit Hannover vermochte, so hat es Stanhope einst bei einem Mittagsmahl dem König unverhohlen ausgesprochen; er sagte ihm: er sei populär in England; und zwar deshalb, weil England ihn brauche; denn England habe eine schöne Flotte, der König ein schönes Landheer, diese sollten beide zusammenwirken. „Ganz recht", antwortete der König.

Versäumen wir nicht, uns die Lage der allgemeinen Angelegenheiten in der Zeit, als dieser Traktat geschlossen wurde, zu vergegenwärtigen. Es war die Epoche des Angriffs der Quadrupelallianz gegen Alberoni und dessen Pläne.

Bereits im Sommer 1718 hatten sich England, Frankreich und Österreich, die Akzession von Holland setzte man voraus, hierzu vereinigt. Und ihre Unternehmungen waren von ungewöhnlichem Glücke begleitet.

Die Grundlage von allem bildete der Friede zwischen dem Kaiser und den Türken zu Passarowitz, der unter Vermittlung der Westmächte zustande gebracht wurde und dem Kaiser freie Hand verschaffte, um sich gegen Sizilien, das die Spanier soeben in Besitz genommen, zu wenden. Dazu kam das unerwartete Ereignis vor Friedrichshall, der Tod Karls XII. Das Unternehmen des Prätendenten, das Alberoni unterstützte, wurde durch Stürme und andere Unfälle vereitelt. Dann nahmen die verbündeten Mächte einen Anlauf gegen die Spanier selbst. Der Regent, durch eine gegen ihn gerichtete Verschwörung gereizt, entschlug sich fürs erste aller Rücksicht auf die spanischen Bourbons; er hatte dabei auch die französische Nation auf seiner Seite, welche die Sympathien für Philipp nicht empfand, die dieser bei ihr voraussetzte. Die Franzosen drangen über die Pyrenäen vor; sie nahmen im Juli und August 1719 die altberühmte Grenzfestung Fuentarabia ein: und mit englischer Hilfe zerstörten sie die Werfte in den Häfen, wo die Spanier eben ihre Kriegsschiffe ausrüsteten. In derselben Zeit drang ein kaiserliches Heer in Sizilien ein, ebenfalls unter dem Schutze einer englischen Flotte, und eroberte Messina. Alberoni empfand, daß die wiederhergestellten Kräfte von Spanien gleichwohl nicht fähig sein würden, diesen Angriffen zu widerstehen. Indem er aber Frieden anbot, wurde von den Verbündeten der Beschluß gefaßt, König Philipp V. die Entlassung seines ersten Ministers zur vornehmsten Bedingung einer Abkunft zu machen. Man versäumte nicht, jeden persönlichen Einfluß, auch den des Beichtvaters dafür in Bewegung zu setzen. Im Dezember 1719 ward Alberoni plötzlich entlassen; König und Königin von Spanien akzedierten der Quadrupelallianz, die ur-

sprünglich gegen sie geschlossen war. Sie erkannten jetzt den Utrechter Frieden, d. h. die Grundlagen der in Europa eingeführten Ordnung der Dinge im allgemeinen an; doch trugen sie auch einen Vorteil davon, der ihren Intentionen entsprach und für die Zukunft sehr bedeutend werden sollte. Sardinien und Sizilien gaben sie auf; aber das Recht ihres ältesten Sohnes auf Parma und Piacenza wurde gewährleistet und demselben selbst die Aussicht auf die Nachfolge in Toskana eröffnet; zugleich traten sie in ein besseres Verhältnis zu dem Regenten. So viel springt in die Augen, daß die zwischen Georg I. und dem Regenten geschlossene Verbindung die Oberhand in dem südlichen Europa bekam. Preußen hatte sich durch jenen Vertrag derselben gleichsam angeschlossen; es verdankte ihr seinen Frieden mit Schweden.

Am 21. Januar 1720 ward der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Schweden die Stadt Stettin, den Distrikt zwischen der Oder und Peene, die Inseln Usedom und Wollin samt dem Pommerschen Haff und seinen drei Ausflüssen an den König von Preußen und dessen Erben auf ewig abtrat. Der schwedische Reichstag erklärte, in dem Zustand, in welchem das Reich sei, könne er diesen Frieden nicht mißbilligen, und gab ihm seine Genehmigung.

Wir erinnern uns, wie einst der Große Kurfürst, um Stettin zu behaupten, nahe daran war, das Bestehen seines gesamten Staates auf das Spiel zu setzen. Jetzt fiel es seinem Enkel durch eine allgemeine Übereinstimmung der westlichen und östlichen Mächte in die Hände.

Mit Freuden nahm Friedrich Wilhelm im Jahre 1721 die Huldigung ein. Er gab den Bürgern die Waffen zurück, die ihnen eine Zeitlang entzogen gewesen, und sendete der Stadt eine französische Kolonie zu, von der sich die Hebung ihres Wohlstandes hoffen ließ.

Noch wichen die Schweden von dem pommerschen Boden nicht ganz und gar zurück; eingedenk ihrer alten Interessen, die zu den Unternehmungen in Deutschland geführt hatten, bestanden sie darauf, Stralsund und Rügen zu behalten. England war dafür gewonnen; durch seine Vermittlung wurde Dänemark bewogen, die pommersche Küste, die es innehatte, aufzugeben. Und so viel wenigstens bewirkte in Frankreich die Erinnerung an seine alten Verbindungen mit Schweden, daß es sich lebhaft dafür erklärte. In dem Deutschen Reiche ward es gutgeheißen, weil die schwedische Stimme an dem Reichstage ungern vermißt wurde. Man hat die Modalitäten unter dem Einfluß der vorwaltenden Mächte

Königin Sophie Dorothea von Preußen.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Die Eltern Friedrichs des Großen.

Nach den Kupferstichen von Joseph Caspar.

festgesetzt. Auch Dänemark nahm die allerdings sehr vorteilhaften Vorschläge, welche Großbritannien machte, an und willigte in die Rückgabe der über Schweden zuletzt gemachten Eroberungen, wogegen die Schweden Bremen und Verden an Hannover überließen. So geschah es, daß die beim ersten Abschluß der hannoversch-brandenburgischen Allianz im Jahre 1684 gemachten Entwürfe doch endlich durchgeführt wurden. Frankreich, das sich damals denselben mit Entschiedenheit entgegengesetzt hatte, nahm unter ganz veränderten Zuständen jetzt selbst an ihrer Ausführung Anteil. Noch widersetzte sich jedoch der Zar, nicht zwar in dem, was Brandenburg-Preußen, aber in dem, was Dänemark und Großbritannien betraf. Die verbündeten Mächte meinten beinahe mit ihm verfahren zu können wie mit dem König von Spanien. Eine englische Flotte sollte die Schweden unterstützen gegen Rußland, wie die Kaiserlichen im Mittelmeer und die Franzosen an der ozeanischen Küste gegen Spanien.

Aber der Zar war auf das gewaltigste gerüstet; er hielt Schweden unter dem Schrecken seiner Verwüstungen. Die Hilfeleistung der englischen Flotte war im Norden doch unwirksamer, als man erwartet hatte. Die Russen behielten dagegen über die Schweden auch zur See allenthalben die Oberhand. Der Plan, eine Expedition nach Livland zustande zu bringen, bei der auch Preußen mitwirken sollte, scheiterte an dem Widerstand Friedrich Wilhelms I., der nur an einer Mediation, nicht aber an einem Kriege gegen Rußland teilnehmen wollte. Was hätte sich auch von England oder von Frankreich für eine Unternehmung so weitaussehender Art erwarten lassen, in einer Zeit, in der die verwegenen, auf Überspannung des Kredits beruhenden Finanzsysteme, die in beiden Ländern versucht worden waren, in sich selbst zusammenbrachen und alle Kräfte paralysierten. In England trat ein neues Ministerium ein, welches sich von allen hannoverschen Sympathien, inwieweit sie bisher noch Beachtung gefunden hatten, losriß: war doch England selbst durch die umfassendsten kommerziellen Interessen zur Rücksicht auf Rußland genötigt.

So weit also reichten die Kräfte der Allianz, die sonst in Europa allenthalben dominierte, mitnichten, daß Rußland sich ihr unterwerfen oder Preußen sich ihr unbedingt hätte anschließen müssen. Von Einfluß waren die inneren Zustände in Schweden, wo sich eine neue Regierung im Gegensatz gegen den Herzog von Holstein gebildet hatte und eine Staatsform eingeführt worden war, die das Schwergewicht der Macht dem Königtum entzog und in die Stände legte. Um dem Herzog von Holstein den Beistand des

Zaren zu entziehen, entschlossen sich die Schweden, ohnehin aller wirksamen Unterstützung der europäischen Mächte beraubt, sich in das Unabänderliche zu fügen und die streitigen Provinzen alter deutscher Kolonisation, welche sie einst den Polen entrissen hatten, dem Zaren zu überlassen, der dagegen ihre Verfassung, wie sie nunmehr war, anerkannte und dieselbe nicht zu stören ausdrücklich versprach. Zwischen den beiden Nachbarreichen, die eine aristokratische Gestaltung annahmen, Schweden und Polen, kam die Monarchie des Zaren, den sein Volk eben hierbei als einen großen Kaiser begrüßte, gewaltig empor. Auch Schweden geriet in die nachteilige Lage, die wir bei Polen und Spanien bemerkten: mit der großen Weltstellung, die es jahrhundertelang besessen, verlor es die Bedingungen seiner Bedeutung überhaupt. Schweden und Polen waren abwechselnd Gegner des brandenburg-preußischen Staates gewesen: in Rußland sah derselbe seinen natürlichen Bundesgenossen.

Zweites Kapitel.

Pragmatische Sanktion. Bündnis von Hannover.

Aus der Ferne der Zeiten angesehen boten die europäischen Verhältnisse nach den Friedensschlüssen im Norden und den Erfolgen der Quadrupelallianz im Süden die Aussicht auf einen langen Frieden dar; die einander widerstrebenden Elemente, die in dem spanischen Erbfolgekriege und in dem Nordischen Kriege miteinander gerungen hatten, waren zu einer Pazifikation gelangt, welche die Welt umfaßte; auch Preußen hatte seine Stellung in ihrer Mitte genommen. In einem politischen Testamente, welches Friedrich Wilhelm bereits im Jahre 1722 aufgesetzt hat, entwickelt er die Beziehungen, in denen der preußische Staat zu den verschiedenen Mächten stehe. Und es ist sehr der Mühe wert, sich die Situation zu vergegenwärtigen, wie er sie nach den verschiedenen Seiten hin auffaßt. In bezug auf die nordischen Angelegenheiten empfiehlt er vor allem, an der Allianz mit Rußland festzuhalten, welche zuverlässig sei und nur befestigt werden müsse. Er wünscht die Erhaltung von Polen in seiner damaligen, mehr republikanischen als monarchischen Staatsform, mit Rücksicht auf den Einfluß, den Preußen auf dem polnischen Reichstage übe. Von Schweden setzte er voraus, daß es noch immer in der bisherigen Feindseligkeit verharre; doch zweifelte er nicht, daß es dermaleinst gegen eine bedeutende Geldzahlung auch Stralsund abtreten werde. Würde Preußen mit Schweden feste Freundschaft haben, so würde es auch gegen Dänemark freie Hand behalten. Von seinen nächstmächtigen Nachbarn in Deutschland, den Sachsen und Hannoveranern, urteilte Friedrich Wilhelm, daß die letzten die zuverlässigeren seien; man könne mit ihnen in enge Allianz treten; mit den ersten dürfe Brandenburg nur in einem allgemeinen freundschaftlichen Verhältnis stehen. Er ist überzeugt, daß der Kaiser den Anwachs des Hauses Brandenburg mit Eifersucht ansehe; denn dies werde dadurch so mächtig, daß es sich um seine Mandate und Befehle nicht zu kümmern brauche; auch Brandenburg dürfe den Kaiser nicht stärker machen, als er

schon sei. Mit Frankreich weist er keinesfalls alle Verbindungen zurück; denn die französische Macht könne der preußischen, die preußische der französischen gute Dienste leisten. Nur dürfe ihre Verbindung nicht gegen das Deutsche Reich gerichtet sein; und wenn man die halbe Welt dem König von Preußen dafür anböte, so müsse er das ablehnen. Die Allianz mit den Vereinigten Niederlanden hatte die alte Bedeutung nicht mehr: auch Friedrich Wilhelm wollte nicht über allgemeine freundschaftliche Beziehungen mit denselben hinausgehen. Dagegen legte er den größten Wert auf ein gutes Vernehmen mit England. Vornehmlich in der Allianz mit England und Rußland sah er damals seine Sicherheit. In dieser befestigten, nach keiner Seite hin gefährdeten Stellung meinte er, den Ausbau des Staates, in dem er begriffen war, weiter durchführen zu können, um, wenn die Gelegenheit sich darbiete, seine gerechten Ansprüche zur Geltung zu bringen.

Ein so ruhiger Fortgang der allgemeinen Verhältnisse, wie er da in Aussicht genommen ward, läßt sich doch in unserem Europa niemals erwarten. Unaufhörlich in ihrer eigenen inneren Entwicklung begriffen, nehmen die verschiedenen Staaten immer neue Stellungen ein; und damals war die im ganzen und großen vollzogene Pazifikation doch nicht so vollständig, daß nicht Streitfragen übriggeblieben wären, welche zu erneuerten Irrungen Anlaß gaben.

Namentlich entsprangen aus dem Verhältnis Österreichs zum südlichen Europa Verwicklungen, auf welche Friedrich Wilhelm I. an sich nicht viel Rücksicht nahm, die ihn aber bald unmittelbar berühren sollten. Die Differenzen, die bei der Akzession Spaniens zu der Quadrupelallianz unerledigt geblieben waren, beschäftigten noch die allgemeine Aufmerksamkeit. Wohl betrafen dieselben meistenteils Ehrenpunkte, die an sich geringfügig erschienen, z. B. wenn der eine und der andere Hof das ausschließliche Recht, den Orden des Goldenen Vließes zu erteilen, für sich in Anspruch nahm. Aber dabei kamen doch die erheblichsten Fragen der Politik zur Sprache. In Italien wurde die Herrschaft von Österreich, die weit entfernt war, gesichert zu sein, doch schon sehr drückend empfunden, alles richtete sein Augenmerk auf den Infanten Don Carlos, dem, wie erwähnt, die Aussicht auf die Stiftung einer bourbonischen Herrschaft in Parma, Piacenza und Toskana eröffnet worden war. Die westlichen Mächte hatten den Streit dadurch auszugleichen gedacht, daß man die Oberlehnsherrlichkeit des Reiches nicht allein über die beiden ersten, sondern auch über das dritte dieser Fürstentümer anerkannte und

der Kaiser sich zu der eventuellen Investitur des Infanten mit denselben verpflichtete. Das führte aber zu neuen Mißhelligkeiten. Der Päpstliche Stuhl nahm die Oberherrlichkeit über Parma und Piacenza wie vor alters, so auch jetzt in Anspruch. In Toskana meinte man vollkommen unabhängig zu sein und neigte sich selbständig auf die spanisch-bourbonische Seite. Man hieß die Kombination auch deshalb gut, weil ja Don Carlos, ein Abkömmling von Maria Medici, florentinisches Geblüt in sich habe. Auf einem Kongreß, der im Jahre 1722 zu Cambray zur Schlichtung dieser Streitigkeiten eröffnet wurde, kamen diese Fragen erst recht in Evidenz.

Der Kaiser hielt an seiner von den Mächten anerkannten Lehnsherrlichkeit fest und bezog sich bei den einzelnen Fragen, namentlich der über die Aufnahme neutraler oder spanischer Garnisonen in die festen Plätze jener Landschaften, die ihm angemutet wurde, auf die Entscheidung des Reichstags zu Regensburg. Er war mit den ursprünglichen Alliierten schon nicht mehr in gutem Vernehmen; sein Versuch, seinen niederländischen Provinzen einen freien Handelsverkehr nach den ostindischen Gewässern zu verschaffen, setzte Holländer und Engländer gegen ihn in Aufregung. Die Holländer machten einen Artikel ihres Friedens zu Münster mit Spanien geltend, durch welchen diesem eine Ausdehnung seiner Macht nach Indien verboten wurde; nur aber in die Rechte Spaniens sei Österreich bei dem Übergang der Niederlande in seinen Besitz eingetreten. Dagegen stellte der Kaiser vor, daß dieser Besitz durch die Vorrechte, welche sich Holland ausbedungen habe, ihm mehr zur Last falle, als zum Vorteil gereiche; er müsse dem Lande durch die Eröffnung neuer Handelswege Hilfsquellen des Wohlstandes verschaffen.

Wenn Karl VI. jemals für irgendeine Sache lebhafte Vorliebe gehegt hat, so war es für Kommerz und Seewesen; man konnte durch kühne und einigermaßen scheinbare Entwürfe in dieser Beziehung sein Glück bei ihm machen.

Für die österreichischen Länder ist diese Gesinnung nicht ohne Folgen geblieben; das Emporkommen von Triest darf ihr größtenteils zugeschrieben werden. Der Kaiser hat einmal den Gedanken gehabt, daß seine Kauffahrer von Triest und Ostende in dem befreundeten Lissabon sich vereinigen könnten. Von Ostende trug die Kompagnie ihren Namen, der er im Jahre 1722 seine feierliche Sanktion gab. Die Direktoren der Kompagnie trugen sich mit den weitesten Aussichten und schienen Glück zu haben; sie hatten einen Hafen unfern Madras erworben. Aber wie hätte eine solche

Konkurrenz nicht auch den Engländern verhaßt sein sollen. Die Interessen der ostendischen Kompagnie waren schon damals von vieler Bedeutung für die Politik von England.

Wie aber der Kaiser nicht mehr auf die Seemächte zählen konnte, so war andererseits das enge Verhältnis, in welches Spanien durch den Regenten mit Frankreich getreten war, durch den Tod desselben überaus zweifelhaft geworden. Der Herzog von Bourbon, der die französischen Geschäfte leitete, folgte gerade entgegengesetzten Gesichtspunkten. Wenn nun von der Dazwischenkunft der beiden vermittelnden Mächte unter diesen Umständen nicht viel zu erwarten war, so faßten die Spanier, welche die einst von Alberoni verfolgten Ziele niemals aus den Augen verloren, die Hoffnung, sie auf entgegengesetztem Wege durch unmittelbare Verbindung mit dem Hause Österreich zu erreichen. Der Kaiser hatte nur Töchter, der König von Spanien nur Söhne. Der Gedanke wurde ergriffen, durch Vermählung der Erzherzoginnen mit den Infanten den Streit der beiden Häuser auf immer auszugleichen. Die Entwürfe des spanischen Zweiges der bourbonischen Dynastie waren immer sehr umfassend. Man schmeichelte sich, durch eine Vermählung des ältesten Prinzen aus der zweiten Ehe des Königs mit der ältesten Tochter des Kaisers die deutschen Erbländer für ihn erwerben zu können. Derselbe sollte dann — denn durch seine Eigenschaften werde er fähig dazu — zum römischen König erhoben werden. Aber nicht die ganze österreichische Monarchie war für ihn bestimmt. Den jüngeren Bruder, Don Philipp, dachte man mit den italienischen Herzogtümern auszustatten und ihn mit der zweiten Erzherzogin zu vermählen, der dann die italienischen Besitzungen des Kaisers als Mitgift zufallen sollten. Man meinte, sogar auf eine Rückerwerbung der Niederlande zählen zu dürfen. Es war, als ob die Ideen Philipps II. wieder auferweckt und zur Ausführung gebracht werden sollten[1]. Wie man sich das hierdurch zu begründende Verhältnis dachte, ergibt sich unter anderem daraus, daß man Karl VI. für verpflichtet hielt, zur Wiedereroberung von Gibraltar und Minorka behilflich zu sein: denn im Bunde mit ihm gegen den König von Spanien aus dem Hause Bourbon sei beides von den Engländern erobert worden.

Man kann das kaum einen politischen Plan nennen; wenigstens gehört er mehr der Imagination als einer ernsten Berechnung an. Aber er durfte wohl erwähnt werden, da bei den Verhand-

[1] Vgl. „Die Osmanen und die Spanische Monarchie", 2. Abteilung.

lungen, die sogleich eröffnet wurden, zwar nicht dieselben, aber ähnliche Gedanken maßgebend geblieben sind.

Fast gegen die eigene Erwartung Philipps V. fand der Bevollmächtigte, den er in tiefem Geheimnis nach Wien schickte, Ripperda, eben auch ein Parteigänger, an denen diese Zeit so reich ist, der schon mehr als einmal die Religion gewechselt hatte und demgemäß aus dem holländischen in den spanischen Dienst getreten war, mit seinen Eröffnungen Eingang. Sie entsprachen nicht allein den kommerziellen Tendenzen des Kaisers; sie konnten auch für ein anderes großes Unternehmen, in welchem Karl VI. begriffen war, das Wichtigste, was er wohl überhaupt in den Sinn gefaßt hat, von großem Werte werden. Es ist die Durchführung der Pragmatischen Sanktion. Eben in derselben Zeit, in welcher die spanischen Cortes die Trennung der Krone von Spanien und Frankreich beschlossen und der Traktat von Utrecht sie sanktioniert hat — das erste geschah im November 1712, das zweite im März 1713 —, hatte Karl VI. es ratsam gefunden, auch für die Zukunft von Österreich als eines Gesamtstaates Sorge zu tragen. Nachdem Joseph I. ohne männliche Erben gestorben und Karl VI. ein paar Jahre in unfruchtbarer Ehe zugebracht, fing man in Wien an zu fürchten, daß der deutschen Linie des Hauses Habsburg in kurzem dasselbe Schicksal bevorstehe, was die spanische betroffen. Die Siege, die man erfocht, die Erweiterung des Gebietes selbst machten die österreichischen Staatsmänner traurig, wenn sie bedachten, daß der Staat vielleicht so sterblich sei wie der Kaiser; daß bei dem Tode desselben eine Auflösung der Monarchie in ihre durch die Arbeit von Jahrhunderten vereinigten Bestandteile in Aussicht trete.

Wie man bemerkt hat, daß die ganze diplomatische Geschichte der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von der Erwartung der Thronerledigung in Spanien und den daran sich knüpfenden Entwürfen bestimmt ward, so haben die Bewegungen über die Erbfolge in Österreich mehrere Jahrzehnte vor dem Tode Karls VI. ihren Anfang genommen: die diplomatischen Verhandlungen wurden nunmehr von dieser Erwartung beherrscht, wie früher von jener.

Für Österreich war es ohne Zweifel die vornehmste aller Aufgaben, seiner eigenen Auflösung vorzubeugen. Als Staat hatte es noch keinen eigentlichen Mittelpunkt; insofern war ihm der Besitz des Kaisertums, welches diesen bildete, eher nachteilig als vorteilhaft gewesen. Ob ein österreichischer Staat als solcher bestehen oder derselbe sich in die Länder verschiedener Nationalität

und Berechtigung, aus denen er ursprünglich zusammengesetzt war und die nur durch das dynastische Interesse zusammengehalten wurden, auflösen sollte, hing davon ab, daß eine über das Leben des gegenwärtigen Regenten hinaus gesicherte Erbfolgeordnung eingeführt wurde. Es hat einen historischen Zusammenhang, wenn in dem Momente, in welchem die Trennung von Österreich und Spanien festgesetzt wurde, Österreich sich als ein besonderer und unteilbarer Staat begründete. In einer feierlichen Versammlung seines Geheimen Rates ließ der Kaiser am 19. April 1713 ein Hausgesetz verkündigen, kraft dessen die ihm angestammten Erbkönigreiche und Lande nach seinem Tode sämtlich und ungeteilt an seine männlichen Nachkommen, wenn er aber deren nicht habe, an seine Töchter und in deren Ermangelung an die Erzherzoginnen, Töchter seines verstorbenen Bruders, endlich auch an seine Schwestern, Töchter des Kaisers Leopold, gelangen sollten, allemal jedoch, wie nachdrücklich wiederholt wird, ungeteilt und nach dem Rechte der Erstgeburt. Es war zur Zeit einer in Wien herrschenden Pest, wo man rings um sich her unerwartete Todesfälle erlebte, daß der Kaiser diese Erbfolgeordnung bekannt machte, der man den schon von den altrömischen Kaisern gebrauchten, am spanischen Hofe fortgepflanzten Titel Pragmatische Sanktion gab. Sollte aber dabei nicht, so darf man fragen, noch eine andere Rücksicht obgewaltet haben? Vergessen konnte in dem Hause jener Vertrag nicht werden, durch welchen bei dem Abgang des Maximilianischen Zweiges die spanische Linie, indem sie sich mit der deutschen auseinandersetzte, die Erbfolge nach dem Abgang des Mannesstammes derselben sich vorbehalten hat. Diese Linie war nun zwar untergegangen; aber die in Spanien eingetretenen Bourbonen betrachteten sich als rechtmäßige Erben derselben und hielten mit diesem Anspruch nicht zurück.

Dem aber mußte nun ebenfalls durch ein Hausgesetz, das zugleich von den europäischen Mächten anerkannt wurde, entgegengetreten werden. Gleich bei dem Rastatter Vertrage mit Frankreich (7. September 1714) ist auf die Erbfolgeordnung Rücksicht genommen worden. Indem König Ludwig die Übertragung der spanischen Niederlande an Österreich bestätigte, nahm er zugleich für dieselben die Erbfolge nach dem österreichischen Hausgesetz an, nicht jedoch für die italienischen Landschaften. Für diese versprach er den Besitz des Kaisers nicht zu stören; er kannte die in Utrecht festgesetzte Neutralität derselben an.

Eben daran knüpften sich die oben berührten italienischen Irrungen, denen die Quadrupelallianz ein Ende machte. Wie der

Kaiser die von England und Frankreich bestimmten Sukzessionsordnungen anerkannte, so wurden ihm dagegen die an ihn gelangten italienischen Länder garantiert; und zwar seinen Nachkommen und Erben so gut wie ihm. Dann aber wurde die Frage, wer seine Erben seien, von größter Wichtigkeit; sie wurde damals noch nicht entschieden. Ein dem Kaiser geborener Sohn war sehr bald gestorben; er selbst erwartete, daß seine Gemahlin ihm noch einen männlichen Nachfolger bringen werde. Aber man verbarg sich doch nicht die Möglichkeit, daß es auch nicht geschehe. Die Festsetzung der weiblichen Sukzession für die Länder, welche die Monarchie bildeten, wurde jetzt die Bedingung des Fortbestehens des österreichischen Staates. Vor allem mußte dann jenes in dem Geheimen Rat verkündete Erbfolgegesetz von den Landschaften selbst anerkannt werden. In den österreichischen Erzherzogtümern, wo sich wohl auch einiges hätte einwenden lassen, geschah es ohne alle Widerrede. Die zahlreich versammelten Landstände haben die Pragmatische Sanktion nicht allein angenommen (22. April 1720), sondern dafür gedankt. Auch in Böhmen hatte das an sich keine Schwierigkeit, wie ja die Krone durch weibliche Sukzession an das Haus gekommen war. Der Urheber der Goldenen Bulle hatte dies selbst vorgesehen; aber ganz gegen andere Dispositionen derselben lief es, daß eine Frau die kurfürstlichen Rechte ausüben sollte. Eine Überlieferung ist: es sei davon die Rede gewesen; Prinz Eugen habe erwidert, in diesem Falle müsse die Goldene Bulle vor der Notwendigkeit und dem Interesse des europäischen Gleichgewichts zurückstehen. Unbedenklich möchte ich das nicht wiederholen. Wenigstens war von Anfang an auf die der Krone inhärierenden Rechte Rücksicht genommen, und man hatte schon früher erlebt, daß die Kur durch Übertragung ausgeübt worden war. Einigen Anstand fand die Sache in Ungarn. Erst im Juli 1722 erfolgte die Anerkennung des Erbfolgerechts der Erzherzoginnen; sie wurde dem Kaiser durch eine förmliche Botschaft der Stände notifiziert. Die Erstgeburtsordnung, die damit verbunden war und welche die Erbfolge der erstgeborenen Tochter des Kaisers, Maria Theresia, sicherte, wurde erst ein Jahr später (Juli 1723) von den ungarischen Reichsständen ausgesprochen. Zuerst in den vornehmsten der niederländischen Provinzen, Brabant und Flandern, dann auch in allen übrigen wurde die Pragmatische Sanktion als ein unwiderrufliches Gesetz anerkannt.

Indem es so weit kam, soll die Ansicht geäußert worden sein, das beste wäre, sich nun um die Anerkennung der europäischen

Mächte so sehr nicht zu bekümmern, sondern nur die Verstärkung der inneren Kräfte der Monarchie ins Auge zu fassen. Dem Geiste und dem Sinne der Epoche hätte das jedoch nicht entsprochen. Dem Kaiser war schon deshalb an der Anerkennung seiner Disposition durch die europäischen Mächte unendlich viel gelegen, weil eine Staatsgewalt einer sicheren Zukunft bedarf, um Autorität zu besitzen. Überdies beruhte der Bestand der Monarchie auf der Übereinstimmung der europäischen Mächte: die Quadrupelallianz hatte denselben nicht allein garantiert, sondern überhaupt erst in seinem Umfange festgesetzt. Auf diese Allianz stützte sich nun auch der Kaiser vorzüglich bei seinen auf die Anerkennung der Erbfolge gerichteten Anträgen; denn da er selbst die Erbfolge in England, Frankreich und Spanien, die alle zweifelhaft gewesen seien, anerkannt habe: so sei es billig, daß auch die österreichische außer allen Zweifel gesetzt werde. Hierbei aber fand er die Beistimmung seiner alten Verbündeten mitnichten. Sie sahen die Garantie der Länder und die Festsetzung der Erbfolge als zwei sehr verschiedene Dinge an. Wir berührten schon, welche Differenzen, namentlich kommerzieller Art, eingetreten waren; die Mächte waren nicht geneigt, eine Erbfolgeordnung anzuerkennen, durch welche Italien unwiderruflich und auf immer an Österreich geknüpft worden wäre.

Auf dem Kongreß zu Cambray konnte man sich überzeugen, daß der Kaiser das große Ziel auf diesem Wege nicht erreichen, die Verbündeten der Quadrupelallianz sich dazu nicht verstehen würden. Da war es nun von der größten Bedeutung, daß Spanien zu einer Verständigung die Hand bot. Soeben trat ein Vorfall ein, welcher der Politik Philipps V., die an sich nicht nach dieser Seite hin ging, eine Richtung zugunsten der Absichten Österreichs gab. Die spanische Infantin, die von dem Herzoge von Orleans zur Gemahlin des jungen Königs Ludwig XV. bestimmt und zu ihrer Erziehung bereits nach Frankreich gebracht worden war, wurde von dem Herzog von Bourbon über die Pyrenäen zurückgeschickt.

Das entsprach nun wohl der allgemeinen in der Natur der Sache liegenden Tendenz, die beiden Reiche gesondert zu halten. Aber in Spanien konnte es nicht anders, als die bitterste Entrüstung erregen. Eben im Gegensatz gegen Frankreich wendete sich nun Spanien mit verdoppeltem Eifer an Österreich; dessen eigenen Gesichtspunkten war es jetzt geneigt sich anzuschließen. Auch unter den österreichischen Staatsmännern gab es manche, welche die Verbindung mit Italien, namentlich mit Neapel und Sizilien, lieber aufgegeben hätten, um alle Sorge auf die übrigen Pro-

vinzen zu wenden. Aber Karl VI., in dem eine althabsburgische Ader schlug, war entfernt davon, sich beschränken lassen zu wollen. Zu seiner Seite hatte er noch immer einen spanischen Staatsrat, der den Zusammenhang der alten, großen Monarchie repräsentierte und denselben in irgendwelcher Form wieder zu erneuern wünschte. Bei dessen Mitgliedern nun und den Ministern, welche die kommerziellen Entwürfe ergriffen hatten, fand der spanische Bevollmächtigte Ripperda, der dem österreichischen Staatswesen wieder die alte Geldhilfe von Spanien in Aussicht stellte, mit seinen Anträgen Anklang und Gehör.

Unter deren Einfluß und Mitwirkung wurden einige Verträge zwischen Spanien und Österreich zustande gebracht, welche geeignet schienen, die Gestalt von Europa zu verändern.

Vor allen Dingen ward ein Friede geschlossen, in welchem jeder Teil auf die Besitzungen des anderen Verzicht leistete und Spanien das neue österreichische Hausgesetz, wodurch die Erbfolge auch auf die weibliche Linie ausgedehnt wurde, als im Sinne der Altvordern abgefaßt und von der allgemeinen Stimme willkommen geheißen, ausdrücklich gewährleistete.

Dann wurde eine weitere zwiefache Abkunft getroffen, worin einerseits Spanien die ostendische Kompagnie anerkannte, die österreichischen Untertanen den meistbegünstigten Fremden in seinen Häfen gleichstellte und sie in Schutz zu nehmen versprach, diesseits und jenseits der Linie; andererseits der Kaiser seine guten Dienste zusagte, um England zur Herausgabe von Gibraltar und Minorka zu bewegen.

Allein auch dieses Eingehen auf die eigensten gegenseitigen Interessen genügte der plötzlich aufsteigenden Neigung zu einer Allianz noch nicht.

Wie Philipp V. in seiner ersten Instruktion den Gesandten beauftragt hatte, mit der stolzen Emphase katholischer Rechtgläubigkeit einen Bund der beiden Monarchien gegen Türken und Protestanten und vor allem die engste Familienverbindung zustande zu bringen, so liegt es am Tage, daß von dieser Hoffnung und Aussicht die ganze Unterhandlung innerlich belebt wurde. Nach einiger Zeit gelang es Ripperda, einen Traktat abzuschließen, der auch diesem Wunsche des spanischen Hofes genügte.

Von jeher ist zwischen den Mächten und in der Literatur von diesen Verabredungen viel die Rede gewesen; erst über ein Jahrhundert nach ihrem Abschluß, in unseren Tagen, sind sie bekannt geworden.

Alles beruht darauf, daß der Kaiser, wiewohl nicht ohne einen

merkwürdigen Vorbehalt, sich geneigt erklärte, seine älteste Tochter Maria Theresia, deren Anrecht an die große österreichische Erbschaft eben festgesetzt worden, mit dem spanischen Infanten Don Carlos, ältesten Sohn der Königin von Spanien, zu vermählen. Ripperda hat behauptet, die Absicht des kaiserlichen Hofes sei anfangs mehr auf den Prinzen von Asturien, Don Ferdinand, gegangen; er, der Gesandte, habe die Wahl auf Don Carlos gelenkt. Auch erkannte man wirklich in dem Vertrag die Notwendigkeit an, die drei Mächte, Frankreich, Spanien und Österreich, getrennt zu erhalten; man machte ausdrückliche Stipulationen, um Vermählungen aus der kaiserlichen und der spanischen Familie mit der französischen zu verhindern. Dagegen würde Don Carlos, dem man die Nachfolge in Toskana, Parma und Piacenza zusicherte, durch seine Vermählung mit der Erbtochter von Österreich diese Länder der österreichischen Monarchie, die damals auch Neapel und Sizilien umfaßte, hinzugefügt haben. Was man in Spanien wünschte, daß Don Carlos alsdann zum römischen König gewählt würde, ist in dem Traktat nicht ausdrücklich enthalten, aber am Tage liegt, daß es dahin kommen sollte. Philipp V. versprach, bei der Wahl eines römischen Königs seine Dienste und seine Macht anzuwenden, um die kaiserliche Krone bei dem österreichischen Stamme und Hause — das dann sein eigenes gewesen sein würde — zu behaupten. Sollte hierüber, wie zu erwarten, ein Krieg mit Frankreich und England ausbrechen, so setzte man sich vor, dem ersteren alle Eroberungen, die es über das alte Haus Österreich-Spanien gemacht, sogar Burgund, wieder zu entreißen, auch Lothringen in dem Stand herzustellen, in welchem es 1633 gewesen war; dem letzteren aber Gibraltar und Minorka mit Gewalt der Waffen zu entreißen. Es war ein Vertrag nach dem Muster derer, die früher zwischen den beiden habsburgischen Linien getroffen worden; gegen Franzosen und Türken und, wenn etwa der Religion wegen innerhalb oder außerhalb des Reiches es zum Kriege kommen sollte, auch gegen die Protestanten wollten sie gemeinschaftliche Sache machen.

So lautet der Vertrag; es schien darauf abgesehen, das alte spanisch-österreichische Übergewicht wiederherzustellen. Bei alledem möchte man beinahe bezweifeln, ob es dem Wiener Hofe rechter Ernst damit gewesen ist, ob er nicht bloß dem stürmischen Verlangen der Spanier nachgegeben hat. Großes Bedenken erregt der berührte Vorbehalt. Die Vermählung der ältesten Erzherzogin ist nur dann unzweifelhaft, wenn der Kaiser vorher stirbt, ehe sie zu reifen Jahren gelangt; unbedingt ist allein die Vermählung

zweier Erzherzoginnen (noch lebten ihrer drei) in das spanische Haus. Aus den Äußerungen Eugens sollte man schließen, dem Hofe habe eigentlich nur an der Garantie der Pragmatischen Sanktion gelegen; wenigstens war dies der Sinn der Partei, der er angehörte. Anders aber war diese Garantie nicht zu erlangen, als wenn man der Königin von Spanien große und glänzende Aussichten eröffnete. Der Vertrag, wie er zustande kam, gewährte nicht alles, was sie wünschte, und bot doch für Österreich unendliche Vorteile dar. Ganz Italien staunte, daß zwar die Investitur des Infanten Don Carlos mit Parma und Toskana darin bestätigt wurde, aber auf der Grundlage der Rechte des Reiches und ohne Erwähnung der daselbst einzuführenden Garnisonen; man urteilte, der Kaiser habe nie einen vorteilhafteren Vertrag geschlossen. In Hoffnung auf die künftige Vermählung ihres Sohnes mit der Erbin der österreichischen Landschaften hatte die Königin ihre alten Anforderungen fallen lassen. Und auf der Stelle gelangte nun die österreichische Politik zu einem vorherrschenden Einfluß in Spanien. Der kaiserliche Gesandte Graf Königsegg entschied die wichtigsten Angelegenheiten in Spanien nicht ohne Rücksprache mit seinem Hofe, dessen Urteil als ein Orakel erwartet wurde. Ansehnliche Geldsummen sind wirklich von Spanien an Österreich gezahlt worden; hierdurch ermutigt und gekräftigt, zeigte der Wiener Hof wieder mehr Energie in seiner Haltung.

Nun versteht es sich wohl, daß schon die Annäherung der beiden bisher feindlichen Mächte und ihr Friedensschluß, noch mehr einzelne der von ihnen getroffenen Verabredungen, welche bekannt wurden, am meisten aber die Tendenz, die man erriet, noch ehe sie sich vollständig entwickelt hatte, eine allgemeine Bewegung in Europa erregen mußte.

Frankreich faßte die österreichische Sukzession ebensowohl ins Auge wie einst die spanische und wollte keine einseitige Festsetzung darüber dulden, am wenigsten eine solche, von der es feindselig berührt zu werden fürchtete. Wenn die beiden Seemächte, wie wir wissen, schon längst gegen die Errichtung der ostendischen Handelskompagnie Widerspruch eingelegt hatten: so wurden derselben jetzt auch von Spanien Privilegien bewilligt, durch welche sie Vorteile über jede Mitbewerbung erhielt; mit bewaffneter Macht sollte sie aufrechterhalten werden.

Indem nun schon hierüber die englische Nation in Aufregung geriet und sich in Schmähreden gegen den Kaiser erging, der, nachdem er durch englische Aufopferungen in Italien behauptet und vergrößert worden, nun zum Danke dafür England mit dem

Verluste seines Handels bedrohe — hörte man noch von den verborgenen Absichten eines geheimen Bundes. Soweit diese auch reichten, so wiederholte sich doch, was zu geschehen pflegt: die Vermutungen überstiegen das, was beschlossen war. Man brachte einen Artikel zum Vorschein, nach welchem sich die beiden Höfe vereinigt haben sollten, eine Restauration zugunsten des Prätendenten in England zu versuchen. Das hätte eben noch dazu gehört, um alles rückgängig zu machen, was in den letzten hundert Jahren geschehen war.

Und auch der Norden schien in die allgemeine Feindseligkeit verwickelt werden zu müssen. Schweden und Rußland hatten in einem geheimen Artikel ihres Friedens von Stockholm (Februar 1724) sich verbunden, dem Herzog von Holstein-Gottorp wieder zu dem Gebiete zu helfen, das ihm in dem letzten Kriege von Dänemark entrissen und dieser Macht von England garantiert worden war. Kaiser Karl VI. zeigte sich sehr geneigt, dazu beizutragen, wofern Rußland an seinem Bunde mit Spanien Anteil nehme. Die Verträge darüber sind erst später zustande gekommen; doch findet sich in den Aufzeichnungen über Zar Peter I., daß sich derselbe schon am 7. Januar 1725 mit seinem Beitritt zu der Verbindung zwischen Spanien und Österreich, die also damals schon eine gewisse Haltbarkeit gewonnen haben mußte, beschäftigt habe.

Es schien, als sollte von der Meerenge von Gibraltar bis nach Kronstadt der kaum beendigte Kampf wieder in neuen Flammen auflodern.

Ein Zustand der allgemeinen Angelegenheiten, welcher für den eben aufkommenden preußischen Staat, der beide Systeme berührte, aber keinem angehörte, mit allen benachbarten Mächten in engen Beziehungen stand, ohne doch ihre Politik zu teilen, eine ganz besondere Schwierigkeit der Behandlung darbot.

Noch konnte Preußen nicht daran denken, sich den vier anderen Mächten als eine fünfte an die Seite zu stellen; aber so viel Kraft hatte es bereits entwickelt, daß in allgemeinen und deutschen Angelegenheiten nichts geschehen konnte, woran es nicht eingreifenden Anteil genommen hätte. Man mußte nun sehen, ob es bei dem drohenden Herannahen eines allgemeinen Zusammenstoßes eine Politik beobachten würde, ihm selber angemessen und dem europäischen Gemeinwesen förderlich.

Die meisten der zunächst obschwebenden besonderen Streitigkeiten lagen ihm ferne. Welche Privilegien die Handelsgesellschaft von Ostende in den amerikanischen Provinzen genieße,

wer seine Fahne in Gibraltar wehen lasse, kümmerte den König von Preußen wenig, der nicht für seinen Beruf hielt, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen; es berührte ihn selbst nicht unmittelbar, welche von den beiden Linien des Hauses Oldenburg in den holstein-gottorpischen Landen regiere.

Sowie man sich aber von diesen Streitpunkten in das Gebiet der allgemeinen Politik erhob, wurden die Fragen auch für Preußen von dringender Wichtigkeit.

Sein Dasein hatte eine seiner Grundlagen in dem europäischen Gleichgewicht; einer überwiegenden Macht würde es leicht zum Opfer gefallen sein[1].

Keine Frage, daß eine Vereinigung zwischen Spanien und Österreich wie die, mit der man umging, für Preußen gefährlich war, ihm aus religiösen sowie aus politischen Rücksichten widerwärtig sein mußte.

Alle die letzten Jahre daher hatten die religiösen Gegensätze das Deutsche Reich gewaltig aufgeregt. Die Bestätigung der Ryswyker, dem Protestantismus so überaus ungünstigen Klausel im Badenschen Frieden, die heftig hervorbrechende Bekehrungssucht einer beschränkten und fanatischen Priesterschaft und einiger von ihr mißleiteten Fürsten regten den evangelischen Teil fortwährend auf. Welch einen Eindruck brachte es hervor, als man eben beim zweihundertjährigen Jubelfest der Reformation erfahren mußte, daß auch der Kurprinz von Sachsen, auf dessen standhaftes Verharren bei dem lutherischen Bekenntnis man immer noch zählte, dem Beispiel seines Vaters gefolgt und zum Katholizismus übergetreten sei. Da er sich zugleich mit einer Nichte des Kaisers, einer josephinischen Erzherzogin vermählte, so schrieb man der Einwirkung desselben den Übertritt zu. Man hat ihm einmal das starke Wort gesagt, bei einem solchen Verfahren wäre es ebensogut, als wenn man den Papst zum Kaiser hätte. Karl VI. schien wenigstens eine Zeitlang zu vergessen, daß ein Kaiser beiden Teilen angehören müsse. Wie bedenklich wurde aber dann eine so enge Vereinigung mit Spanien, das die Protestanten in eine Reihe mit den Ungläubigen setzte.

Und auch in den politischen Angelegenheiten beklagte sich der König von Preußen, die ganze Zeit seiner Regierung über ohne Rücksicht, ja mit Feindseligkeit behandelt worden zu sein: — bei den Reichsgerichten höre man ihn nicht lange, man verurteile ihn gleich. Der Kaiser hatte nacheinander die Allodialerben von Lim-

[1] Vgl. das Nachwort im III. Band.

purg, den Abt von Werden, das Stift Quedlinburg gegen Brandenburg in Schutz genommen: wegen des letzten sogar einige Nachbarn mit der Ausführung seiner Verfügungen beauftragt.

Und so konnte Friedrich Wilhelm wohl nicht sehr kaiserlich gesinnt sein, als jene großen Irrungen ausbrachen.

Er hatte auch sonst noch mancherlei Anlaß, den Gegnern des Kaisers, die sich an ihn wandten, namentlich dem englischen Hofe, sein Ohr zu leihen.

Sooft Georg I. von England nach Hannover herüberkam, veranstaltete er, wenn es irgend möglich war, eine Zusammenkunft mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn. Zuweilen kam er nach Berlin, um die zunehmende Familie, seine Enkel zu sehen; öfter gingen König und Königin von Preußen nach Hannover oder nach jenem Jagdbezirk an den Grenzen der Altmark, wo große Eichen- und Buchenwaldungen die alten Konfinien zwischen der sächsischen und der wendischen Nation bezeichnen, der Göhrde. Im Sommer 1725 war nun König Georg I., begleitet von dem englischen Minister Lord Townshend, einem Manne, der Feuer und Kühnheit mit Erfahrung und Gründlichkeit in den Geschäften verband, herübergekommen; Friedrich Wilhelm und Sophie Dorothea besuchten ihn; besonders in den Gärten von Herrenhausen, die damals für die schönsten der Welt erklärt worden sind, war man beisammen.

Der englischen Politik kam es nun besonders zustatten, daß die Königin von Preußen eine neue Verbindung beider Familien zustande zu bringen wünschte. Oft mag davon früher im Gespräch die Rede gewesen sein; festgesetzt war noch nichts darüber. Von ihrem Vater auf das zärtlichste aufgenommen, hoffte die Königin jetzt ein festes Versprechen zu erlangen. Lord Townshend spricht in einem seiner Schreiben die Meinung aus, daß es damit keine Schwierigkeit haben werde.

Zugleich brachte Townshend nun aber auch die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache. Friedrich Wilhelm liebte eigentlich diese Art der Geschäftsführung nicht. Feurig und ungestüm wie er war, hat er öfter zu bereuen gehabt, in persönlichem Verkehr zu weit herausgegangen zu sein, zu viel gesagt zu haben: dagegen hat er auch ein andermal zu viel nachgegeben und sich mehr, als er später billigte, abgewinnen lassen. Was man aber selbst von sich fürchtet, das ist man eben darum auch wieder in Gefahr zu tun: auch diesmal trat Friedrich Wilhelm persönlich in Unterhandlungen; Lord Townshend wußte seine ganze Seele zu bewegen. Die Ereignisse in Thorn, wo ein Tumult, der bei einer

Generalfeldmarschall Graf Kurt Christoph von Schwerin.

Karl Alexander von Lothringen.

Jesuitenprozession entstanden, von den Polen auf eine Art geahndet wurde, welche den durch die Friedensschlüsse anerkannten Gerechtsamen der Protestanten entgegenlief, erweckte sein evangelisches Mitgefühl. Die Verbindung des Kaisers mit Spanien schien eine allgemeine Gefahr einzuschließen.

Lord Townshend stellte vor, daß eine entgegengesetzte Verbindung europäischer Mächte notwendig sei.

Doch würde er damit noch immer nicht durchgedrungen sein, hätte er nicht Unterstützung in einer Angelegenheit hoffen lassen, welche jetzt fast den vornehmsten Gegenstand der preußischen Politik ausmachte: in dem wieder auflebenden Streit über die jülichsche Erbschaft. Nur zusammen wirken diese Interessen: man muß uns erlauben, das eine nach dem anderen vorzutragen.

Als sich einst Kurfürst Friedrich Wilhelm entschloß, auf die eine Hälfte dieser Erbschaft Verzicht zu leisten, zufrieden mit dem wirklichen Besitze der anderen, behielt er sich den Anfall jener beim Abgang des Hauses Neuburg vor. Eine Aussicht, damals in weiter Ferne, da der Pfalzgraf Philipp, mit dem der Kurfürst sein Abkommen traf, von acht blühenden Söhnen umgeben war. Nun geschah aber, daß von diesen Söhnen einige in den geistlichen Stand traten, andere, obwohl weltlich, doch unvermählt blieben, die aber, welche sich verheirateten, entweder nur weibliche Nachkommenschaft hatten oder gar keine. Der letzte von ihnen, Karl Philipp, nunmehr Kurfürst von der Pfalz, einer von den Fürsten, die sich damals durch religiöse Verfolgungen einen widerwärtigen Namen machten, hatte nur zwei Töchter, und man sah dem Aussterben des Mannsstammes dieser Linie mit Sicherheit entgegen. Kurfürst Karl Philipp wünschte nichts mehr, als die Erbfolge in den jülichschen Landen seinem Eidam, Pfalzgrafen von Sulzbach, zuzuwenden, und dieser schien die Gunst des kaiserlichen Hofes zu besitzen. Einigen Einfluß mochte es haben, daß Königin Elisabeth von Spanien, die Tochter einer Prinzessin von Neuburg, ebenfalls für Sulzbach Partei nahm. Allein der König von Preußen war nicht gemeint, ein Recht, das er für unzweifelhaft erachtete, sich entreißen zu lassen. Was England anbetrifft, so hatte dies schon in einem Vertrag, der 1723 zu Charlottenburg geschlossen worden ist — in welchem die älteren Traktate erneuert und die Staaten und Besitztümer nicht allein, sondern auch die Rechte und die Prärogativen beider Teile gegenseitig gewährleistet worden —, auch die preußischen Ansprüche auf Jülich und Berg ausdrücklich anerkannt. In einem geheimen Artikel hatte Georg versprochen: wenn der männliche Stamm des Hauses Neu-

burg abgehe, die gerechten Ansprüche des Königs von Preußen auf die Erbschaft zu begünstigen und nicht zu dulden, daß demselben Unrecht geschehe. Die Wiederholung des Wortes Recht soll wohl keine Beschränkung enthalten, sondern den Grund eindringlicher hervorheben. Auch auf die Teilnahme der damaligen besten Verbündeten von England, der Franzosen, deren Zustimmung bei Landschaften so nahe an ihren Grenzen eine entscheidende Wichtigkeit hatte, durfte man rechnen. Schon seit einiger Zeit war darüber unterhandelt worden; Frankreich hatte sich schon im Dezember 1724 geneigt erklärt, dieselben Verpflichtungen in bezug auf Jülich und Berg einzugehen, welche England über sich genommen. Wenn die Sache noch zu keinem Abschluß gediehen war, so lag die Schuld davon an dem König von Preußen selbst, der ein gewisses Bedenken trug, sich durch so weitreichende und nicht ganz zu überblickende Verbindungen auf künftige Fälle zu fesseln. Jetzt aber unter dem Eindruck der neuen Allianz zwischen Spanien und Österreich, von der man vermutete, und zwar sehr richtig, daß darin auch auf jene Erbschaft Bezug genommen sein werde, hob sich jeder Zweifel. Dem König ward der Entwurf einer Allianz vorgelegt, den er mit einigen Randglossen begleitete, aber im ganzen guthieß. Eine seiner vornehmsten Bemerkungen ist, daß er dadurch nicht in Irrungen mit Rußland, seinen früheren Verträgen mit dieser Macht zuwider, verwickelt werden wolle. In stürmischer Eile ward Ilgen herbeibeschieden, der an und für sich noch weniger geneigt war als der König, die Politik von Preußen für kommende Zeiten zu binden, und niemals die Vorteile aus den Augen verlor, welche aus einem guten Verhältnis mit dem Kaiser entspringen müßten, aber unter den Umständen des Augenblicks, und da ja das vorgeschlagene Bündnis nur auf Verteidigung ging und nicht auf Angriff, jeden Widerspruch fallen ließ. So kam es zum Abschluß des Vertrages von Hannover vom 3. September 1725 zwischen Frankreich, England und Preußen.

Das wichtigste darin ist, daß die drei Mächte einander wie ihre Besitzungen so auch ihre Rechte gegenseitig gewährleisten. Frankreich verspricht ausdrücklich, die beiden anderen Verbündeten zu unterstützen, wenn im Reiche etwas zu ihrem Nachteil unternommen werde; gemeinschaftlich wollten sie die Vorschläge in Betracht ziehen, die ihnen über die kaiserliche Sukzession gemacht werden konnten, und keinen annehmen, der ihnen für ihre Interessen und für die Behauptung des Gleichgewichts von Europa unzulänglich erscheinen könnte. Man sieht, daß der Nachdruck der ganzen Übereinkunft in dem Widerstande liegt, den man den ver-

muteten kaiserlichen Entwürfen entgegensetzen will, und in der Gewährleistung der gegenseitigen Rechte. Indessen konnte eine so allgemeine Verpflichtung dem König von Preußen nicht genügen. Der Vertrag ist gleich anfangs bekannt geworden, oft genug gedruckt und unzähligemal ausgezogen; vollständig kennt man aber denselben noch nicht. Was ihm für Preußen seine Bedeutung gibt, ist ein geheimer Artikel, der im Original noch vor den abgesonderten eingeschaltet und bisher wirklich geheim geblieben ist. Frankreich und England versprechen darin beide, nicht zuzulassen, daß bei dem Abgang des Hauses Neuburg die Länder Jülich und Berg, auf welche Preußen Anspruch mache, sequestriert oder ein förmlicher Prozeß darüber eröffnet werde, noch auch Sr. Preußischen Majestät dabei irgendein tatsächliches Unrecht geschehe; sie wollen vielmehr dahin arbeiten, daß die Parteien sich dem Ausspruch unparteiischer Mächte unterwerfen. Zugleich durch die allgemeinen Betrachtungen und diesen besonderen Vorteil ward der König vermocht, den Traktat zu unterzeichnen.

In dem ersten europäischen Kampfe, der sich zu entspinnen schien, trat Friedrich Wilhelm dergestalt entschlossen auf die antiösterreichische Seite.

Drittes Kapitel.

Verträge zu Wusterhausen und zu Berlin.

Der Bund von Hannover ist in der Ausdehnung, die man ihm zu geben gedachte, eigentlich niemals recht zustande gekommen. Holland, dessen man nicht entbehren konnte, wäre nie dahin zu bringen gewesen, den geheimen Artikel anzunehmen. Schon das Wort, daß die Rechte, nicht die Besitzungen allein wechselseitig garantiert sein sollten, das sie scharfsichtig genug waren, beim ersten Blick auf Jülich und Berg zu beziehen, erweckte ihre Besorgnisse; man wagte nicht, ihnen den geheimen Artikel auch nur mitzuteilen.

Wenn dagegen Holland wider die ostendische Kompagnie Ernst zu machen begehrte, aber zu dem Ende einer ausreichenden Hilfeleistung der anderen gegen den Kaiser versichert sein wollte, so war der König von Preußen nicht geneigt, darauf einzugehen. Er meinte, daran liege der Welt wenig, ob Holland bei dem Vertriebe des Kaffees oder des Porzellans oder auch seiner eigenen Landeserzeugnisse bessere Preise bekomme oder schlechtere; für Dinge dieser Art wolle er sein Schwert nicht ziehen.

Ebensowenig fühlte sich Friedrich Wilhelm berufen, für die Behauptung der gottorpschen Landschaft bei der Krone Dänemark, die man ebenfalls in den Bund zu ziehen suchte, einzutreten. Er wiederholte, was er schon vor der Unterzeichnung des Traktats erklärt hatte, daß er den Russen, wenn sie den Herzog in Schleswig einsetzen wollten, niemals entgegen sein werde; würden sie aber Bremen und Verden angreifen oder Hannover beunruhigen, das wolle er mit aller seiner Macht hindern.

Wenn es nun schon unmöglich war, die Interessen von Preußen, Dänemark und Holland in diesem Falle auszugleichen und den Bund in der ursprünglichen Intention vollkommen zustande zu bringen: so mußte es bei dem Könige von Preußen um so größeren Eindruck machen, daß er auch an den Absichten der beiden vornehmsten Verbündeten irre wurde.

Es schien ihm, als seien die Unternehmungen, welche die Seemächte gegen die ostendische Kompagnie beabsichtigten, offensiver Natur und mit einem bloßen Verteidigungsbündnis, wofür er das hannoversche angesehen, nicht zu vereinbaren. Sollten nicht etwa die Seemächte geradezu auf eine Eroberung der österreichischen Niederlande denken? Es empörte ihn, in einem Bunde stehen zu sollen, dessen letzte Zwecke man ihm nicht einmal mitteile; sein ganzer Stolz erhob sich, wenn er bedachte, daß man ihn brauchen wolle wie einen Beiläufer, sagt er, wie einen Subalternen.

Dann erwachten alle politischen Bedenklichkeiten, welche der Allianz entgegenliefen — freilich erst nachderhand. Wie denn, wenn es hierüber wirklich zum Kriege komme? Eben er werde die Last desselben am meisten zu empfinden haben. Sein Land sei nicht durch das Meer geschützt wie England, noch durch Festungen wie Frankreich; man möge ihm angeben, was man von dem Kaiser fordere und wie man, wenn er dies verweigere, ihn dazu zu nötigen gedenke, welches Kontingent alsdann jeder Verbündete aufbringen, wo man den Krieg führen wolle. Er z. B., der den ersten Angriff zu erwarten habe, müsse instand gesetzt werden, eine hinreichende Macht an den Grenzen von Schlesien aufzustellen, um nötigenfalls in diese Provinz oder auch in Böhmen einzufallen. Im Mai 1726 verlangte er, daß eine Hilfsmacht von 28 000 Mann zu Fuß und 10 000 Mann zu Pferde für ihn in Bereitschaft gesetzt werde. Preußische Offiziere sollten bei der Musterung zugegen sein und die Vollzähligkeit der Regimenter prüfen; auf den ersten Ruf des Königs sollte das Heer in den bestimmten Sammelplätzen erscheinen. Da er aber hiebei nicht eine eigene, sondern eine fremde Sache verfechte, so halte er für billig, daß man ihn, dessen Land leicht der Kriegsschauplatz werden dürfte, vor Schaden und Unglück sicherstelle, daß man ihm die Garantie, die ihm früher zugesagt worden, noch erweitere und befestige.

Hierauf antworteten ihm die Verbündeten, wenn der Kaiser von Schlesien aus die preußischen Provinzen angreife, so solle die englische Flotte Neapel beschießen.

Friedrich Wilhelm hatte, ehe er mit jenem Begehren hervortrat, seine vornehmsten Generale und Minister zusammengerufen und sie aufgefordert, ihre Meinung zu sagen, wie sie solche vor Gott verantworten könnten. Auf Anträge, die so feierlich überlegt und mit Rücksicht zwar auf die Gefahr, die man laufe, aber auch auf die Verpflichtung des Hannoverschen Bundes festgesetzt waren, empfing er nun diese Antwort; so befremdend sie auch lautet, so ist sie doch insofern der Lage der Dinge nicht unangemessen, als das Be-

streben des Kaisers vornehmlich darauf gerichtet war, das südliche Italien jetzt im Bunde mit Spanien für sein Haus zu behaupten. Ein Angriff auf Neapel konnte allerdings für Norddeutschland von Bedeutung werden: auf den König Friedrich Wilhelm, der nur für das Unmittelbare Sinn hatte und in eine unmittelbare Gefahr zu geraten fürchtete, machte eine so fernliegende Kombination keinen Eindruck.

Und auch das war mitnichten seine Meinung, daß England und Frankreich, sich auf seine Allianz stützend, wenngleich ohne seine Hilfe, allein den Krieg gegen den Kaiser zu dessen Nachteil ausführen sollten. Er hatte sich nur gegen die Übermacht des Hauses Österreich, die man ihm so drohend schilderte, verteidigen, nicht es angreifen oder verderben wollen.

Schon ein Anfall auf die niederländischen Provinzen, um die ostendische Kompagnie zu zerstören, schien ihm unzulässig. Nachdem der preußische Reichstagsgesandte die alten Verhandlungen nachgesehen, berichtete er, der burgundische Kreis, der diese Lande begreife, werde noch fortwährend als ein Teil des Reiches betrachtet; ein Angriff darauf würde ein Angriff auf das Reich sein.

Aber der König geriet, wenn er sich wieder vergegenwärtigte, was er in Herrenhausen von den fremden Gesandten gehört hatte, auf den Gedanken, als sei ihre Absicht wohl gar auf einen völligen Umsturz des Hauses Österreich gerichtet; er meinte gehört zu haben, man müsse dieses Haus soviel wie möglich herunterbringen, nach dem Tode des Kaisers dessen Länder teilen.

Damit trat ihm die Gefahr eines undienlichen Übergewichts, das bisher von der einen Seite gedroht, von der anderen entgegen. Was dann, sagt der König, wenn man Österreich zugrunde gerichtet hat? Will man alsdann einen englischen oder einen französischen Kaiser machen? Er urteilte, es sei besser, einen Kaiser zu behalten von deutscher Nation und von österreichischem Blut.

Nur den Geistern von erstem Range stellen sich die verschiedenen Seiten einer Frage auf einmal und vollständig dar; anderen, die mehr von den Eindrücken abhängen, die ihnen geschehen, entwickeln sie sich erst nach und nach.

Wenn sich die österreichische Erbfolge von so gewagten Kombinationen, wie die spanische war, frei hielt, so blieb sie, im allgemeinen, politisch überaus wünschenswürdig. Oder mußte nicht eine Auflösung des österreichischen Länderkomplexes zuletzt doch nur den Franzosen, und vielleicht den Engländern zugute kommen, eben wie dies bei der spanischen Monarchie der Fall

gewesen war? Wer hätte gegen ihre Übermacht Schutz verleihen können?

Das will es im Grunde auch nur sagen, wenn Friedrich Wilhelm meint, daß Franzosen und Engländer Kaiser werden würden, es erinnere ihn an die Fabel vom Storch und den Fröschen. Im Reiche würden sie Meister geworden sein.

Wenn der König durch mancherlei vom kaiserlichen Hofe erfahrene Ungunst, die Übergriffe der Katholiken und Rücksichten der Familie bewogen worden war, die hannoversche Allianz einzugehen, so erweckte dagegen nun auch diese durch eine offensive Richtung, welche für den Zustand des Reiches gefährlich werden konnte, Besorgnis und Verstimmung in ihm; im Sommer 1726 war er schon sehr davon zurückgekommen.

Eines Abends, im Juni, saß der König an einem Fenster des Schlosses, den Blick auf die in der Nähe am Wasser auf und ab Lustwandelnden gerichtet, als er unter diesen einen alten Bekannten, den kaiserlichen General Grafen Seckendorf, ansichtig wurde. Er winkte ihm, bat ihn einzutreten, neben ihm niederzusitzen.

Graf Seckendorf war dadurch ausgezeichnet, daß er, obgleich Norddeutscher und Protestant, Neffe jenes Seckendorf, der als Geschichtschreiber des Luthertums einen so rühmlichen Namen erworben, dennoch zu den höchsten Stellen im kaiserlichen Heer und zu vielem Einfluß auf die Geschäfte gelangte. Den protestantischen Fürsten schien er ein sehr geeigneter Vertreter an dem Hofe, von dessen günstiger oder ungünstiger Stimmung für einen jeden doch unendlich viel abhing; seinerseits stützte er sich wieder auf das Vertrauen, das ihm diese widmeten. Längst schon, in den niederländischen Feldzügen, war er mit Friedrich Wilhelm I. bekannt geworden und seitdem in Korrespondenz mit ihm geblieben. Er sagt einmal, von Jugend auf habe er dem König seine Treue und Devotion gewidmet; ein andermal, ein nach längerer Unterbrechung bei ihm eingegangenes königliches Schreiben habe ihn gleichsam wieder lebendig gemacht. War er fern, so versäumte er nichts, um des Königs Gunst zu behaupten. Er schickt ihm Delikatessen für seine Küche — italienische Trüffeln, „gar schöne Krammetsvögel aus Dresden“; hauptsächlich verschafft er ihm den erwünschten Anblick langgewachsener Soldaten, die er größtenteils von den razischen Heiducken nahm. Erschien er dann persönlich, so zeigte er sich so recht als einen Mann für den König. Da er in vielen Feldzügen gedient und oft in diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, z. B. auch bei dem

Kongreß in Utrecht, so besaß er die mannigfaltigste Kenntnis der lebenden Welt: seine Konversation war angenehm und unterrichtend. Er hatte mit dem König einige Eigenschaften gemein: große Wirtschaftlichkeit, untadelhafte Führung in bezug auf das weibliche Geschlecht, äußere Religiosität, Unermüdlichkeit wie in der Arbeit, so auf Reisen oder bei der Jagd. Friedrich Wilhelm teilte mit niemand lieber seine langen Sitzungen bei der Mittagstafel oder des Abends bei Tabak und Bier. Das hatte um so mehr zu bedeuten, da Seckendorf bei allem Anschein von Treuherzigkeit und Hingebung doch vor allem nach dem Lobe trachtete, das ihm Eugen beilegt, ein geschickter Negotiateur zu sein. Ich weiß nicht, ob eine Stellung wie die seine, wobei man zwei entgegengesetzten Parteien gerecht zu werden genötigt ist, nicht eine allzu große Versatilität notwendig macht und ob sie mit innerer Wahrhaftigkeit bestehen kann. Seckendorf erscheint in den zahlreichen Briefen, die von ihm übrig sind, vielleicht nicht als ein Anspinner von Ränken und Hinterlist; aber er sieht deren überall, sucht sich nicht allein vor ihnen zu hüten, sondern auch wohl, sich ihrer zu bedienen; soviel möglich unter anderem Schein geht er immer auf sein Ziel los, mit zäher Bedachtsamkeit, weitschweifig und gewandt. Er ist eine Figur, die uns noch manchmal begegnen wird.

Damals war es keineswegs Zufall, daß er an den Ufern der Spree einherging.

In Wien fühlte man wohl, welche Unannehmlichkeit, ja Gefahr daraus entspringen würde, wenn es jemals zum Bruch mit Preußen komme.

Friedrich Wilhelm war viel zu einfach und offen, um durch den Anschein von Feindseligkeit etwas erreichen zu wollen; verstimmt und gereizt, weil er sich gemißhandelt glaubte, ergriff er natürlicherweise jene drohende Stellung; aber damit brachte er doch die Wirkung hervor, daß man in Wien mehr Rücksicht auf ihn nahm als bisher. War es bei dem Vertrag mit Spanien jemals auf eine große katholische Kombination abgesehen gewesen, so zeigte sich in kurzem, daß diese nicht ausführbar sei; unter anderen stieß man bei dem König von Polen auf größere Schwierigkeiten, als man erwartete. Aus beiden Gründen beschloß der Wiener Hof, sich dem König von Preußen zu nähern. Schon im Januar 1726 machte er demselben freundschaftliche Eröffnungen, pries ihn, daß er in der Sache von Ostende so gute und patriotische Gesinnungen kundgegeben. Jetzt war Seckendorf, der sich gerade auf seinem Gut Meuselwitz aufhielt, von Prinz Eugen beauftragt worden, nach Berlin zu gehen und dem König zu hinterbringen,

daß es nur von ihm abhänge, ob er mit dem Kaiser in guter Freundschaft und Einigkeit stehen wolle.

General Seckendorf hatte das Glück, daß der Fürst, an den er abgeschickt war, ihm zuvorkommend schon selber den Sinn zeigte, welchen er hervorrufen sollte.

Der König, dem seine Gedanken immer auf der Zunge schwebten, fragte gleich nach der ersten Begrüßung, ob ihn Seckendorf nicht für gut hannoverisch halte; und da dieser das bejahte, fuhr der König fort: „Herr General, auf Offizierparole! ich bin besser kaiserlich als hannoverisch.“ Er ließ sich darüber in den unumwundensten Ausdrücken vernehmen und hatte nichts dagegen, daß Seckendorf dies dem Prinzen Eugen berichte: wofern nur der Kaiser ihn in seinen rechtmäßigen Forderungen unterstütze und ihn behandle, wie es ihm gebühre, ihn namentlich mit unanständigen Kanzleidekreten verschone; so wolle er öffentlich auf des Kaisers Seite treten. — Ein paar Worte, die aber ein großes, und man darf vielleicht sagen, auch ein glückliches Ereignis enthalten.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1726 und den ersten Monaten des folgenden ließen sich die Dinge in Europa sehr kriegerisch an.

Ripperda zwar, der sich des Glückes, das er bei seiner Negotiation gehabt hatte, mit ruhmrediger Anmaßung überhob, konnte sich in Spanien nicht behaupten. Aber sein Fall selbst, da er seine Zuflucht zu dem englischen Botschafter nahm, hier aber von einem Alkalden aufgesucht und festgenommen wurde, verschlimmerte noch das Verhältnis zu England. In den westindischen Gewässern erschien ein englisches Geschwader, welches die Galionen hinderte, mit ihrer Silberladung in See zu gehen; dagegen ward in einem spanischen Hafen auf englische Schiffe geschossen und aller Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern gehemmt. Nachdem man eine Zeitlang bittere Schriften gewechselt, setzte sich endlich ein spanisches Heer gegen Gibraltar in Bewegung, dessen Anführer, der Marquis de las Torres, sich rühmte, das rechtgläubige Königreich von der Ansiedlung ketzerischer Fremden binnen sechs Wochen befreien zu wollen; am 27. Februar 1727 ward die Belagerung eröffnet.

In alledem erblickten nun die Engländer zugleich eine Folge österreichischer Einwirkung — wie denn in der Tat der kaiserliche Gesandte Königsegg gar nicht geleugnet hat, daß er zur Unternehmung gegen Gibraltar geraten habe, in der Überzeugung, die Spanier würden so gut vorbereitet sein, um die englische Besatzung zu überraschen; — die Verstimmung gegen den Kaiser

ward täglich größer, gereizter. Holländer und Engländer vereinigten sich, die Schiffe der ostendischen Kompagnie wegzunehmen, wo sie dieselben auch finden würden, und dann abzuwarten, was der Kaiser tun werde: einer der vertrautesten Diener Georgs I. sagte dem preußischen Residenten im Dezember 1726, wenn der Kaiser diese Handelsgesellschaft nicht wieder aufgebe, so werde es so gewiß zum Kriege gegen ihn kommen, als er hier vor ihm stehe. Bei der Eröffnung des Parlaments am 28. Januar 1727 gab der König den Höfen von Wien und Madrid die Absicht schuld, den Prätendenten auf den englischen Thron zu setzen; — und als der kaiserliche Gesandte eine Denkschrift hiegegen bekanntmachte, in der er zwischen Nation und Regierung unterschied und sich hauptsächlich an jene wendete, erweckte er einen allgemeinen Sturm gegen sich; die beiden Häuser gaben ihm zu verstehen, durch ausweichende Erklärungen, kunstvolles Leugnen würde man sie nie zu einer falschen Sicherheit verleiten. Hierauf mußte dieser Gesandte London verlassen, die englischen Wien und Regensburg; um für jeden Fall gerüstet zu sein, wurden kaiserliche Truppen nach den Niederlanden beordert.

Es mag sein, daß diese Dinge nicht so gefährlich noch so ernstlich gemeint waren, wie es aussah, aber man besorgte: die Gelegenheit, wie so oft ein erster Schlag, könne die allgemeinen Gegensätze zum Ausbruch bringen.

Ein Plan war entworfen, nach welchem im Norden und Osten ein Heer von Dänen, Schweden, Hannoveranern, Hessen unter englisch-französischen Fahnen ins Feld gestellt werden sollte, um, wie einst im Dreißigjährigen Kriege, in Schlesien einzufallen.

Dagegen faßte man in Wien den Gedanken, den König von England in seinen hannoverschen Landen anzugreifen, von denen man wußte, wie sehr sie ihm am Herzen lagen.

Beide Teile hofften den König von Preußen für sich zu haben, England und Frankreich wegen der Verträge von Hannover, der Kaiser als solcher. Prinz Eugen wünschte durch Seckendorf zu erfahren, „was demselben von den ihm benachbarten, allem menschlichen Ansehen nach bald feindlich werdenden Ländern am anträglichsten sein dürfte“.

Dahin gingen jedoch nicht die Gedanken des Königs von Preußen. Er näherte sich dem Kaiser und traf mit ihm, wie wir gleich weiter sehen werden, noch im Jahre 1726 eine vorläufige Übereinkunft; aber wenn ihm dieser den Antrag machte, dem Wiener Frieden und den Verbindungen, die sich daran geknüpft hatten, z. B. mit Rußland, beizutreten, so lag dies ganz jenseits der Politik

Friedrich Wilhelms; er wollte nicht die Partei wechseln, um etwa denen, mit welchen er eben verbündet gewesen, in entgegengesetztem Bunde ein Stück Landes zu entreißen: unter dem Hin- und Wiederschwanken der Neigung und des Unterhandelns erhob sich ihm vielmehr der Gedanke, nicht allein selber neutral zu bleiben, sondern es auch zu keinen Feindseligkeiten zwischen den Mächten kommen zu lassen. Der König von England sollte ihm versprechen, nichts gegen die Erblande des Kaisers im Reich, namentlich gegen Schlesien oder Böhmen, vorzunehmen; dagegen sollte aber auch dieser zusagen, die hannoverschen Lande nicht anzugreifen. Mochte der Krieg in anderen Regionen ausbrechen, in seiner Nachbarschaft wollte der König den Frieden behaupten.

Mit diesen Anträgen schickte er im Februar 1727 einen seiner Offiziere, von Polenz, nach England. Die Herzogin von Kendal, Gemahlin Georgs I., ließ einige kleine Vorwürfe, die ihr wohl anstanden, über die Unbeständigkeit des Königs von Preußen verlauten: Georg I. bezog sich auf Frankreich, mit dem er Rücksprache nehmen müsse, ehe er eine bindende Antwort geben könne; allein man sah ihm und seiner Umgebung an, daß ihnen der Antrag überaus angenehm war. Denn schon hatten sie ein noch engeres Verständnis zwischen Preußen und dem Kaiser gefürchtet; sowohl den englischen als den deutschen Ministern schien ein Stein vom Herzen gewälzt zu werden; sie seien so vergnügt, sagt der preußische Resident, als wären sie von neuem geboren.

Minder erwünscht war der Antrag in Wien, wo man einwandte, König Georg I. könne den Kaiser auch in Italien oder in den Niederlanden angreifen, der Kaiser könne ihm nirgends ankommen als in seinen hannoverschen Landen, hier aber leicht die größte Wirkung hervorbringen; Preußen werde nicht wollen, daß Reichslehen wie Mailand oder Mantua oder der burgundische Kreis angegriffen würden, ohne daß sich der Kaiser in anderen Teilen des Reiches dawider regen dürfe.

Auch in Versailles war man mit dem Vorschlag nicht einverstanden, denn dadurch werde der Kaiser freie Hand behalten, seine Waffen gegen Frankreich zu richten; aber eben diese Einwendungen zeigen, daß er sehr zum Ziele traf.

Manche andere Umstände kamen hinzu: der Tod der Kaiserin Katharina I. (1727), der Widerspruch, den die in Aussicht tretende Verbindung mit Spanien allenthalben im Reiche fand; der Kaiser wäre doch in eine sehr gefährliche Lage geraten, wenn bei dem

Abgang seiner Verbündeten die Gegner enge vereinigt geblieben wären; aber durch die Haltung von Preußen wurden auch diese auf ihre eigene Gefahr aufmerksam gemacht; es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß Friedrich Wilhelm auf seinem Wege unendlich dazu beitrug, eine friedliche Stimmung hervorzurufen. Indem man noch den Ausbruch des Krieges erwartete, im Frühjahr 1727, wurden ernstliche Friedensunterhandlungen angeknüpft; der Mai ging nicht ganz vorüber, als die Präliminarien geschlossen wurden.

Eine der ersten Wirkungen des Emporkommens der Militärmacht und politischen Selbständigkeit von Preußen auf Europa: es verhinderte das feindliche Zusammentreffen der über das maritime und kontinentale Gleichgewicht entzweiten Mächte auf dem deutschen Gebiete.

Hätte es — man erlaube uns diesen Rückblick — in dem Dreißigjährigen Kriege eine solche gegeben: dann würde weder die katholisch-österreichische Macht mit der Unterstützung von Spanien Norddeutschland überflutet, noch auch das deutsch-schwedische Kriegsheer unter französischem und zuweilen englischem Einfluß daselbst vorgedrungen sein. Wohl waren damals die religiösen Antriebe bei weitem gewaltiger und sozusagen wilder; aber man weiß, wie oft die politischen Interessen damit zusammenfielen. Die Welt war nun dahin gekommen, daß die letzten die Feindseligkeit der ersten in Zaum hielten. Unmöglich kann ein großer Staat ausschließend auf einem Glaubensbekenntnis beruhen; er braucht zu seinem Dasein eine Menge von Kräften, die von der religiösen Wahrheit unabhängig sind[1]. Sollten wir jemals wieder untereinander schlagen, so durfte es nicht der religiösen Entzweiung halber geschehen, die auf diese Weise nicht auszumachen ist, und noch weniger wegen fremder Streitsachen, so nahe sie sich auch an die deutschen herandrängen und sie zu ergreifen suchten; wenn es nicht anders sein konnte, so mußten wenigstens nur die eigenen Staatsinteressen der deutschen Mächte den Anlaß geben.

Die vornehmsten, welche in Frage kommen konnten, zwischen Preußen und Österreich, waren diese soeben beschäftigt, miteinander auszutragen.

Schon im Jahre 1726 waren, wie berührt, Unterhandlungen auf das ernstlichste und mit gutem Erfolge gepflogen worden.

Worauf alles ankam, wovon alles abhing, das war die Anerken-

[1] Vgl. Band I, Seite 303 und 383, und Reformation II, 352.

nung der Pragmatischen Sanktion. Ein größerer Vorteil konnte für das Haus und die Monarchie von Österreich damals nicht erlangt werden, als wenn zunächst einer der mächtigsten Reichsfürsten, dem die übrigen folgen würden, diese Satzung gewährleistete. Unmöglich hätte sich jedoch das eine oder das andere erreichen lassen, wenn der Kaiser dabei geblieben wäre, seine Tochter an einen spanischen Prinzen zu vermählen. Es ist eine Zusammenkunft einiger der angesehensten Reichsfürsten in Mannheim gehalten worden, in welcher sie sich ausdrücklich dagegen verwahrten. Auch Friedrich Wilhelm wollte nur von dem österreichischen Stamme deutscher Nation hören, und es sind ihm darüber immer beruhigende Erklärungen gegeben worden. Dies vorausgesetzt nun, erklärte er sich bereit, die Erbfolgeordnung anzuerkennen, jedoch hatte auch er eine Begünstigung dagegen zu fordern. Denn als vollkommen frei sah er seine Einwilligung an, und es schien ihm billig und recht für einen so großen Dienst, auch seinerseits einen Gegendienst zu verlangen. Er machte die kaiserliche Gewährleistung seiner Ansprüche auf die jülich-bergische Erbschaft zur Bedingung. Seine Absicht ging aber nicht dahin, Pfalz-Sulzbach, das sich der mannigfaltigsten Verbindung und Unterstützung erfreute, ganz auszuschließen; er wollte demselben Jülich überlassen und sich mit Berg begnügen. Der kaiserliche Hof sollte sich verpflichten, die pfälzischen Häuser zur Annahme dieses Vergleichs zu bewegen. Friedrich Wilhelm erklärte, nur gegen Gewährung dieses billigen, gerechten und gemäßigten Ansuchens könne er in die Fortführung der angefangenen Unterhandlungen willigen.

Wir sehen: es waren die größten Interessen der beiden Fürstenhäuser in Frage: für Österreich das der Erhaltung der Monarchie in ihrem Bestande; für Preußen das der Erwerbung einer ansehnlichen Provinz auf den Grund altvorbehaltener Rechte. Sollten sie miteinander gehen, so mußte hierüber ein Verständnis getroffen werden.

Und die Erklärung nun, welche Seckendorf, der sich indes nach Wien begeben hatte, von da zurückbrachte, zeigte wenigstens den besten Willen, eine solche zu vermitteln. Der Kaiser war bereit, die Unterhandlung mit Pfalz nach den Vorschlägen des Königs über sich zu nehmen; sollte er in einer von diesem zu bestimmenden Zeit damit nicht zustande kommen, so wolle er sich mit ihm über eine anderweite Genugtuung verständigen.

Das war alles, was man in Berlin zunächst erwarten konnte.

Der König setzte fest, daß der Traktat in sechs Monaten zu-

stande gebracht sein müßte, und bedang sich nur noch aus, daß der Kaiser nicht mit anderen, die auch Ansprüche zu haben vermeinten, sondern allein mit Pfalz unterhandele. Hierauf unterzeichnete er am 12. Oktober 1726 zu Wusterhausen einen Traktat, worin er seinerseits nun die Erbfolgeordnung anerkannte. Man sieht aber leicht, daß dies eigentlich noch keine schließliche Verabredung, sondern nur erst die Grundlage eines künftigen Vertrages bildet. Der König wie seine Minister erklärten wiederholt, daß die Übereinkunft keine Geltung habe, ehe nicht der Vergleich über Berg wirklich zustande gebracht sei.

Auch so war sie nicht ohne Wirkung. Der König sah mit Vergnügen, daß er in den Reichsangelegenheiten viel glimpflicher und rücksichtsvoller behandelt wurde als bisher: die Religionsklagen hörten auf. Für Österreich war es ein wesentlicher Vorteil, daß sich Preußen zu einer neutralen Haltung vermögen ließ.

Wie sich aber denken läßt, in jenem Halbjahr konnte eine Unterhandlung wie die jülich-bergische nach den überall und besonders im Reich herkömmlichen Formen kaum eingeleitet, geschweige denn beendigt werden. Nach einiger Zeit hat man in Wien dem preußischen Hofe erklärt, daß man Pfalz-Neuburg jetzt zu keiner vermittelnden Abkunft zu bringen vermöge. Es leuchtet ein, daß alsdann auch der Wusterhauser Traktat gar nicht mehr als bestehend betrachtet werden konnte.

Indessen aber waren die allgemeinen Angelegenheiten zu keiner größeren Festigkeit gelangt.

Noch oftmals schien es, als sollten die trotz aller Friedensentwürfe fortdauernden Feindseligkeiten zwischen Spanien und England, bei denen doch auch dieses durch die spanischen Kaper sehr empfindliche Verluste erlitt, zu einem allgemeinen Kriege führen. Die Franzosen wurden von der englischen Regierung aufgefordert, den Verpflichtungen, die sie übernommen, gemäß, in Spanien einzurücken; da man in London nach wie vor in dem Einfluß des Kaisers den Grund der Hartnäckigkeit Philipps V. sah, trug man Sorge, um für jeden Fall gerüstet zu sein, mit Hessen und Braunschweig Subsidientraktate zu schließen, die engste Verbindung mit Schweden aufrechtzuerhalten.

Man traf Friedenspräliminarien, nicht ohne die größte Mühe; den Frieden selbst konnte man nicht zustande bringen. Österreich machte einige nicht unbedeutende Konzessionen, namentlich in bezug auf die Handelsgesellschaft von Ostende, aber es beharrte unbedingt auf der Annahme der Pragmatischen Sanktion, welche in dem Umfange, in dem man sie damals verstand, von den west-

lichen Mächten zurückgewiesen wurde. Zugleich aber traten die Schwierigkeiten des Verhältnisses zu Spanien allmählich wieder hervor. Denn was die Königin Elisabeth wünschte, die Vermählung der ältesten Erzherzogin mit Don Carlos — eine Erwartung, die ihre ganze Politik beherrschte, konnte man ihr doch nicht gewähren. Die Manifestationen dagegen, die in Deutschland erfolgt waren, mußte man schlechterdings berücksichtigen. Man hat an die Auskunft gedacht, der Königin für ihren zweiten Sohn die zweite Erzherzogin zuzugestehen und dieselbe mit Italien auszustatten; dadurch würde aber die Pragmatische Sanktion vernichtet und die Königin schwerlich befriedigt worden sein. Man suchte sie hinzuhalten, ohne ihr eine positive Erklärung zu geben. Schon blieben hierauf die Geldsendungen aus, und man konnte sich die Gefahr einer Entzweiung nicht verbergen. In dieser Lage der Dinge fiel die eröffnete Unterhandlung mit Preußen doppelt ins Gewicht: Österreich bedurfte eines starken und zuverlässigen Verbündeten in unmittelbarer Nähe, wie der König von Preußen war; man ließ keinen Augenblick von dem Versuche ab, ihn zu gewinnen. Wir wissen, er war ohnehin geneigt. Denn den anderen benachbarten Mächten wollte er keinen überwiegenden Einfluß in Deutschland gestatten, wie sie ihn ohne Zweifel erlangt haben würden, wenn Österreich zugrunde gerichtet worden wäre. Nun richtete sich sein nationales Gefühl ebensosehr gegen den spanischen Infanten. Und hiebei war es nun, daß er an dem wieder am Hofe zu Wien zu vorwaltendem Ansehen emporkommenden Prinzen Eugen einen Verbündeten fand. Vermöge seiner Parteistellung widersetzte sich der Prinz allem, was eine Vermählung der Erzherzogin mit Don Carlos in Aussicht stellte. Und wenn er sich hiebei auf den Widerspruch der deutschen Fürsten stützte, so war es für ihn von dem größten Werte, den mächtigsten von allen durch einen festen Vertrag in seinem Widerspruch zu bestärken und eben in der Direktion, die er seinerseits selbst in Wien verfolgte, an Österreich zu fesseln. Wir kennen die Forderung in bezug auf Berg, die der König machte. Noch konnte man sich nicht entschließen, darauf einzugehen, da man sich Neuburg und Sulzbach damit notwendig entfremdete. Der Gedanke wurde einmal gefaßt, den König, der doch nur den Wunsch einer Vergrößerung seines Landes verrate, dadurch zu befriedigen, daß man ihm eine solche aus dem bei dem bevorstehenden Kriege zu erobernden Gebiete in Aussicht stelle. Österreich hätte dann den Vorteil gehabt, das Haus Pfalz auf seiner Seite zu behalten. Ich denke nicht, daß Seckendorf, dem die größte Behutsamkeit zur

Pflicht gemacht war, dies jemals unumwunden vorgeschlagen hat. Im Juni 1727 hat er nur erklärt, der Kaiser, der die bergischen Unterhandlungen noch immer, wenn es irgend möglich sei, zu Ende zu bringen hoffe, wünsche doch auch andere Vorschläge, die „zu des Königs Vergnügen und Genugtuung in Kriegs- und Friedenszeiten gereichen" könnten, zu hören und eine unzertrennliche Freundschaft zu schließen. Der König ist indessen hierauf nicht eingegangen. Er antwortete: die Freundschaft des Kaisers solle ihm sehr lieb sein; was aber Berg anbetreffe, so sei das eine Vergrößerung, auf welche er vor Gott und Menschen Recht habe; er könne sich mit gutem Gewissen darum schlagen; in weitläufige Verpflichtungen einzutreten, sei nicht seine Sache.

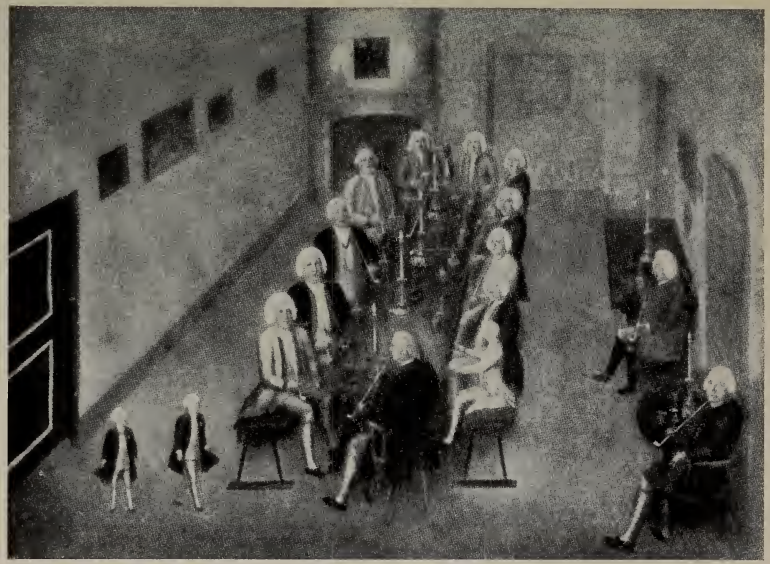
Und da nun Irrungen zwischen dem Kaiser und dem Hause Pfalz eintraten, bei denen sich ein unangenehmer Briefwechsel entspann, so daß dieses Haus sich augenscheinlich wieder an Frankreich anschloß, so änderten sich die Stimmungen am Hofe zu Wien; man zog die alte Erbstreitigkeit noch einmal in förmliche Erwägung. Im Anfang des Jahres 1728 war Seckendorf daselbst und ging, wie er sagt, mit dem Reichshofratspräsidenten, Grafen Wurmbrand, die voluminösen Akten aufs neue durch; über einige ungewisse Punkte bat er sich Erläuterungen von Berlin aus. Anfangs Mai kam er nach Berlin zurück. In seinem Beglaubigungsschreiben heißt es, er werde dem König das aufrichtige Verlangen des Kaisers beweisen, „mit ihm fester zusammenzusetzen und den Vorteil seines königlichen und kurfürstlichen Hauses möglichster Dinge zu befördern". Er selbst machte bei seiner ersten Audienz in Potsdam solche Eröffnungen in bezug auf Berg, daß der König nicht zweifelte, jetzt zu dieser Erbfolge gelangen zu können, wenn die Sache vernünftig angegriffen werde. Mit feierlicher Herzlichkeit forderte er Ilgen auf, sich nochmals anzustrengen und alle die guten Dienste, die er seit so langen Jahren dem brandenburgischen Hause geleistet habe, durch die Erwerbung von Berg zu krönen.

Ilgen und dessen Kollege Borck hegten längst die Ansicht, daß der beste und sicherste Weg, diesen Anspruch durchzuführen, in der Freundschaft mit dem Kaiser bestehe, wenn derselbe es nur ernstlich meine.

Und die Vorschläge nun, welche Seckendorf gleich in der ersten Konferenz, die er mit ihnen hatte — 12. Mai 1728 — vorlegte, trafen vollkommen zum Ziele.

Er trug vor, wenn der König die Nachfolge der ältesten Erzherzogin in den sämtlichen österreichischen Erblanden garantiere

Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf.



Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

und mit den Waffen zu verteidigen verspreche, so wolle dagegen der Kaiser „hinwieder dem Könige zum Herzogtum Berg verhelfen".

Man empfand in Berlin sehr wohl, was man mit der Gewährleistung einer Erbfolge, die bisher weder vom Reiche noch von der Mehrheit der europäischen Mächte anerkannt war, gegen die sich vielmehr ein heftiger Widerstand erwarten ließ, auf sich nehme; allein man hielt den dagegen dargebotenen Vorteil für so wesentlich, daß man kein Bedenken trug, darauf einzugehen. Die einzige Frage war, unter welchen Formen die Versicherung des Herzogtums Berg durch den Kaiser geschehen sollte; mit welchen Bedingungen sie verknüpft sein würde.

Auf richterlichen Spruch wollte man sich nicht einlassen, denn dieser hätte allenfalls auch gegen Preußen ausfallen können; hier war nur von einer politischen Unterhandlung die Rede.

Auch von einem erneuerten Versuch, einen Vergleich mit Pfalz-Sulzbach zustande zu bringen, ließ sich nichts erwarten, da ein solcher eben mißlungen war und dieses Haus jetzt an den fremden Mächten Rückhalt fand.

Man geriet auf die Auskunft, daß der Kaiser, der selbst ein Enkel Philipp Wilhelms, und zwar von dessen ältester Tochter Eleonore war, sich für den bestberechtigten Erben erklären und alsdann seine Rechte zwischen Sulzbach und Preußen teilen, dem ersten Jülich, dem zweiten das Herzogtum Berg zuerkennen sollte.

Eine Form, die vielleicht besser vermieden worden wäre. Denen, die sie billigten, hat man damals und später in Berlin immer entgegnet, daß die Übertragung des kaiserlichen Rechtes dem preußischen nichts hinzufügen könne, welches von dem Kaiser vielmehr selbst schon öfter als das beste von allen anerkannt worden sei. Die Hauptsache ist, daß der Kaiser versprach, der König solle zum Besitz und Genuß von Berg gelangen und dabei auf das kräftigste geschützt werden.

Eine Bedingung wünschte der Kaiser seinem Zugeständnis hinzuzufügen; indem er das Herzogtum dem König zusprach, hätte er dem Hause Pfalz gern die Stadt Düsseldorf vorbehalten. Allein der König wollte nichts von einer Landschaft hören, die keine Hauptstadt habe; er weigerte sich, Verpflichtungen, wie man sie ihm anmutete, zu übernehmen, wenn er nicht auch diese erlange. Seckendorf sagte: wenn man das Pferd hergebe, so werde man am Ende doch auch noch über die Schwierigkeit wegen des Zaumes wegkommen. In den Traktat kam nichts weiter, als daß dem Kaiser das Recht zustehen sollte, nötigenfalls Truppen oder

Geschütz nach Düsseldorf zu legen: die Abtretung selbst blieb so wenig in bezug auf die Stadt als das Land einem Zweifel unterworfen. Die preußischen Minister sprachen die Besorgnis aus, daß der Kurfürst von der Pfalz den Prinzen von Sulzbach, dem er das Land zu hinterlassen denke, noch bei seinen Lebzeiten zum Statthalter ernennen möchte, so daß es schwer halten würde, ihn wieder zu entfernen. Seckendorf erwiderte: wenn zu dieser Zeit ein Dutzend Pfalzgrafen in Düsseldorf wären, so würde der Kaiser durch den Traktat verpflichtet sein, sie sämtlich herauszujagen. Auch Prinz Eugen erklärte, wenn der Fall eintrete, habe sich der König des Herzogtums mit Gewißheit zu versehen; eine etwa bestehende Statthalterschaft solle ihn an dem Possessorium nicht hindern, weder in der einen noch in der anderen der Formen, welche die Rechte unterscheiden.

Nur ein Bedenken kam hierbei noch zur Sprache. Man setzte den Fall, daß vielleicht der Reichshofrat, über dessen Urteil doch der Kaiser nicht geradezu verfügen konnte, weder das preußische Recht anerkennen wolle noch selbst das des Kaisers, sondern sich zugunsten von Sulzbach ausspreche. Sollte der König alsdann leer ausgehen?

Man erinnerte: Preußen übernehme schwere Verpflichtungen, die dem kaiserlichen Hause unverzüglich zum größten Nutzen gereichen müßten; es würde ein schlechter Traktat sein, wenn die Vorteile, die man Preußen dagegen zusage, unbestimmt blieben; man forderte, daß der Kaiser für diesen Fall ein aus seinen eigenen Besitzungen zu nehmendes Äquivalent verspreche.

War das nicht auch deshalb billig, weil die Unterstützung, die Preußen gewährte, dem Hause Österreich zugute kam; was der Kaiser dagegen übernahm, dem Wesen nach von seiner Stellung als Reichsoberhaupt abhing?

Man hat hierüber in mannigfaltigen Zusammenkünften verhandelt, bald in Berlin, bald in Wusterhausen, bald auch in Britz, wo Ilgen wohnte, der freilich damals schon im Sterben lag: doch war weder seine Krankheit noch sein Tod ein Hindernis für ihren Fortgang. Eines Tages hat es der andere preußische Minister, Borck, wirklich so weit gebracht, daß Seckendorf sich bereit erklärte, einen Artikel, den er als den allergeheimsten bezeichnet, anzunehmen, durch welchen der Kaiser verpflichtet sein sollte, in jenem Falle dem König von Preußen ein Äquivalent aus seinem eigenen Besitz zu gewähren.

Ich weiß nicht, ob dies nicht bei der Gefahr des Krieges, die gerade gegen Ende des Jahres 1728 noch einmal recht dringend erschien,

zu erreichen, und ob es nicht überhaupt das Beste gewesen wäre, wie denn bestimmte und keinen Zweifel weiter zulassende Stipulationen für beide Teile immer das Beste sind; aber Seckendorf hatte kaum die Erklärung von sich gegeben, so reute sie ihn auch schon wieder, und er beeiferte sich, sie rückgängig zu machen.

Wenn man sagen sollte, worin wohl jemals Seckendorf den persönlichen Einfluß über den König von Preußen, von dem so viel die Rede gewesen, bewiesen hat, so ist es hier gewesen.

Er stellte vor, ein Fall, wie der vorausgesetzte, sei nun und nimmermehr zu erwarten. In kurzem werde die Erbschaft sich erledigen, da der jüngste der Brüder von Neuburg bereits 64 Jahre zähle, — dann werde der König in Besitz von Berg und Ravenstein treten, ein paar hunderttausend Taler Einkünfte davon ziehen; der Kaiser sei durch die klarsten Worte des Traktates verpflichtet, ihn dabei zu schützen. Wer wolle den Prozeß wieder aufregen, der schon hundert Jahre ruhe? Gesetzt, es geschehe doch, so habe der König so viel gutes Recht, daß er keinen widrigen Ausschlag befürchten dürfe; aber auch zugestanden, daß eine solche Sentenz erfolge, wer wolle sie gegen den Kaiser und den König ausführen? Seckendorf behauptete, auch Ilgen sei zuletzt dieser Meinung gewesen. Hauptsächlich entwickelte er, daß es das unveränderliche Bestreben des Wiener Hofes sein müsse, Preußen für sich zu haben, mit so einleuchtenden Gründen, daß der König davon vollkommen überzeugt wurde. Sonst so bedacht auf deutliche und unzweifelhafte Bestimmungen für die Zukunft, entschloß sich Friedrich Wilhelm, diesmal die Erwähnung eines Äquivalents fallen zu lassen. Es schien ihm unmöglich, daß sich Österreich jemals von der Verbindung mit ihm lossagen sollte.

Borck teilte das Vertrauen des Königs mitnichten: er ließ sich durch eine besondere Urkunde (Decharge) bezeugen, daß der König ihn zur Nachgiebigkeit in diesem Punkte ermächtigt habe; er wollte die Verantwortung dafür nicht tragen.

So kam am 23. Dezember 1728 der Traktat zu Berlin zustande, den man als ein ewiges Bündnis bezeichnet hat. König Friedrich Wilhelm, der so lange eine mißtrauische, ja halb feindselige Haltung gegen Österreich beobachtet, kehrte zur Politik seines Vaters zurück. Mit ausdrücklicher Beziehung auf den ersten und zweiten Artikel des Kronvertrags erneuerte er die damals ausgesprochene Gewährleistung aller kaiserlichen Erblande, so in als außer dem Reiche, und zwar nunmehr nach der im April 1713 erklärten Erbfolgeordnung (der Pragmatischen Sanktion) zugunsten Maria Theresias. Er machte sich anheischig, zur Behauptung derselben

erforderlichen Falles ein Hilfskorps von 10 000 Mann ins Feld zu stellen, das auch in Ungarn dienen sollte, nicht ebenso in Italien; werde aber der Kaiser da angegriffen, so sollte es zur Bedeckung anderer Provinzen desselben verwandt werden können. Er versprach, auch im Reich die Reservate des Kaisers, namentlich die oberrichterlichen, aufrechtzuerhalten, überhaupt in und außer Reiches mit demselben für einen Mann zu stehen; und sogar demjenigen, dem der Kaiser seine Erbtochter würde vermählen wollen, seine Stimme zum römischen König zu geben. Nur einen Vorbehalt machte hierbei der König; er wollte zu nichts verpflichtet sein, wenn der Kaiser seine Tochter mit Don Carlos oder einem anderen Prinzen, der kein deutscher sei, verheirate. „Keinen Spanier", heißt es in einer seiner Randglossen, „keinen Franzosen, einen Deutschen wollen wir." Das erklärt er für seinen recht altdeutsch-patriotischen Willen. So lautet auch der Artikel selbst auf einen Prinzen, der aus altem, deutschem Reichsfürstengeblüt entsprossen sei.

Dagegen übertrug nun der Kaiser seine bergischen Ansprüche, ohne die Stadt Düsseldorf auszunehmen, auf Preußen und erklärte sich einverstanden, daß bei dem Abgange der drei neuburgischen Brüder ohne männliche Erben der König diese sowohl als seine eigenen in Possessorio und Petitorio geltend machen, also Besitz ergreifen möge, selbst in dem Falle, daß die Statthalterschaft schon vorher einem Prinzen von Sulzbach anvertraut sein möchte. Auch der Kaiser machte sich anheischig, den König von Preußen, wenn er angegriffen werde, mit einer ansehnlichen Hilfsmacht zu unterstützen. In allen wichtigen Angelegenheiten, namentlich den polnischen, versprach er, sich mit ihm allezeit vertraulich zu vernehmen.

Dahin gelangte man zuletzt im Laufe der Ereignisse und den mannigfaltigen Windungen der Negotiation.

Wir berührten schon und wollen nicht wiederholen, welch ein Verdienst sich Friedrich Wilhelm damit erwarb, daß er, so militärisch die Natur seines Staates war, zwischen den großen Mächten, welche miteinander in Krieg geraten zu müssen schienen, den Frieden erhielt.

Eine andere Frage aber ist, ob die Politik des Königs auch in jedem Augenblicke eben die rechte war; ob er nicht zu rasch auf den Bund von Hannover eingegangen ist, so daß er sich bald darauf genötigt sah, von demselben zurückzutreten; ob der neue Bund mit Österreich den Interessen seines Staates ganz entsprach.

Diese Bundesgenossenschaft gewährte den großen Vorteil, daß

sie die stärksten deutschen Kräfte vereinigte, die Gesichtspunkte des Friedens und gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden Religionsparteien erneuerte. Für die Entwicklung und Erweiterung des preußischen Staates hatte es einen hohen Wert, daß der Kaiser die Erbfolgeansprüche auf Berg anerkannte und gewährleistete. Aber einmal fiel die Anerkennung der österreichischen Erbfolgeordnung, die von ganz Europa bestritten war, also des Bestandes der österreichischen Monarchie, sehr ins Gewicht; sodann bedeutete es doch in der Tat etwas, daß die preußische Freundschaft dem Hause Österreich in den vorliegenden Verwicklungen unmittelbar zugute kam, während aller Gewinn, den Preußen sich zu versprechen hatte, in der unbestimmten Aussicht entfernter Zeiten lag. Um so größeren Wert legte man auf diese Eventualität; Friedrich Wilhelm I. verlor sie keinen Augenblick aus den Augen. Der Vertrag ist für die weiteren Verhältnisse beider Mächte so verhängnisvoll geworden wie jene Abkunft über Schwiebus.

Zunächst bildete derselbe ein wichtiges Moment in dem Verhältnis zu England.

Im Jahre 1727 war Georg I. unerwartet gestorben.

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, zwischen dem Nachfolger desselben, Georg II., und Friedrich Wilhelm I. sei nun sofort ein alter, persönlicher Widerwille hervorgetreten.

Eine eigenhändige Instruktion des Königs von Preußen an seinen Gesandten Wallenrodt liegt uns vor, welche nichts anderes als den dringenden Wunsch ausdrückt, ein gutes Vernehmen anzuknüpfen. Man erkennt dabei die damalige Stellung Friedrich Wilhelms.

Er wiederholt darin sein Versprechen, niemals zuzulassen, daß die deutschen Provinzen des Königs von England belästigt oder über den Haufen geworfen würden; nur dürfe derselbe den Kaiser auch nicht von da aus angreifen noch fremde Truppen nach Deutschland führen. Aus einem für beide Teile geltenden Grunde legte er ihm die Notwendigkeit ans Herz, eine Vermittlung in der schleswigschen Sache zu versuchen: denn sonst würde der Kaiser die Gelegenheit erlangen, zu den Waffen zu greifen; es sei aber eine alte Maxime der Reichsfürsten, ihm eine solche nicht darzubieten.

Indem er sich aber dem englischen Hofe annäherte, wollte er doch vollkommen freie Hand behalten, dem Grundsatz gemäß, den einst sein Vater nach dem Frieden von Ryswyk ausgesprochen hatte. Es war ihm immer vorgekommen, als suche man in England die zwischen beiden Häusern bestehende Verwandtschaft als ein Motiv politischer Verbindung in jedem Momente zu benutzen: er

wünschte diese Dinge auseinanderzuhalten, vor allem das persönliche Vertrauen herzustellen; so viele Versicherungen er für die deutschen, ja auch die allgemeinen Angelegenheiten erteilen ließ, so wollte er doch nicht, daß von einer neuen Allianz die Rede wäre.

Wie der Zweck der ganzen Einrichtung, die er mit so unablässiger Anstrengung durchführte, dahin ging, sich von allem fremden Einfluß unabhängig zu machen, so war er für nichts so empfindlich, als wenn jemand einen solchen auszuüben oder ihn als einen minder Selbständigen mit sich fortzureißen suchte. Das hauptsächlich hatte ihn aus der Allianz mit Hannover getrieben, daß ihm die Vermutung aufstieß, man verfolge da noch andere Zwecke, als die ihm mitgeteilt waren. Selbst bei seiner Annäherung an den kaiserlichen Hof meinte er nicht eigentlich sich demselben unterzuordnen; er fühlte vielmehr seinen Ehrgeiz geschmeichelt, daß ein mit so prächtigen Ansprüchen und Vorrechten prangender Fürst seine Freundschaft so eifrig suchen mußte. „Ohne Eitelkeit", sagt er einmal, „ich habe Ehre erworben für das Haus Brandenburg. Ich habe meine Tage nie nach Allianzen getrachtet, nie einer fremden Macht die ersten Anträge getan. Meine Maxime ist, niemand zu verletzen, aber mir auch nicht auf die Füße treten zu lassen." Es war das große Staatsprinzip, niemand zu brauchen, um zu bestehen; keinen Bund zu schließen, ohne Vorteil gegen Vorteil auszutauschen. Dieser prinzipielle Gegensatz, in welchem sich persönliches Selbstgefühl und Bewußtsein der Würde des Staates durchdrangen, wurde nun aber durch mancherlei anderweite Differenzen genährt.

Schon über das Testament Georgs I., das dessen Nachfolger nicht zum Vorschein kommen lassen wollte, waren Irrungen entstanden: es folgten andere über die Erbschaft jener unglücklichen Herzogin von Ahlden, Mutter Georgs II. und der Königin von Preußen. Nachbarliche Streitigkeiten brachen aus, vornehmlich über Mecklenburg, von welchem Lande Hannover, um der Kosten einer früher einmal vollzogenen Exekution, die sehr hoch berechnet waren, sicher zu sein, einige Bezirke besetzt hielt, wogegen sich jetzt der König von Preußen ein Konservatorium erteilen ließ — auch über Ostfriesland, das bei einer nahe bevorstehenden Vakanz an Preußen fallen sollte, zur schlechten Genugtuung der hannoverschen Minister.

Da Friedrich Wilhelm eben damals den Traktat einging, durch den er sich so genau an den Kaiser anschloß und England sich diesem sehr ernstlich entgegenstellte, da ganz Europa noch zwischen Krieg und Frieden schwankte: so hat es sogar einen

Augenblick bei einem geringen Anlaß den Anschein gewonnen, als sollte der Streit zwischen diesen beiden nahe verwandten Königen zu dem Ausbruch ernstlicher Tätlichkeiten führen.

Den Anlaß gaben einige Gewaltsamkeiten preußischer Werber, wie sie schon oft vorgekommen. Aber jetzt wollte Georg II., der 1729, zum erstenmal als König, seine deutschen Länder besuchte, sie nicht mehr dulden. Ohne dem König von Preußen auch nur Nachricht von seiner Ankunft gegeben, geschweige ihn erinnert zu haben, ließ er die preußischen Soldaten, die den Weg durch sein Gebiet nahmen, aufgreifen und gefangensetzen und erklärte, sie nicht wieder freigeben zu wollen, bis ihm die Hannoveraner, welche man in preußische Dienste genommen, ausgeliefert seien.

In Berlin erfuhr man dies nicht etwa durch amtliche Anzeige, sondern durch die Zeitungen, und es läßt sich denken, in welche Aufregung Hof und Armee geriet. Georg II., sagte man, habe damit nicht eine Feindseligkeit begangen, gegen die man sich würde wehren können, sondern eine Beleidigung, die man rächen müsse; Friedrich Wilhelm hatte nicht übel Lust, ein paar Quartiere im Lüneburgischen aufheben zu lassen, damit auch er Gefangene auszuwechseln habe, sich überhaupt mit den Waffen Genugtuung zu verschaffen.

Wirklich hat man sich einst auf beiden Seiten in Kriegsbereitschaft gesetzt: Georg mahnte seine Freunde in Wolfenbüttel, Kassel, Kopenhagen auf, er hat sich selbst an die Franzosen gewendet; in Berlin sah und hörte man nur noch von Rüstungen.

Dazu waren jedoch die Dinge nicht angetan, um zu einem blutigen Zusammentreffen zu führen. Es wäre eine Fehde im Geiste des Mittelalters gewesen, wie eine solche dann und wann auch in der Reformationsepoche die allgemeinen Bestrebungen durchsetzte. Aber auch diese Zeiten waren vorüber, die beiden Fürsten viel zu mächtig, als daß eine einseitige, auf sie selbst eingeschränkte Feindseligkeit zwischen ihnen noch möglich gewesen wäre. In den damaligen Verhandlungen der europäischen Mächte ist wiederholt davon die Rede gewesen; Frankreich war für England, der Kaiser für Preußen.

Nach mancherlei anderen Vermittlungsversuchen, die aber nicht weit führten, machte endlich Friedrich Wilhelm selbst den Vorschlag, daß die von Hannover reklamierten Untertanen verhört und diejenigen unter ihnen, bei welchen das zwischen beiden Ländern bestehende Kartell verletzt worden, herausgegeben werden sollten. Man hatte von Hunderten gesprochen: es fanden sich zuletzt nur

zwanzig. Gegen deren Auslieferung wurden die festgehaltenen preußischen Soldaten ebenfalls zurückgegeben.

Indem aber nahmen nun die großen Angelegenheiten eine Wendung, welche den Kaiser und dann auch seine Verbündeten in großen Nachteil setzte. Im November 1729 gelang es den Engländern in den Verhandlungen zu Sevilla, im Verein mit Frankreich, Spanien von dem Kaiser zu trennen und auf ihre Seite zu bringen. Der Grund war, daß Königin Elisabeth Farnese endlich doch an der Vollziehung jener Heiratsversprechungen, mit denen sie sich vier Jahre lang geschmeichelt hatte, irre wurde und es vorzog, die Zukunft ihres Sohnes durch eine neue Abkunft mit England und Frankreich zu sichern. Diese versprachen ihr die Besetzung der festen Plätze der dem Infanten bestimmten italienischen Lande, Toskana, Parma und Piacenza durch spanische Garnisonen, wogegen sie zusagte, die noch andauernden Belästigungen des südamerikanischen Handels fallen zu lassen.

Der Vertrag von Sevilla (1729) ist vor allem ein Werk Robert Walpoles, der durch das Geschrei der Nation, besonders des Handelsstandes, ihn einzugehen genötigt wurde. Doch war durch den Abschluß mit Spanien die Sache noch nicht ausgerichtet. Denn wie dann, wenn der Kaiser sich der Einführung jener Garnisonen widersetzte?

Man war entschlossen, ihn zu der Aufnahme derselben zu zwingen. Der Hader zwischen Österreich und Spanien erneuerte sich nicht allein, sondern schärfte sich. Da der Kaiser unter der Einwirkung des Prinzen Eugen in Italien rüstete, so schien es nicht anders, als ob der Krieg nun doch zum Ausbruch kommen würde. Es leuchtet ein, daß Preußen in Gefahr geriet, in denselben gezogen zu werden.

Davon aber wurden nicht allein die politischen Verhältnisse betroffen, sondern auch die häuslichen. Es ist der Moment, in welchem von der Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer englischen Prinzessin die Rede war, eine Verwicklung, die den Vordergrund in der Geschichte König Friedrichs II. bildet; und die zugleich für die damalige Zeit eine große Bedeutung hat.

Viertes Kapitel.

Frühere Jugend Friedrichs II. Absichten für seine Vermählung.

Friedrich Wilhelm war ungewöhnlich früh vermählt worden, um die ältere Linie seines Hauses — die andere bildeten die Halbbrüder seines Vaters — sobald wie möglich fortzupflanzen. Auch wurden ihm in den ersten Jahren seiner Ehe drei Kinder geboren, von denen jedoch nur die Tochter am Leben blieb, die beiden Knaben starben. König Friedrich empfand es sehr schmerzlich, daß die preußische Krone noch nicht durch einen Enkel in seinem Stamm gesichert war, als ihm am 24. Januar 1712 wieder ein solcher geboren wurde, ein Knabe, zwar auch von zarter und oft schwankender Gesundheit, aber, wie man sogleich bemerkte, von nachhaltiger Lebenskraft.

Die Welt empfing ihn im Sinne der alten Zeit, der obwaltenden Verhältnisse.

Die Hausgenossen haben überliefert, wie der Erwerber der Krone, Friedrich I., der in der Geburt eines Prinzen die Erhörung seiner Gebete sah, unter dem Geläute der Glocken, welche dieselbe der Stadt ankündigten, seine Hände über den Neugeborenen ausbreitete, das Leben desselben und damit die Zukunft seines Landes aufs neue Gott empfahl und, seinen Geist in die ewigen Geschicke vertiefend, nicht aufstand, bis er auch in diesem Gebet erhört zu sein glauben durfte. So dankte man Gott in den Kirchen, daß er nach manchen betrübten Fällen das Haus und Reich seines Gesalbten, des Königs, aufs neue befestigt und vor aller Welt bestätigt habe.

Recht im Geiste der großen Allianz, welche seit einem Vierteljahrhundert die Politik und das Schicksal des Landes bestimmt hatte, lud man die Generalstaaten und Kaiser Karl VI. zu Taufzeugen ein. Es bezeichnet das alte vertrauliche Verhältnis, daß die ersteren dem jungen Prinzen von Preußen und Oranien, denn diesen Titel gab man ihm in Erinnerung an seine Ältermutter, Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien, ein Geschenk machten, wie wohl begüterte Verwandten pflegten: zwei goldene Becher

und eine goldene Kassette mit einem Leibrentenbrief auf 4000 Gulden. Indem der Kaiser die Patenstelle annimmt, bei deren Antrag ihm Glück gegen seine Feinde in Ratschlägen und Handlungen gewünscht worden war, spricht er die Hoffnung aus, daß das gute Verständnis, das zwischen seinem und dem königlich preußischen Hause jederzeit gepflogen worden sei, bis ans Ende der Welt bestehen werde. In diesem Sinne fügte man bei der Taufe dem hohenzollerischen Namen einen habsburgisch-burgundischen bei; man nannte den Prinzen Karl Friedrich, obgleich man beschloß, ihn für gewöhnlich allein Friedrich zu nennen. Der junge Prinz ward recht feierlich zum Fortsetzer eines Bündnisses eingeweiht, das er gerade unterbrechen sollte. Die Sage liebt es, an der Wiege eines Helden Vorahnungen seiner Bestimmung zu sammeln: die Geschichte findet eher das Gegenteil.

Friedrich Wilhelm vertraute die Pflege der ersten Jahre seines Sohnes denselben Händen an, unter denen seine eigene Kindheit gediehen war. Einer Französin, die ohne männliches Geleit die Auswanderung ihrer Familie durchzuführen gewußt hatte, um dem religiösen Zwange zu entgehen, Frau von Rocoulle, gebührt die Ehre, von zwei der tatkräftigsten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, die erste Erziehung, die so viel bedeutet, geleitet zu haben. Den Fehler wenigstens, den man vielen anderen in ihrem Falle vorwerfen darf, beging sie nicht: den eigenen Willen der ihrer Obhut anvertrauten Pflegebefohlenen suchte sie nicht zu brechen.

So hatte auch General Finkenstein, der dem Prinzen, als er in sein siebentes Jahr ging, von dem nunmehrigen König zum Oberhofmeister gegeben wurde, diesem selbst in seiner Jugend einige Jahre lang in einer ähnlichen Stellung zur Seite gestanden. Er war einer der seltenen Männer, vor deren Tugend die böse Nachrede zurückweicht, von stiller Arbeitsamkeit, ein guter Wirt und prächtiger Bauherr, christlich-fromm und vor allem tapfer. Er hat einst in Frankreich, wohin er als Kriegsgefangener geriet, ein paar Jahre als gemeiner Soldat die Pike getragen und sich dort, in der Fremde, durch kühne und glückliche Kriegstaten emporgearbeitet; als Ludwig XIV. entschieden seine Waffen gegen Deutschland wandte, ist er zu den heimischen Fahnen zurückgekehrt; hier hat er dann zu dem Ruhme der preußischen Waffen nicht wenig beigetragen, bei Höchstädt wetteifernd mit Fürst Leopold, bei Malplaquet hat er in Erstürmung der französischen Schanzen wohl das Beste getan. An seinem Beispiel be-

währt Friedrich später den Grundsatz, daß nur der zu befehlen verstehe, wer gelernt habe zu gehorchen.

Auch den Untergouverneur, den ihm Friedrich Wilhelm beigesellte, Oberstleutnant Kalkstein, hatte er in den Niederlanden als einen tapferen Kriegsmann kennengelernt. So zuverlässig sie waren, so hielt der König doch für gut, ihnen eine ausdrückliche Instruktion zu geben, die für ihn selber sehr charakteristisch ausgefallen ist. Er legte dabei die für seine eigene Erziehung im Jahre 1695 geschriebene zugrunde, veränderte sie aber in dem nunmehr in ihm ausgebildeten Sinne.

Es hatte in ihm schon immer, ich weiß nicht, ob mehr Widerwillen oder Mitleiden erweckt, daß man den jungen deutschen Fürstensöhnen so viel von dem Altertum ihrer Häuser, der Hoheit ihres Blutes zu hören gab, ihnen mit dem Gepränge glänzender Titel den Hof machte, ohne sie auf die Forderungen des Lebens zu verweisen; er verbat sich ein solches Verfahren. Man soll einen jeden, der den Prinzen sieht, verwarnen, daß er demselben nicht schmeichle; gäbe es einen, der es dennoch tue, den soll man bei ihm verklagen; beileibe soll man seinen Sohn nicht hoffärtig machen. Den Pomp der fürstlichen Phrase: „Unsere herzgeliebte Gemahlin Liebden, unsers vielgeliebten Sohnes des Kurprinzen Liebden", in dem sich sein Vater gefallen, die Erwähnung der „herrlichen" Lande, der darin wohnenden „Millionen" Menschen, veränderte Friedrich Wilhelm in die einfachen Ausdrücke: meine Frau, mein Sohn, das ganze Land; überdem trat das Ich an die Stelle des Wir. Wenn in der alten Instruktion von Respekt und Submission die Rede war, welche der Prinz seinem Vater und dessen Befehlen schuldig sei, so fügt Friedrich Wilhelm hinzu: diese Unterwürfigkeit dürfe nicht sklavisch sein; es ist der von seiner Hand beigeschriebene Ausdruck: daß der Prinz Vertrauen zu ihm haben, in ihm seinen besten Freund sehen, „brüderliche Liebe" zu ihm fassen möge, das solle man ihm ins Herz predigen. Nur die unentbehrlichen, das Leben berührenden Gegenstände des Unterrichts haben Wert für ihn. Er verwirft das Studium der Genealogie, das früher empfohlen worden; statt „Geschichte des kur- und fürstlichen Hauses Brandenburg" will er nur von preußischer Historie hören; Staatenkunde, verbunden mit Geographie, soll der Prinz lernen, die Landkarte in der Hand, und eine vollkommene Fertigkeit im Rechnen erwerben. Sehr bemerkenswert bleibt es doch, daß der König das Latein geradehin verbietet; für ihn hatte die Anordnung der Goldenen Bulle, welche die Kenntnis dieser Sprache von einem Kurprinzen fordert, keine Bedeutung

mehr. Mit methodischer Grammatik soll man seinen Sohn nicht plagen, schon genug, wenn er sich durch Übung einen fließenden französischen und deutschen Stil aneignet.

Und fragen wir nun weiter, worauf die Erziehung des Prinzen sich richten sollte, so ist das dreierlei.

Wie seine Gouverneure zwei ausgezeichnete Kriegsmänner sind, so soll er hauptsächlich mit Offizieren umgehen, Begierde zu Ruhm und Bravour, Liebe zu den Soldaten fassen; man soll ihm auf das nachdrücklichste einprägen, daß er ein verachteter Mensch wäre, wenn er nicht ein Soldat würde.

Das zweite: man soll einen guten Wirt aus ihm machen; gegen Pracht und überflüssigen Aufwand, noch mehr gegen Spiel und jede Art der Verschwendung soll und muß man ihm Ekel beibringen.

Endlich, er soll ein guter evangelischer Christ werden. Man soll ihm den Ungrund der katholischen Lehre so stark wie möglich darlegen, von den verworfenen Sekten aber, von Arianismus, Sozinianismus, auch den Meinungen der Quäker ihm lieber gar nicht sprechen.

Diese religiöse Tendenz tritt besonders in einem Stundenplan, welcher im Jahre 1725 vorgeschrieben wurde, und zwar mit dem übertriebenen Eifer jener Zeiten hervor.

Der Prinz soll sich früh und rasch erheben, sogleich ein kleines Gebet auf den Knien sprechen; nachdem er sich hurtig angezogen und in wenig Minuten Tee und Frühstück eingenommen, wird in Gegenwart aller Diener ein großes Gebet auf den Knien gehalten, ein Kapitel aus der Bibel gelesen, ein gutes Lied mit lauter Stimme gesungen; die Fechtstunde wechselt ab mit Information in der Religion. Sonst geht der Prinz alle Morgen mit dem König nach der Parade; Sonntags marschiert er an der Spitze seiner Kompanie mit ihm nach der Kirche. In einer gewissen Beziehung hierzu steht die sonderbare Form des Unterrichts, den man ihm in der allgemeinen Geschichte erteilte. Man ließ ihn das Theatrum europaeum lesen, dessen erste Bände die Religionskriege umfassen.

Es leuchtet ein, daß es Friedrich Wilhelm nicht auf eine freie Ausbildung angeborener Geistesgaben noch auf die Aneignung allgemeiner Kultur absah: Erziehung und Unterricht hatten bei ihm ein bestimmt vorgestecktes Ziel; er wollte einen Mann aus seinem Sohne machen, wie er selber einer war. Und beinahe ließ es sich an, als werde es ihm mit seiner Methode gelingen.

Im Februar 1719 meldet General Finkenstein, der Prinz treibe

seine Studien fleißig; wenn gutes Wetter sei, gehe er nach dem Marstall, steige zu Pferde, besuche die Kadetten, schieße nach der Scheibe. Man bildete ihm eine Kompanie aus diesen Kadetten.

Auch von dem Prinzen sind Briefe aus dieser frühen Zeit übrig, worin er mit kindlicher Hand, aber in Ausdrücken, wie sie ein alter Hauptmann brauchen würde, vom Zustand seiner Kompanie Nachricht erteilt; er sendet regelmäßig ihre Listen ein. Oder er gibt an, wie weit er im Theatrum europaeum gelangt ist: dem Sinne, der dadurch in ihm rege geworden, entspricht es, wenn er dem Vater eine in dessen Abwesenheit ihm vorgekommene Satire gegen Papst und Prätendenten zusendet. Ein andermal vertraut er dem Vater, daß die Königin ein paar schöne Rekruten nachzuweisen wisse; nur dürfe sie nicht erfahren, daß er, der Prinz, es anzeige; oder er spricht sein Bedauern aus, daß er einer bestimmten Musterung nicht beiwohnen und die schönen Leute des Königs sehen könne. In kurzem werden auch ihm deren für seine Kompanie zugeschickt, die er dankbar annimmt. Er lebt und webt in militärischen Beschäftigungen: auf dem Schlosse ward ein kleines Zeughaus mit allen Arten von Gewehr für ihn instand gesetzt. „Meine Wiege", sagt er einmal, „war mit Waffen umgeben, in der Armee bin ich aufgezogen worden." Schon macht ihm die Jagd Vergnügen: er hat seine Freude über eine Koppel Hunde, mit der er Hasen hetzt; im Oktober 1720 schießt er, wie er selber erzählt, ein Feldhuhn im Fluge.

Es scheint alles wieder einmal so werden zu wollen, wie es unter seinem Vater ist. Auch Friedrich korrespondiert mit dem Fürsten Leopold über große Soldaten und den Ausfall der Jagden. Gundling, der des Königs Abendgesellschaften mit seiner Art von Gelehrsamkeit erheiterte, wobei er sich jedoch in die Rolle eines Hofnarren verlor, speiste auch bei dem Sohne, und man war sehr lustig. In seinen Briefen schreibt Friedrich den Namen Gottes zuweilen in Unzialbuchstaben aus. Man hat von ihm einen kleinen Aufsatz aus seinem neunten Jahr, worin er einige Grundsätze positiver Rechtgläubigkeit über Gott und Christus und die Einwirkungen des Satans mit vieler Überzeugung ausspricht. Man weiß die Psalmenmelodien zu nennen, an denen er besonders Wohlgefallen gefunden hat.

Das ist nun aber wohl nicht die Absicht der Natur und der Vorsehung bei der Aufeinanderfolge der Generationen, daß die aufwachsenden Geschlechter den vorangegangenen gleich seien und die Kinder die Lebensgedanken der Eltern noch einmal zur Erscheinung bringen.

In jenen ältesten Briefen zeigt der junge Prinz schon Spuren einer Gewandtheit und Feinheit, die dem Sinne des Vaters fern lagen. Sehr merkwürdig ist der erwähnte kleine Aufsatz. Das erste Wort, das Friedrich je aus eigenem Nachdenken aufzeichnete, lautet: „Man muß das Herz auf dem rechten Fleck haben." Eine andere Maxime, die da vorkommt, dürfte man wohl von dem Vater nicht erwarten: „Man müsse nichts zu stark lieben." Geistige Auffassung ist in jedem Worte des Knaben zu bemerken. Wer ihn sah, erkannte das Regen eines eingeborenen Talents, und es war an sich nicht zu erwarten, daß sich dies gerade in den Bahnen des Vaters bewegen werde.

Der Mann nun, der auf die eigentümliche Entwicklung des Heranwachsenden den meisten Einfluß geübt hat, ist sein täglicher Lehrer, Duhan de Jandun, gewesen.

Auch dieser war ein eingewanderter Franzose, den Friedrich Wilhelm einst in den Laufgräben von Stralsund als einen tapferen Freiwilligen kennengelernt, so daß er ihn für besonders geeignet halten mochte, den Prinzen nach seiner militärischen Absicht zu unterweisen.

Duhan hatte aber mehr natürlichen Sinn für die Studien als für die Waffen, und hierdurch besonders wirkte er auf seinen Zögling. Friedrich hat selbst einmal in einem lebendigen Erguß seiner Gefühle das Verhältnis bezeichnet, in dem sein Lehrer zu ihm stand. Er dankt ihm vor allem, daß er den Kreis von Gedanken und Bestrebungen durchbrochen, die ihn umfaßt hielten, wie er sagt, der Unwissenheit, worin seine blöde Unschuld schlief. Duhan ließ ihn noch ein anderes Verdienst ahnen als das, wovon im Umgang mit Fürst Leopold und seinem Vater die Rede war, sprach ihm von einem Fürstenruhm, der nicht von dem Schwerte abhängt, wie ihn Titus und die Antonine erworben, richtete seinen Blick von der getümmelvollen Tatkraft der Männer des Theatrum europaeum und den verwickelten Bestrebungen religiös-politischer Kämpfe auf die persönliche Lebensweisheit, die in einem beruhigten Zustand möglich ist, auf Denker und Dichter des Altertums, wie Sokrates und Horaz sind.

Was dem Lehrer zugeschrieben wird, war ohne Zweifel zugleich die natürliche Wirkung der neueren und älteren Autoren, mit denen ihn derselbe bekannt machte, auf den empfänglichen und emporstrebenden Geist.

Wenn es auf methodischen Unterricht ankam, einen solchen zu geben, war Duhan nicht fähig. Er verstand nicht viel mehr als

seine Muttersprache; statt brandenburgische Historie zu treiben, gab er dem Prinzen Anweisung, französische Verse zu machen.

In dem Leben eines Menschen in der vorgeschrittenen Entwicklung der Welt ist nichts so wichtig als das Verhältnis, in das er sich zur Literatur setzt. Duhan vermittelte, wohin der Genius seines Schülers sich ohnehin neigen mochte, daß derselbe Geschmack an der Lektüre bekam.

Später hat Friedrich bemerkt, man lerne niemals so gut von Menschen als aus Büchern; das unterrichtendste Gespräch sei das mit den Toten, welche nicht aus irgendeiner Rücksicht reden; aus den Büchern der Geschichte könne man das Urteil abnehmen, das man selber zu erwarten habe. Darin besteht die unmittelbarste Beziehung des individuellen Geistes zu dem allgemeinen Leben des menschlichen Geschlechts, es ist vielleicht für einen jeden entscheidend, wo diese sich anknüpft.

In den Deutschen jener Zeit regte sich das Gefühl, daß sie in freier Ausbildung der Persönlichkeit hinter anderen Nationen und zunächst hinter ihren westlichen Nachbarn, die ihnen so manchen anderen Antrieb gegeben, zurück seien. Nicht übel ist die Schilderung eines schönen Geistes, welche Pater Bouhours aufstellte, daß nämlich ein solcher richtig denke, tief eindringe, dabei doch auch Zartheit habe, zugleich umfassend und deutlich, bescheiden und fruchtbar sei. Aus einer der frühesten Schriften von Thomasius kann man sehen, welchen Eindruck dieser Begriff von schönem Geist und gutem Geschmack in Deutschland machte; eigentlich mit einer Anerkennung desselben hat dieser Autor seine Laufbahn begonnen.

Von den Vorzügen der französischen Bildung ward nun auch Friedrich durchdrungen. Französische Bücher waren wohl jetzt ausschließend seine Lektüre. Er fand Geschmack wie an ihrem präzisen und witzigen Ausdruck, für welchen ihm selbst eine natürliche Anlage innewohnte, so an dem ganzen Begriff von Leben und Welt, den sie mitteilten.

Und wie junge Menschen zu tun pflegen, diesen Begriff wandte er nun auf die Dinge und Personen an, die er um sich her sah; an seines Vaters Hofe glaubte er niemand zu finden, dem er Bildung zuschreiben könne, es müßte denn einer und der andere gewesen sein, der sich viel mit französischer Lektüre beschäftigte.

Wenn man bedenkt, wie gewaltig die Umgebung, namentlich eine militärische, den jugendlichen Sinn zu ergreifen pflegt, so würde der Widerspruch, in den Friedrich sich gegen die seine setzte, zumal da er doch zuletzt noch mehr angeborenen

militärischen Geist als literarischen bewiesen hat, noch auffallender sein, wenn man nicht wüßte, daß die Königin, seine Mutter, dazu beitrug.

Sophie Dorothee war niemals ganz auf die Gesichtspunkte ihres Gemahls eingegangen; der einfache, beschränkte, von allem, was zum Schmuck und höheren Genuß des Lebens diente, entblößte Haushalt genügte ihr nicht; sie tadelte vieles von dem, was der König vornahm, und sah nach, wenn ihre beiden ältesten Kinder sich das nämliche erlaubten; sie richtete die Augen derselben nach dem lebensfroheren Ausland. Unter dieser zusammentreffenden Einwirkung, denn die Mutter liebte und begünstigte zugleich die Studien, jenen Ehrgeiz der Kultur, begann der Prinz das knappe, enge Soldatenwesen halb und halb für eine Pedanterie zu halten, an Paraden und Revüen eher Mißbehagen zu empfinden. Er dachte, einem Fürsten gezieme es ebensowohl auf geistige Vergnügen zu denken, wie sie Musik, Theater und heitere Geselligkeit darbieten.

Um so mehr war es ein Ereignis für ihn, daß er im Februar 1728 den Hof von Dresden sehen durfte.

Die Mißhelligkeiten, welche bisher zwischen Friedrich Wilhelm I. und August II. obgewaltet, waren ausgeglichen worden; und so verschieden, ja beinahe entgegengesetzt ihre Sinnesweise bisher erschienen war, so trat doch nach und nach manches heraus, was sie gemein hatten. August zeigte besonders in seinen späteren Jahren eine steigende Vorliebe für das Militärische; Friedrich Wilhelm folgte wenigstens darin noch dem alten Herkommen der Höfe, daß er zu Zeiten an langen, reichlichen Gelagen gern teilnahm. Nun hatte August II. sich aus seinen vertrautesten Kavalieren eine besondere Gesellschaft (runde Tafel) gebildet, als deren Patron er erschien; König Friedrich Wilhelm, der als Genosse und Mitbruder eintrat, war bald darauf als Kompatron anerkannt, mit dem Recht, die Gesellschaft zusammenzuberufen, neue Mitglieder aufzunehmen. Patron und Kompatron sind die Titel, mit welchen die beiden Fürsten sowohl untereinander als von den vertrautesten Dienern bezeichnet werden. Sie machten einen förmlichen Vertrag, wie einer den anderen ohne Zeremonie und selbst ohne Ankündigung sollte besuchen, sein Mittag- oder Abendessen bei dem königlichen Gastfreund oder auch bei wem ihm sonst beliebe, ohne Rücksicht auf Rang, einnehmen können. Die Hauptsachen aber blieben doch wohlvorbereitete Zusammenkünfte, bei denen sie einander mit Prunk und Aufwand bewirteten. Die erste fand im Karneval 1728 statt, wo der König

Johann Joachim Quantz.

Friedrich der Große als Kind.
Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

und der Kronprinz von Preußen in Dresden erschienen. Es wäre unnütz, die Festlichkeiten zu schildern, von denen damals eigene Beschreibungen in Prosa und Versen herauskamen, die dann oft exzerpiert worden sind. Merkwürdiger ist es, welchen Eindruck dieses Dresden auf Vater und Sohn hervorbrachte. Friedrich Wilhelm bewunderte die Magnifizenz dieses Hofes, gegen welchen die Pracht seines Vaters „Lappalie" gewesen sei; wäre es möglich, Gold zu machen, so würde er glauben, der König von Polen besitze dieses Geheimnis. Er verglich die Anstalten zur Jagd, die Fasanengärten, die Orangerie, die Sammlungen, wie das grüne Gewölbe, mit seinen eigenen und gestand, daß jene unvergleichlich besser seien. Aber er unterließ nicht, auch den militärischen Dingen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von der Festung Königstein urteilte er, sie verdiene, daß man 100 Meilen danach reise; dagegen das Zeughaus von Dresden erklärte er für tausendmal schlechter als das Berliner; — von der Infanterie fand er einige Regimenter sehr gut, andere erbärmlich, auch manche Offiziere von Verdienst; was aber dabei seine Mißbilligung erweckte, war die geringe Achtung, in der dieselben standen, so daß man sie wohl, sagt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau, „mit den Lakaien paradieren" lasse. Er hielt es für seine Pflicht, ihnen dagegen die in Berlin gebräuchliche Ehre zu erweisen; er suchte den geringsten Fähnrich hervorzuziehen.

Hätten wir doch auch einen ähnlich eingehenden Brief von dem Kronprinzen! Das dürfte sich wohl nicht darin finden, was der Vater von sich sagt, es habe nicht an Verführung gefehlt, aber Gott habe ihn bewahrt, er sei rein vor Gott. Auf den jungen lebenslustigen Prinzen, dem die Welt sich hier zum erstenmal ohne den heimischen Zwang öffnete, mußte der wollüstige Hof, wo die geschlechtlichen Verhältnisse sich aller Zucht und Rücksicht enthoben hatten, einen verführerischen Reiz ausüben. Namen wüßte ich nicht zu nennen, aber das Glück oder sein Genius wollten es so, daß er seine Huldigungen einer Dame darbrachte, die wie er die Literatur liebte und ihn in seiner Neigung zur Poesie bestärkte.

Ein dauerndes Verhältnis zwischen den beiden Höfen begründete der Vorzug des sächsischen in der Pflege der Musik. Der Kronprinz und seine ältere Schwester hegten, wie ihre Mutter sagt, eine Leidenschaft für Musik. Auf Bitten der Königin, die darüber mit dem Gesandten sprach, hatte August II. die Gefälligkeit, seinen Virtuosen Quanz und Weiß zu erlauben — denn ganz abtreten wollte er sie nicht — von Zeit zu Zeit einen längeren

Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Weiß unterrichtete die Prinzessin auf der Laute, Quanz den Prinzen auf der Flöte; man weiß, mit welcher Virtuosität der erfinderische Meister dieses Instrument einzurichten und dann zu gebrauchen verstand. Für Friedrich war die Übung eine Quelle unendlichen Vergnügens für sein ganzes Leben. Damals fühlte er sich glücklich, wenn er nach Parade und Tafel nachmittags die Uniform ablegen, sich in den brokatnen Schlafrock werfen, sich mit seinen Büchern und seiner Musik beschäftigen konnte.

Notwendig aber geriet er damit in Widerspruch mit den Wünschen und Absichten, die sein Vater hegte, mit dessen ganzem Sinne, und bald bekam er dafür seine Verstimmung zu empfinden.

Der König schalt den Prinzen, daß er nicht besser reiten und schießen lernen wolle, als er tue; er warf ihm ein unmännliches Wesen, weibische Gebärden vor. Mit besonderem Widerwillen bemerkte er, daß Friedrich keinerlei Neigung zeigte, sich mit seinem Hauswesen zu befassen und seine kleine Wirtschaft zu führen; er hielt ihn um so kürzer und strenger: aber dies hatte dann wieder die Folge, daß der Prinz Schulden machte. Wenn diese dann einmal, nicht ohne harte Worte, zum Teil bezahlt wurden, so hielt Friedrich sich nicht für verpflichtet, dem Vater die Meinung zu benehmen, als habe er sie nunmehr alle getilgt.

Und in der Auffassung der höchsten Dinge so gut wie in den täglich vorkommenden trat ein Gegensatz zwischen ihnen hervor.

Friedrich Wilhelm, obwohl, wie sein ganzes Haus, von reformiertem Bekenntnis, nahm doch an einem der wichtigsten kalvinistischen Dogmen, dem Lehrsatze von der unbedingten Gnadenwahl, der dem Gemeinsinn, der in ihm lebte und webte, widersprach, Anstoß und erklärte sich, ohne nach dem Zusammenhang des ganzen Lehrgebäudes zu forschen, für die lutherische Auffassung in diesem Stücke. Der Prinz dagegen faßte gerade für diese Lehre, die etwas tiefsinnig Großartiges hat und ihm besser aus den Beweisstellen zu folgen schien, eine entschiedene Vorliebe. Die Prediger zwar, die ihn unterrichteten, hätten nicht gewagt, ihm ein Wort davon zu sagen, aber schon war er selbständig genug, um ihrer nicht mehr zu bedürfen. Er nahm sich die Zeit, Bücherkataloge durchzusehen, und wenn er auf einen Titel stieß, der in diese Streitfrage einschlug, versäumte er nicht, sich dieses Buch zu verschaffen; da er einmal Anteil, ja Partei genommen, so hat es ihm keine große Überwindung gekostet, sich an Autoren wie Jacob Basnage zu wagen, durch die er sich dann in seinen Meinungen befestigte.

Dem haushälterischen, soldatischen, in religiösen Dingen an einer einfachen und praktisch anwendbaren Formel festhaltenden Vater setzte sich dergestalt in dem Sohne eine auf Literatur und Kunst gerichtete, der Tiefe und Forschung zugewandte Sinnesweise, die aber auch an äußerem Wohlleben Gefallen fand, entgegen. Der König hatte keinen Sinn dafür, daß diese zu etwas Rühmlichem und Gutem, er sah nur, daß sie auf Abwege führen könne, und verwarf sie von Grund aus.

Der Prinz wünschte eine größere Reise zu unternehmen, vielleicht in Begleitung von Kalkstein, der einst dem König davon gesprochen hat, zu seiner Ausbildung und seinem Vergnügen: aber der König mochte fürchten, daß er sich dann vollends einem unheimischen Wesen zuwenden, ihm entfremden werde, und wollte nichts davon hören.

Im Sommer und Herbst 1728 kam es zwischen beiden zu offenem Mißverständnis. Der Prinz beklagt sich, daß die Gnade seines Vaters sich in Haß zu verwandeln scheine: wiewohl er sich geprüft, habe er seines Wissens sich nichts vorzuwerfen. Der König antwortete ihm mit Scheltworten über sein unmännliches („effeminiertes") Wesen; er solle doch wenigstens seinem Vater zuliebe sich anders bezeigen, aber er folge nur seinem eigensinnigen Kopfe.

Damit ist nicht gesagt, daß der wachsende Unwille seiner Vaterliebe eben für diesen Sohn Eintrag getan habe. Um diese Zeit gedenkt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau einer Krankheit, in die der Prinz gefallen war. „Solange die Kinder gesund sind", sagte er, „so weiß man nicht, daß man sie lieb hat."

Und so blieb trotz allen Haders auch Friedrich in seinem Herzen gesinnt. Es kam einst hierüber, bald nach jenen unerfreulichen Erklärungen, im Oktober 1728 zu einer Szene zwischen Vater und Sohn, die ihresgleichen nicht hat.

Man feierte den Hubertustag in Wusterhausen mit einer großen Tafel: der Prinz saß der Königin gegenüber neben dem sächsisch-polnischen Gesandten Suhm und wiederholte, was er ihm oft schon gesagt, daß er es in der Knechtschaft, in der er leben müsse, nicht auszuhalten imstande sei, ob ihm nicht vielleicht der König August II. durch seine Vermittlung die Erlaubnis zu einer Reise verschaffen könne, nur damit er etwas mehr Freiheit genieße. Gegen seinen angeborenen Sinn, aber durch den Gebrauch der Tafel fortgerissen, trank er mehr als gewöhnlich; er sprach so laut, daß man ihn über den Tisch hörte und die Königin ängstlich wurde, was den Prinzen nicht abhielt, die Ergießungen über seine

Leiden fortzusetzen; nur sooft er seinen Vater ansah, fühlte er sich darin gestört und unterbrach sich mit den Worten: „Ich liebe ihn dennoch.“ Die Königin war weggegangen; der Prinz wollte nicht gehen, ehe er nicht von seinem Vater Abschied genommen. Er zog die Hand, die dieser ihm reichte, über die Tafel hin an sich, bedeckte sie mit Küssen; einmal in dieser Stimmung, ging er dann zu ihm, umfaßte seinen Hals, warf sich auf seinen Schoß. Von den Anwesenden war keiner, der ihre Stimmung gegeneinander nicht gekannt hätte; die einen riefen dem Prinzen ein Lebehoch zu: anderen traten die Tränen in die Augen. „Schon gut“, sagte der König, „schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl.“ Abends in der Tabaksgesellschaft erwähnte man diesen Vorfall nicht; auch erschien der Prinz nicht, doch hat man den König niemals vergnügter gesehen.

Dennoch soll es Leute gegeben haben, welche ihm sagten, es sei alles Verstellung.

Nur zu bald kehrten die alten Mißverständnisse wieder. In einer Instruktion, die der König im März 1729 dem Oberst Rochow erteilte, der den Prinzen als Gesellschafter und Freund begleiten sollte, wiederholt er seine alten Klagen: der Prinz habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigungen, halte nichts auf seinen Leib, habe Hoffart im Kopf, hinter der nichts sei; der Oberst solle alles mögliche tun, um einen braven Kerl und honetten Offizier aus ihm zu machen; wolle es dann nicht anschlagen, so müsse man es als ein Unglück ansehen.

Seinerseits dagegen nahm Friedrich gern diejenigen in Schutz, welche in Strafe verfielen; er bezeigte denen Verachtung, die beim König gut standen.

Der König meinte, wenn er ihn dreißig Schritt weit kommen sah, schlimme Gedanken zu bemerken, die er im Herzen habe, und behandelte ihn danach. Er sagte wohl: ein anderer Offizier, dem des Königs Gesicht mißfalle, könne seinen Abschied nehmen, aber nicht der Prinz: der müsse bei ihm bleiben und sich ihm „conformieren“, oder er werde ein saures Leben haben.

Er gab seinem Tadel so viel Öffentlichkeit als möglich. Erst vor den Hausgenossen, dann den Offizieren des Regiments, dann den Generalen sprach er ihn aus. Dem Prinzen machte das, statt den mindesten Einfluß auf ihn auszuüben, nur seinen Zustand unerträglicher, und der Wunsch stieg in ihm auf, sich auch wider den Willen seines Vaters vom Hofe loszureißen.

Was ihn noch abhielt, einen resoluten Entschluß zu fassen, war die unentschiedene Lage der Verhältnisse zu England, die Europa

umfaßten, für ihn aber, da sie seine Vermählung betrafen, zugleich die allerpersönlichste Beziehung hatten.

Der dynastische Bestandteil der europäischen Geschichte hat hier wie so oft die innigste Verknüpfung mit den allgemeinen Angelegenheiten.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1725 mit dem König von England in Allianz trat, verhandelte, wie wir berührt, seine Gemahlin zugleich über eine neue Familienverbindung.

Die Rede war zunächst von einer Vermählung der ältesten preußischen Prinzessin, Friederike Wilhelmine, mit dem dereinstigen Thronerben von England, Friedrich, Sohn des Prinzen von Wales; die englische Nation schien sie zu wünschen; der anwesende Minister war sehr dafür; König Georg I. gab seiner Tochter, deren Herz daran hing, die besten Zusicherungen.

Bindend aber waren diese nicht, nicht einmal schriftlich. Man hielt in Berlin dafür, daß die Sache weder den deutschen Ministern in Hannover noch einigen anderen von der nahen Umgebung Georgs I. gefalle. Dieser Fürst sagte nur immer, man solle ihn nicht drängen, sein Blut sei ihm lieber als alles andere, aber er könne unreife Dinge nicht zu reifen machen. Er hatte hoffen lassen, den Prinzen Friedrich, der sich in Hannover aufhielt, nach Berlin zu schicken, um die spätere Verbindung durch genauere persönliche Bekanntschaft zu vermitteln: so sehr es der junge Prinz wünschte, so vorteilhaft es vielleicht auch für ihn hätte werden können, unter den Augen des Königs von Preußen eine strengere Schule durchzumachen, so geschah es doch nicht. Die eintretenden politischen Irrungen trugen eher bei, die Gemüter einander zu entfremden. Als Georg I. (1727) auf der Reise nach Hannover unerwartet starb, war noch nichts darüber festgesetzt.

Bei der Thronbesteigung Georgs II. wurde dieser Plan nicht allein nicht aufgegeben, er wurde in noch größerem Umfang erneuert.

Schon seit manchen Jahren war zwischen den beiden Schwägerinnen, der jetzigen Königin von England, Karoline, geborene Prinzessin von Ansbach, und der Königin von Preußen, die Rede davon gewesen, durch eine doppelte Vermählung, nicht allein der preußischen Prinzessin mit dem englischen Thronerben, sondern auch des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin die Familien auf immer zu vereinigen; hiervon ward jetzt, was bisher nicht geschehen, offiziell gehandelt.

König Friedrich Wilhelm I. war in diesem Augenblicke weit entfernt, sich dagegen zu setzen; bei jener Mission, die wir erwähnten,

hat er seinen Gesandten Wallenrodt ausdrücklich beauftragt, mit der neuen Königin darüber zu sprechen. Nur machte er hierbei eine seinem Selbstgefühl und preußischen Ehrgeiz entsprechende Bedingung. Er wollte die öffentlichen Geschäfte nicht nach dem Maße der verwandtschaftlichen Beziehungen verwalten lassen; er wollte in den öffentlichen Geschäften, wie oben berührt, freie Hand behalten; die Vermählungen sollten geschlossen, die politische Allianz aber darum noch nicht unbedingt erneuert werden. Dagegen in England blieb man dabei, daß die Angelegenheiten der Politik und der Familie zusammengehen müßten. Als der Königin Karoline, die überhaupt anfangs einen gewissen Einfluß ausübte, die erste Eröffnung geschah (der Gesandte sprach nur in eigenem Namen), versicherte sie zwar, daß sie nichts mehr wünsche als die doppelte Vermählung; daß sie auch für ihren Sohn keine bessere Gemahlin wisse als die preußische, welche Verstand habe und sich zu betragen verstehe; „aber um Gottes willen", fügt sie hinzu, „wir wollen den Roman nicht von hinten anfangen, erst wollen wir die Geschäfte in Ordnung bringen, dann kann ich mit Erfolg an der Heirat arbeiten."

Sah es nicht wirklich aus, als betrachte der englische Hof diese Vermählung als eine Gunst, die durch anderweite Zugeständnisse zu erwidern sei? Für Friedrich Wilhelm bedurfte es nichts weiter als einer solchen Andeutung, um ihn in der Seele zu entrüsten. Wenn der Herr der Dame, sagt er, von seiner Tochter redend, so ist die Dame des Herrn wert. Seinem Gesandten antwortet er, es scheine, als wolle man ihn gleichsam zwingen, sich in neue Verpflichtungen einzulassen, als meine man ihn durch jene Heirat dazu bringen zu können; solche Vorteile aber finde er dabei nicht, daß er die Interessen seines Hauses darüber hinopfern oder sich beschwerlichen Bedingungen unterwerfen sollte. Noch stärker drückte er sich gegen seine einheimischen Minister aus. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, seine Tochter lieber dem Herzog Johann Adolf von Weißenfels oder einem andern machtlosen deutschen Prinzen zu geben.

Von dem Ehrenpunkt ging der Widerwille aus, doch nährten ihn noch andere Umstände, die zu jenem an eine nachbarliche Fehde alter Zeit erinnernden Hader führten, dessen wir oben gedachten. Wie sehr derselbe in die Familienangelegenheiten eingriff, ersieht man daraus, daß nach dem Traktat von Berlin gegen Ende 1728 der Prinz Friedrich, nunmehr Prinz von Wales, von Hannover plötzlich nach London beschieden wurde; man fürchtete, er möchte

sonst etwa auf eigene Hand nach Berlin gehen, um die ihm bestimmte Braut zu besuchen.

Noch größere, aber entgegengesetzte Folgen schien das Zerwürfnis von 1729 zu haben. Schon damals ist von einer Flucht des Kronprinzen von Preußen nach England die Rede gewesen. König Georg sagte damals, er sei bereit, den Prinzen aufzunehmen und für ihn Sorge zu tragen, aber ihn gegen seinen Vater zu behaupten, dazu würde er sich nicht verpflichten.

Kaum aber waren diese Streitigkeiten verhallt, als man in England zu den alten Vermählungsprojekten zurückkehrte. Sie waren jetzt nicht mehr eine Sache allein des Hofes: wir vernehmen, die Nation habe den Gedanken mit allgemeinem Beifall begrüßt. Für das Ministerium kam noch hinzu, daß es sich soeben in den Whigprinzipien, von denen es dann und wann abzuweichen geschienen, aufs neue befestigte. Einige der vornehmsten Mitglieder der Partei, wie der Herzog von Newcastle, traten in die Verwaltung: Parteifragen wurden im Parlament durch große Majorität im Sinne der eifrigen Whigs entschieden. Damals waren die Whigs preußisch gesinnt. Wie oft haben ihre Wortführer sich beklagt, daß man eine Macht vernachlässige, die eben jetzt noch einmal so stark werde, als sie gewesen, und die sich gern an England anschließen würde, wenn man ihr nur die nötige Rücksicht zeige; nicht ganz mit Unrecht, wie die zustimmenden Anerkennungen dartun, welche Friedrich Wilhelm den Berichten über diese Reden beischrieb. Die englischen Minister beschlossen, einen außerordentlichen Gesandten, Sir Charles Hotham, der sich durch Jugend, Gestalt und Herkunft für einen Auftrag dieser Art besonders zu eignen schien, deshalb nach Berlin zu schicken. Ihre Absicht war auf eine langdauernde Familienverbindung und daher auf die doppelte Vermählung gerichtet.

Und hatte es nicht auch für Preußen den größten Wert, mit den mächtigen Nachbarn, zugleich dem Hofe, dem Ministerium und der Nation, in immer genauere Verbindung zu treten? Wir wissen: die dringendsten Wünsche der Königin von Preußen, des Kronprinzen und der Prinzessin gingen dahin; auch die preußischen Minister waren nicht dagegen. Nach nochmaliger Erwägung der Sache erklärten Knyphausen und Borck mit einer gewissen Feierlichkeit, als verpflichete Diener der Krone könnten sie nicht anders urteilen, als daß die „gedoppelte Vermählung in alle Wege zu wünschen sei".

Und so wurde dem König Friedrich Wilhelm I. diese Frage nochmals vorgelegt, die schwierigste, dornenvollste, vielleicht bedeutendste für sein ganzes Leben, welche er je zu entscheiden gehabt

hat; alle seine öffentlichen, häuslichen und persönlichen Beziehungen wurden davon berührt.

Er war nicht blind gegen die Vorteile der Verbindung, und seiner Tochter, die er liebte, hätte er gern das Glück gegönnt, „in das magnifike Land“ zu kommen, einmal als Königin von Großbritannien zu glänzen.

Aber dagegen war er enger, als man wußte oder vermutete, mit dem Kaiser vereinigt; so viel durchschaute er von ferne, daß, wenngleich noch von keiner politischen Allianz die Rede war, eine solche doch für die Zukunft beabsichtigt wurde.

Und vornehmlich: für seinen Sohn hielt er die vorgeschlagene Vermählung keineswegs für so ratsam. Man brauche, sagt er seinen Ministern, überhaupt nicht mit ihm zu eilen; er selbst, der König, habe noch nicht das Alter, zu sterben, an seinem Stamme sehe er noch zwei andere wohlgemachte Reben; der Kronprinz könne dreißig Jahre werden, ehe er sich vermähle. Überdies aber, warum solle man gerade eine englische Prinzessin für ihn aussuchen. Der König fürchtete, in dem Luxus eines glänzenden Hoflebens erzogen, werde sich eine solche in die Einfachheit des preußischen Wesens nicht finden, sie werde ihren Sinn auf kostbare Vergnügungen richten, hoch hinaus wollen, die Sparsamkeit der eingeführten Hausordnung unterbrechen und wohl gar durch ihren Aufwand veranlassen, daß man die Armee vermindern müsse; dann würde seine Verfassung nicht bestehen können, sein Haus und Staat würden den Krebsgang gehen.

Wenn er nachdachte, so waltete für ihn kein Zweifel ob; er wünschte die Vermählung der Tochter, nicht des Sohnes: daß man aber in England die letzte als die Bedingung der ersten bezeichnete, blieb doch auch auf ihn nicht ohne alle Rückwirkung und machte ihn, so stark er sich auch zuweilen dagegen ausdrückte, in seinem Herzen wieder irre.

Eben daher aber kam es, daß sich zwei entgegengesetzte Tendenzen, die sich um ihn her gebildet, auf der einen und der anderen Seite, mit verdoppelter Lebhaftigkeit regten.

Eins der merkwürdigsten Denkmale über den Zustand des preußischen Hofes bleiben immer die Memoiren der Prinzessin Friederike Wilhelmine, so viel Übertriebenes und Unrichtiges sie auch enthalten. Man sieht daraus, daß weder sie selbst noch auch die Königin einen Begriff von den Gründen hatte, die den König bedenklich machten, sofort eine bejahende Entscheidung zu geben. Sie sahen in ihm einen eigensinnigen, gewaltsamen Hausvater, der nur gegen seine Angehörigen streng ist und schwach

gegen Fremde. Die Gemüter erfüllten sich gegenseitig mit Bitterkeit und Widerwillen. Auch der Kronprinz, der noch in den Jahren war, wo ein junger Mann wohl von einer geistreichen, älteren Schwester Einfluß erfahren kann, ward von dieser Stimmung ergriffen; er ließ sich verleiten, um ihre Vermählung zu befördern, insgeheim eine förmliche Erklärung auszustellen, daß er dermaleinst keiner anderen als einer englischen Prinzessin seine Hand geben wolle.

Aber auch davon hat man doch keinen Begriff, was die andere Partei sich erlaubte, um den König festzuhalten. Seckendorf hatte den täglichen und vertrautesten Gesellschafter des Königs, General Grumbkow, vollkommen auf seine Seite gebracht; Grumbkow, es ist kein Zweifel daran, erhielt Geld von Wien. Beide unterhielten mit dem preußischen Residenten in London, Reichenbach, eine Verbindung, die etwas Anstößiges hat. Dieser Reichenbach, der sich einmal des Mangels an äußerem Ehrgeiz rühmt, dem es aber auch an innerem fehlte, stand nicht allein mit Seckendorf in unmittelbarer Korrespondenz, in der er ihn von dem unterrichtete, was in England in bezug auf die Heirat geschah, und ihm wohl sagte, er könne auf ihn so gut rechnen wie auf sich selbst; noch bei weitem schlimmer ist, daß er sich von Grumbkow angeben ließ, was er an den König schreiben sollte, und dann nach dessen Weisungen seine Depeschen zusammensetzte. Es ist kaum begreiflich, daß man diese Briefe nicht vernichtet hat: sie haben sich in dem Nachlaß Grumbkows gefunden. Reichenbach, der eine untergeordnete Rolle spielte, sich aber als den Dritten in diesem Bunde betrachtete, gab auch seinerseits an, was dem König zur Unterstützung seiner Berichte mündlich beigebracht werden müsse. Ihr System war, dem König vorzustellen, daß England nur damit umgehe, Preußen wie eine Provinz zu behandeln und eine solche Partei um ihn her zu bilden, daß er die Hände nicht regen könne. Vorstellungen, für welche Friedrich Wilhelm ohnehin im höchsten Grade empfänglich war.

Er wollte auch deshalb die englische Schwiegertochter lieber vermeiden, weil er sonst in seinem Hause nicht mehr Herr zu bleiben fürchtete; vielleicht werde sie mehr bedeuten wollen als er selber; man werde ihn umbringen durch Verdruß, mit kleinem Feuer.

Vergleichen wir diese von beiden Seiten um den König geschäftige Intrige, so ist der Unterschied, daß die eine, die in seiner eigenen Familie, was die Absicht anbelangt, sich entschuldigen ließ, denn ihr erstes und letztes Ziel war das Zustandebringen der

Heirat; der König vermutete wenigstens eine Neigung dazu und fuhr mit Gewaltsamkeiten dazwischen, welche Haus und Stadt erschreckten und in ganz Europa widerhallten: dagegen war die andere bei weitem ernstlicher; sie hatte den bestimmten Zweck, Preußen bei dem einmal ergriffenen politischen System in jeder Beziehung zu fesseln und von England ferne zu halten. Von dieser hatte der König keine Ahnung: was ihm Reichenbach schrieb oder Grumbkow hinterbrachte, nahm er ohne allen Verdacht hin.

Nicht eben günstig standen dergestalt die Sachen in Berlin, als man in England jenen Entschluß faßte, zu einer förmlichen und offiziellen Unterhandlung zu schreiten. Der englische Hof wußte es wohl, aber er dachte zugleich die ganze Kabale, die den König umgab, zu sprengen.

Um die Absicht zu würdigen, muß man sich die damalige Lage der großen Angelegenheiten vergegenwärtigen. Im Frühjahr 1730 machte England die ernstlichsten Veranstaltungen zur Ausführung des Vertrages von Sevilla. Die Spanier wurden aufgefordert, ihre Truppen, wie der Traktat ihnen zugestand, nach Italien hinüberzuführen und die festen Plätze, von denen die Rede war, zu besetzen. Der König von England versprach, die ihm durch den Vertrag auferlegten Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen und das Unternehmen zu unterstützen. Um nun aber den Widerstand des Kaisers hiergegen zu lähmen, hielt man für das geeignetste Mittel, ihn in seinen Erblanden zu bedrohen; ihn in den Niederlanden anzugreifen, erachtete man schon aus Rücksicht auf Holland nicht für ratsam. Die Absicht wurde gefaßt, eine englisch-französische Armee in Deutschland erscheinen zu lassen. Engländer, Hannoveraner, Hessen sollten sich mit ihr vereinigen — eine Koalitionsarmee zur Ausführung des Traktats von Sevilla; ihr Sammelplatz sollte am Main oder Neckar sein; am geeignetsten dafür erschien Heilbronn. Mit dieser Armee sollte man einen Einfall, wenn nicht in Schlesien, wovon früher die Rede gewesen war, so doch in Böhmen unternehmen. Man durfte darauf rechnen, daß die rheinischen Kurfürsten, mit denen man in gutem Verständnis war, keinen Widerstand entgegensetzen würden.

Die vornehmste Frage war, wie sich der König von Preußen dazu verhalten werde. Man kannte sein Verhältnis zu Österreich, zwar nicht in vollem Umfang, aber doch genug, um Hindernisse von seiner Verbindung mit demselben zu befürchten. Diese Verbindungen in ihren Organen zu brechen und zugleich eine enge

Allianz mit ihm zu schließen, war nun der Zweck der Sendung Hothams. Wir sagen nicht, daß die beabsichtigte Doppelheirat nur eben darauf abgesehen gewesen sei; aber der Zusammenhang, in welchem die politischen Verwicklungen und die häuslichen Entwürfe miteinander standen, ist unleugbar.

Am 2. April traf Sir Charles Hotham in Berlin ein; am 4. hatte er in Charlottenburg Audienz bei dem König.

Sein Vortrag hielt sich fürs erste noch ganz im allgemeinen. Er knüpfte an ein im letzten Dezember eingegangenes Schreiben der Königin an, über das er die persönliche Ansicht des Königs zu hören gekommen sei. Dieser versichert, in dem Schreiben sei nur von einer Heirat zwischen dem Prinzen von Wales und seiner Tochter die Rede gewesen (der Entwurf dazu scheint verlorengegangen zu sein); er war mit der Eröffnung des Gesandten höchlich zufrieden und ergriff sie mit dem Vergnügen eines Vaters, der einem geliebten Kinde die größte Freude, die es sich auf Erden denkt, machen zu können hofft. Er bat Hotham zu schweigen; er hätte lieber gesehen, daß das Gerücht verbreitet würde, als sei die Unterhandlung abgebrochen; dann wolle er nach der Stadt kommen und seine Tochter mit der Nachricht überraschen, auf welche sie hoffe wie auf den Messias. Er dachte sich aus, wie er sie unerwartet, im Beisein des Gesandten, um ihre Einwilligung ersuchen wolle.

So einfach und den Wünschen des Königs entsprechend waren jedoch die Absichten des englischen Hofes und Ministeriums keineswegs. Hotham hatte Befehl, über die erste Heirat nicht abzuschließen, wofern nicht König Friedrich Wilhelm auch in die zweite willige. Er eröffnete zunächst: sein Auftrag gehe dahin, die Antwort des Königs von Preußen durch einen Staatsboten nach England zu senden. Hierauf ward ihm eine offizielle Antwort zugunsten der einfachen Heirat gegeben, in welcher nur der Vermählung der Prinzessin Erwähnung geschah, und diese schickte er ab.

Er fügte ihr jedoch noch einiges andere Weiterreichende hinzu. Was die Politik anbetrifft, so hatte sie der König selber berührt und zu vernehmen gegeben, man müsse ihm darüber von England aus Vorschläge machen. Über den Kronprinzen meldete Hotham ein Gerücht, das ihm zu Ohren gekommen war: der König solle einem seiner Geheimschreiber gesagt haben, er sei des Haders mit seinem Sohne müde und würde in die Vermählung einwilligen, wenn Georg II. denselben zum Statthalter von Hannover ernennen wollte. Daß er dieses damals gesagt habe, steht mit seinen

eigenen Beischriften in Widerspruch; in früheren Zeiten war es allerdings geschehen.

Mit dieser Konzession nun glaubte man in England jede fernere Widerrede zu heben.

Hotham legte so großen Wert auf den Vorschlag, daß die englischen Minister ihrem Könige rieten, darauf einzugehen. Sie erreichten, daß Georg II. endlich darauf einging, jedoch unter der Form, daß seine Tochter Amalie, mit welcher er den Kronprinzen von Preußen zu vermählen gedachte, zur Regentin von Hannover erklärt werden sollte, so daß der frühere Wunsch des Königs von Preußen erfüllt worden wäre.

Mit diesem Anerbieten versehen, ließ nun Hotham den König um eine neue Audienz ersuchen. Sie fand am 4. Mai statt und ist zunächst dadurch merkwürdig, daß Hotham im Laufe der Rede einen Angriff auf die Faktion zu machen wagte, von der man an den beiden Höfen meinte, daß sie Friedrich Wilhelm I. beherrsche. Er beklagte sich über Reichenbach, der Mangel an Ehrerbietung gegen den König von Großbritannien an den Tag lege, und zwar in Briefen, deren Originalien man würde vorlegen können. Friedrich Wilhelm fühlte sich versucht, nach der Art und Weise zu fragen, wie man zu diesen Briefen gekommen sei; doch überwog in ihm diesmal eine nachgiebige Stimmung, und er ging darüber hinweg. Er sagte, wenn Reichenbach in England unangenehm sei, so sei er auch unnütz daselbst, und bewilligte ihn abzurufen.

Die Hauptsache aber war nun der Antrag über die Vermählung. Hotham begann damit, daß er im Namen seines Königs und Herrn um die älteste preußische Prinzessin für den Prinzen von Wales förmlich ansuchte. Friedrich Wilhelm erwiderte, es sei ihm lieb und angenehm. Doch war das nur die eine Seite des englischen Antrags. Hotham fuhr fort, der König von Großbritannien wünsche sich noch enger mit dem preußischen Hause zu verbinden: einverstanden mit der ganzen Nation, die das sogar für notwendig halte, habe er eine seiner Prinzessinnen für den preußischen Kronprinzen bestimmt: er habe deshalb einige Vorschläge zu machen.

Und diese Vorschläge nun, die er sogleich mitteilte, schienen alles zu enthalten, was man am preußischen Hofe nur immer wünschen konnte.

Georg II. erbot sich, die Prinzessin, mit welcher sich der Kronprinz von Preußen vermähle, zur Statthalterin seiner kurbraunschweig-lüneburgischen Erblande zu ernennen; ihr Gemahl, der Kronprinz, würde dann mit ihr in Hannover residieren, ebenso be-

dient und unterhalten werden wie er selbst, wenn er zugegen wäre, und zwar auf seine Kosten.

Der Antrag sah noch großmütiger aus, als er war. Man behielt sich vor, daß der Kronprinz die Kosten seines Hofhaltes nach seiner Thronbesteigung wieder erstatten, überdies sich aber verpflichten sollte, jederzeit auf den ersten Ruf nach England hinüberzukommen. Das ließ man jedoch unerwähnt, und unleugbar ist, daß die ganze Eröffnung den dringenden Wunsch einer freundlichen Annäherung ausdrückte und eine Erweiterung des preußischen Einflusses in sich schloß. Man sah an den Mienen des Königs, daß sie ihn überraschte und ihm ein gewisses Vergnügen machte.

Doch besaß er Zurückhaltung genug, um nicht sogleich darauf einzugehen. Er sagte, da in dem Schreiben seiner Gemahlin von der Vermählung des Kronprinzen nicht die Rede gewesen und dies also ein neuer Antrag sei, so werde man begreifen, daß er darüber zuerst mit seinen Ministern Rücksprache nehmen müsse.

Bei dieser näheren Überlegung erhoben sich ihm nun aber mannigfaltige Bedenken.

Es schien ihm nicht ehrenvoll, daß England die Unterhaltung des Kronprinzen übernehmen wolle, gleich als sei er selber zu karg dazu; — er besorgte, durch den Aufenthalt in Hannover werde sich derselbe von seinem Lande entfremden, ihm aber alles andere eher als eine gehorsame Schwiegertochter zuteil werden — er kam nicht darüber hinweg, daß der Kronprinz noch zu jung sei —; aber die vornehmste Schwierigkeit sah er in den politischen Verhältnissen, in dem Hader der Verbündeten von Sevilla, vor allem Englands mit dem Kaiser. Wie dann, wenn der Krieg zwischen beiden Parteien ausbrach? Wäre nicht Preußen alsdann in die größte Verlegenheit gekommen? Der König, dem sich die Dinge in ihren äußersten Folgen darstellten, meinte sogar in den Fall kommen zu können, daß er gegen seinen Sohn, alsdann Statthalter von Hannover, die Waffen ergreifen müsse. Er forderte wenigstens das Versprechen, daß England den Kaiser nicht im Reiche angreife. Um aber dem vorübergehenden einen Vorteil auf immer hinzuzufügen, brachte er die Sukzession von Berg wieder zur Sprache und verlangte die Erneuerung der Garantie derselben durch den König von England.

In diesem Sinne ward nun am 11. Mai eine offizielle Antwort abgefaßt. Der ersten Vermählung, heißt es darin, stehe kein Bedenken entgegen, in die zweite aber könne der König nicht willigen, wofern nicht den Differenzen mit dem Kaiser abgeholfen, ihm aber Berg garantiert werde; auch dann behalte er sich die Zeit der Ver-

mählung zu bestimmen vor. Er ließ mündlich sagen, der Kronprinz müsse sich erst entwickeln und die zur Führung eines Hauswesens nötigen Eigenschaften erwerben; er müsse 28 Jahre werden, ehe er sich verheirate.

Es waren die Tage, wo sich der preußische Hof zu einem großen militärischen Feste, einem Lustlager begab, das der König von Polen bei Mühlberg veranstaltet hatte. Hier im Lager vernahm man, daß dem englischen Hofe die vorgelegte Erwiderung zu weitaussehend scheine; er wolle sich auf Bedingungen nicht einlassen, die den Vermählungen so ganz ferne lägen. Der König antwortete, dann sei in der Sache nichts weiter zu tun: doch müsse man nicht sagen, daß er die Ehre einer solchen Verbindung abgelehnt habe; es heiße nicht sie ablehnen, wenn man sie noch zu frühzeitig finde.

Auch sah man das in England trotz aller Ausstellungen in diesem Lichte an; man rechnete fortwährend auf die Vollziehung der Vermählungen. Unter andern haben wir einen Brief der Königin von England an die Königin von Preußen vom 16. Juni, der ganz von dem Gefühl der neu bevorstehenden Verwandtschaft erfüllt ist, ohne Spur von Gereiztheit, voll zärtlicher Erinnerung an ihre Jugendjahre.

Was dazu beitrug, war ohne Zweifel auch die Haltung des Kronprinzen. So geheim es bleiben mußte, so hatte Hotham doch Mittel gefunden, mit ihm in Verbindung zu treten: ein flüchtiges Wort, etwa bei einer Jagdpartie, genügte schon, sie zu unterhalten. Friedrich hatte sich aber auch ganz ausdrücklich erklärt. Er hatte seinen Oheim auf das dringendste ersuchen lassen, die Vorschläge seines Vaters nicht zu verwerfen, wie sie auch immer beschaffen sein möchten, ja vielleicht gar keine Zusicherungen desselben zu fordern: nur fürs erste die Ehe seiner Schwester abzuschließen, damit diese nicht ganz unglücklich werde; es sei genug, daß er das Versprechen erneuere, das er schon gegeben habe, keine andere Gemahlin zu nehmen als die Prinzessin Amalie von England. Er werde wissen, sein Wort zu halten: man möge ihm nur Vertrauen schenken.

In England ging man nun zwar hierauf nicht so vollständig ein, wie der Prinz gewünscht hätte, aber man hütete sich doch, die Unterhandlungen abzubrechen. Sir Charles Hotham erklärte endlich, Dinge dieser Art könne man besser mündlich verhandeln als schriftlich; er bitte sich noch einige Erläuterungen aus und wolle sie selber nach England überbringen. Der König gab ihm diese Erläuterungen, die hauptsächlich zwei Punkte betreffen. Er ver-

sprach bei seinem königlichen Wort, wenn er beschließen sollte, den Kronprinzen zu vermählen, dann eine englische Prinzessin jeder andern vorzuziehen, und zwar die, welche ihrem Alter nach am besten passen würde: ferner aber diese Vermählung spätestens binnen zehn Jahren eintreten zu lassen. Hotham sprach die Hoffnung aus, daß er nach einiger Zeit mit solchen Instruktionen zurückkommen würde, kraft deren er zu einem Abschluß in dieser Angelegenheit schreiten könne.

Wenn man über die Haltung des Königs Friedrich Wilhelm in dieser Sache urteilen will, so wird die Heftigkeit seiner Äußerungen, die dann und wann hervorbrach, manche Mißbilligung erfahren: aber in der Hauptsache kann man ihm so unrecht nicht geben. Seine Einwendungen, mochten sie persönlicher oder häuslicher oder auch politischer Natur sein, hatten guten Grund, und man darf sie nicht etwa bloß von dem Einfluß eines Grumbkow oder Seckendorf herleiten. Grumbkow, der keine amtliche Stellung in den auswärtigen Sachen hatte, wurde keineswegs allezeit zu Rate gezogen, und aus seinen Aufzeichnungen ergibt sich, daß er zuweilen schlecht unterrichtet war. Eine wirkliche und nicht zu beseitigende Schwierigkeit, von der freilich die wenigsten eine Ahnung hatten, lag für den König in jenem geheimen Bunde mit Österreich, in dem er die vornehmste Sicherheit für die künftige Machterweiterung des Hauses sah. Sollte er sich in ein Verhältnis begeben, das demselben offen oder versteckt entgegenlief? Er wünschte vielmehr den Frieden zwischen Österreich und England hergestellt zu sehen, um dann das letztere in jener Garantie von Berg heranzuziehen. Auch aus diesem Grunde verlangte er Aufschub; der weitaussehendste mußte ihm der liebste sein. Bei seiner Art zu denken ist es schon viel und in Wahrheit alles, was sich erwarten ließ, daß er das Versprechen, seinen Sohn mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, wirklich gab. Dabei hätte man es lassen, jede Beschleunigung oder Änderung des Systems von den Wechselfällen der Zukunft erwarten sollen.

Unvorsichtigerweise tat aber Hotham, im Begriff Abschied zu nehmen, einen Schritt, der neue Verwirrung veranlassen mußte.

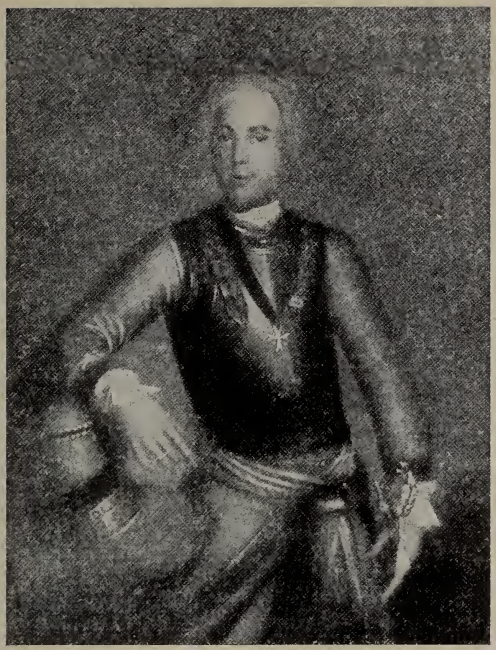
Am 10. Juli hatte er noch eine Audienz, um sich zu beurlauben und zugleich seinen Stellvertreter Gui Dickens vorzustellen. Alles ging auf das beste, der König zeigte eine gute Stimmung, als Hotham einen Brief hervorzog, den er als eine Fortsetzung der früher angeklagten reichenbachischen Korrespondenz mitteilen wollte. Er war von der Hand Grumbkows, der sich darin über das Auf-

fangen von Privatbriefen, wie es der englische Hof treibe, mit Wegwerfung aussprach; Grumbkow hatte ihn zu dem Zweck geschrieben, daß er aufgefangen und gelesen würde. Diesen Brief nun überreichte Hotham dem Könige in der Hoffnung, Grumbkow zu stürzen, wie er die Abberufung von Reichenbach veranlaßt hatte. Allein er war wohl sehr unerfahren in der Kunst der Unterhandlung; bei einigem Nachdenken hätte er voraussehen müssen, daß er in dem leicht erregbaren Fürsten eher das Gegenteil hervorbringen werde. Daß um die Abberufung eines Gesandten gebeten ward, lief nicht so ganz wider das europäische Herkommen: Friedrich Wilhelm hatte damals einen natürlichen Widerwillen dagegen erstickt und nachgegeben; noch ganz anders aber berührte es ihn, daß man den Minister seiner geheimen Geschäfte. der am meisten um ihn war, durch dieselben gehässigen Mittel zu stürzen unternahm. Legte es sich nun nicht doch an den Tag, daß man in seine Angelegenheit eingreifen, ihm in seinem Hause Gesetze geben wollte? Das Verhaßteste, was er sich auf Erden denken konnte. Er warf den Brief auf den Boden, wandte dem Gesandten den Rücken und verließ das Zimmer.

Man hat damals erzählt, der König habe den Fuß gegen Hotham erhoben, gleich als wolle er ihn persönlich insultieren, und ihn hernach nicht viel weniger als um Verzeihung gebeten; wie das erste, ebenso ist das letzte übertrieben.

Da der Gesandte sich verlauten ließ, das Vorgefallene gehe nicht weniger seinen Hof an als ihn, so erklärte der König um so nachdrücklicher, die geheiligte Person Sr. Großbritannischen Majestät habe damit nichts zu tun, sondern allein der Chevalier Charles Hotham. Doch wollte er auch von diesem nicht in Unfrieden scheiden. Er ließ ihn fragen, ob es ihm eine Genugtuung wäre, wenn er noch einmal zur königlichen Tafel gezogen würde. Aber Sir Charles machte ganz andere Ansprüche: der König sollte den Brief, den er damals auf die Erde geworfen, in einer andern Audienz entgegennehmen und eine Untersuchung der Sache versprechen, womit er dann freilich vollkommen recht behalten haben würde. Da ihm dies nicht bewilligt ward, so zog er vor, den Hof ohne Abschied zu verlassen. Friedrich Wilhelm, hierüber aufs neue entrüstet, ließ den König von England wissen, dieser Gesandte sei nicht geeignet, weder durch Sinnesweise noch Betragen, das gute Vernehmen zwischen den beiden Höfen zu erhalten.

Gewiß war Hotham nicht der Mann für Durchführung einer so schwierigen Angelegenheit. Gleich nach seiner Ernennung, noch in



Leutnant Hans Hermann von Katte.
Nach einem zeitgenössischen Porträt.

Soldatenwerbung im 18. Jahrhundert.
Stich aus Hans von Fleming: „Der vollkommene teutsche Soldat", Leipzig 1726.

London, vertraute er sich Reichenbach an, und dieser meldete Grumbkow und Seckendorf, daß sie an ihm einen Feind haben würden. In Berlin ließ er sich bei weitem zu tief in die den König umgebenden Spannungen ein, glaubte mehr dem, was andere von ihm sagten, als daß er dessen eigenen Sinn zu durchdringen gesucht hätte; indem er überhaupt mit einer stolzen Zuversichtlichkeit zu Werke ging, erweckte er die Vermutung, als denke er selber hierzulande zugleich Gesandter und erster Minister zu werden, einmal einen Einfluß auszuüben wie Seckendorf, nur von der entgegengesetzten Seite her. Wie wäre er aber fähig gewesen, sich mit diesem oder mit Grumbkow zu messen, die alle Untiefen dieses klippenvollen Golfes kannten.

Es liegt am Tage, daß ein Vorfall wie dieser den Fortgang der Unterhandlung wieder gewaltig hemmen mußte; auch jetzt aber ward sie noch nicht abgebrochen.

Dazu führte erst ein anderes mit diesen Dingen zusammenhängendes Ereignis sehr persönlicher Natur, welches an und für sich, das ist in dem, was wirklich geschah, vielleicht nicht von so großer Bedeutung war, aber von der größten eben durch die Persönlichkeiten, die darin handeln, und die Rückwirkung, die es auf dieselben ausübte.

Fünftes Kapitel.

Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen.

Wir sahen oben, in welchem Zustand Friedrich sich befand, wie sich in ihm die Meinung festsetzte, daß er in der Nähe seines Vaters nicht leben könne.

Schon im Jahre 1729 hat er gedacht, die Reise, die ihm nicht gestattet wurde, eigenmächtig zu unternehmen. Von einem damals in Berlin sehr bekannten Manne, Vernezobre, der bei den Lawschen Aktien in Frankreich viel gewonnen und nun davon lebte, sein Geld auf Zinsen auszutun, lieh er sich eine nach den Umständen ziemlich ansehnliche Summe und bestellte sich einen Reisewagen in Leipzig. Bei diesen Vorbereitungen hatte es aber damals sein Bewenden, besonders deshalb, weil der Page Kait, der ihm dabei an die Hand ging, eben in dieser Zeit in wirklichen Dienst trat und nach Wesel versetzt wurde.

Auch war noch nicht jede andere Aussicht verschlossen.

Einen Augenblick ließen sich die Dinge noch sehr kriegerisch an; das Leben im Felde hätte ihm schon an sich größere Freiheit verschafft: wäre es aber wirklich zu Waffentaten gekommen, das Glück seinem Mute günstig gewesen, so würde ein ganz anderes Dasein für ihn begonnen haben. Der Vater selbst hatte ihn oft auf eine Kampagne verwiesen.

Statt dessen erfolgte die Aussöhnung; als Hotham nach Berlin kam, fand er den Kronprinzen schwermütig und niedergeschlagen, was die Teilnahme noch steigerte, die er ohnedies erweckte; er lebte aber bald auf, als er von den Vorschlägen vom 4. Mai unterrichtet ward, die sich so unmittelbar auf seine Zukunft bezogen. Welch eine Aussicht für ihn, in seiner gedrückten und mit Bitterkeiten erfüllten Lage, sich zu einer beinahe selbständigen ehrenvollen Stellung in einem der angesehensten Kurfürstentümer erhoben zu sehen. Er willigte in alles, was man von ihm forderte: nach England abgerufen werden zu können, wo dann seine Schwester als Prinzessin von Wales gelebt haben würde, war eher ein Reiz für ihn als eine Abhaltung. In kurzem aber zeigte sich,

daß, wenn es jemals dazu komme, er doch vorher noch manches Jahr der Entsagung und des Dienstes vor sich habe.

Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß eben hierüber seine früheren Gedanken mit doppelter Stärke in ihm erwachten. Wenn er versprach, auch gegen seines Vaters Willen — denn daß dieser über seine Hand verfügen könne, wollte ihm nicht einleuchten — die englische Vermählung zu vollziehen, und sich bei seinem Worte anheischig machte, das auszuführen, so lag dem die Absicht zugrunde, die man auch recht wohl durchschaute, sich durch die Flucht aus der harten Gewalt zu retten, unter der er stand.

Denn täglich ward ihm diese unerträglicher. In jenem Lustlager von Mühlberg, wo die Augen so vieler Fremden sich auf ihn richteten, ward er wie ein ungehorsamer Knabe sogar einmal körperlich mißhandelt, eben damit er fühlen sollte, daß man ihn für nichts Besseres halte. Der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, fügte der Mißhandlung noch den Schimpf hinzu. Er sagte, wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich totgeschossen, aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich alles gefallen.

In diesem erhob sich hierüber der Gedanke, auf der Stelle davonzugehen. Er hat einmal bei dem sächsischen Minister, Grafen Hoym, angefragt, ob es wohl möglich sei, daß ein paar sächsische Offiziere unangemeldet nach Leipzig kämen. Dieser antwortete, der Gouverneur von Leipzig sei aufmerksam und streng. Hoym hatte eine Ahnung von der Absicht des Prinzen und warnte ihn, denn er werde sehr genau beobachtet; eine Empfehlung verweigerte er. Der Prinz überlegte, wenn er von hier entfliehe, möchte leicht der Verdacht, ihn dabei begünstigt zu haben, auf den König von Polen fallen und stand davon ab.

Schon durfte er sich auf eine bessere Gelegenheit Rechnung machen. Friedrich Wilhelm beschloß eine Reise nach Oberdeutschland oder, wie man noch sagte, in das Reich zu unternehmen, wobei er einige Höfe für die damalige Politik des Kaisers im Gegensatz gegen die Verbindung mit England, Frankreich und Spanien zu stimmen dachte, und alsdann den Rhein abwärts nach Kleve zu gehen; es war davon die Rede, daß der Kronprinz ihn begleiten sollte. Da diese Reise in die Nähe der westlichen Grenzen führte, so ließ sich dabei am leichtesten an ein Entkommen nach dem Ausland denken.

In dem Vertrauen des Prinzen war damals an die Stelle von Kait der Leutnant von Katte getreten, ein junger Mann von

einiger Bildung, der auf dem Pädagogium zu Halle studiert hatte, sich mit Literatur und Musik beschäftigte; was wir schriftlich von ihm übrig haben, zeigt einen gewissen Schwung des Geistes und viel jugendliche Redegabe; es mag sein, daß er sich in dem Ansehen gefiel, das ihm der vertraute Umgang mit dem Kronprinzen hie und da verschaffte; mit den Dingen des Lebens nahm er es überhaupt noch leicht; bei seinen Freunden galt er mehr für dreist und unbesonnen als für klug und überlegt.

Mit diesem Freunde, der eine unendliche Hingebung zeigte, wurden nun mancherlei Pläne geschmiedet.

Katte sollte sich z. B. auf Werbung ausschicken lassen und seinen Weg nach Oberdeutschland nehmen: in einem Wirtshaus bei Cannstatt, wo die Straße vorüberführt, sollte er der Ankunft der königlichen Wagen warten; ein Diener, kenntlich an einer roten Feder, sollte das Wahrzeichen abgeben, daß er zugegen sei; unter einem oder dem anderen Vorwande wollte dann der Prinz absteigen und, während man ihn in dem Wirtshaus glaube, mit dem Freunde und dessen Begleitern auf die bereit gehaltenen Pferde steigen und davonreiten. So viele Gefährten sollte Katte zusammenbringen, daß man sich gegen einige Leute, durch welche ihnen der König nachsetzen lassen dürfte, auch allenfalls verteidigen könne. So werde man die nicht weit entfernte französische Grenze erreichen; wahrscheinlich werde im nächsten der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrechen, daran könne man teilnehmen; wenn man sich dabei hervortue und von sich reden mache, so werde der König seine Meinung schon ändern und sie bitten wiederzukommen. Der Plan einer auf abenteuerliche Unternehmungen begierigen Jugend. Zu den häuslichen Irrungen gesellte sich in dem Prinzen die Unlust, seine Kräfte im Friedensdienst gefesselt zu fühlen, und der Wunsch, die Welt zu sehen, sich hervorzutun.

Zuweilen nahm jedoch die Phantasie ihre Richtung mehr nach England. Im Lager hatte Friedrich eines Tages den Sekretär der englischen Gesandtschaft, Gui Dickens, der eben im Begriff stand, nach London zu reisen, zufällig getroffen und ihn gebeten, sich am englischen Hofe zu erkundigen, ob man ihn aufnehmen und schützen wolle, wenn er herüberkomme. Man kann denken, wie begierig der Prinz nun war, Gui Dickens nach dessen Rückkehr zu sprechen. Den verdachtvollen Zwang, unter dem er lebte, zeigt auch die Art und Weise, wie er mit demselben zusammenkam, indem eine andere nicht möglich war; es geschah eines Abends um 10 Uhr, unter dem großen Portal des königlichen Schlosses.

Katte führte den Engländer herbei und ging dann auf und ab, Wache zu halten und jede Störung zu verhüten. Die Eröffnungen von Gui Dickens waren aber nicht, wie der Prinz sie wünschte. Er meldete ihm geradezu, man wolle ihn in England nicht haben; Georg II. wolle den Schein nicht auf sich laden, als hätte er den Prinzen verführt, darüber könnte sonst ein Feuer an allen vier Enden von Europa aufgehen; man bitte ihn, diesen Gedanken lieber ganz fallen zu lassen; habe er Schulden, brauche er Geld, so möge er nur die Summe nennen, und man werde sie ihm verschaffen.

Nicht sogleich scheint sich der Prinz von der Unwiderruflichkeit dieses Bescheides überzeugt zu haben. Er faßte noch einmal den Gedanken, seinen Freund Katte nach London zu schicken, um die Sache besser anzubringen, und hat ihm dafür einst schon eine Art von Beglaubigungsschreiben ausgestellt. Bei besserem Nachdenken fand er jedoch sowohl Katte ungeeignet als die Sache unausführbar. Und da es wieder zweifelhaft wurde, ob er den König, der darüber einen Augenblick geschwankt hat, begleiten solle, so beschloß er endlich bei sich selbst, wenn dies nicht geschehe, ruhig in Potsdam zu bleiben; wofern es aber geschehe und der König ihn auf die Reise mitnehme, alsdann auf die früheren Entwürfe zurückzukommen und sich bei günstiger Gelegenheit zu entfernen. Junge Leute lieben wohl, ihre Entschlüsse von Dingen abhängig zu machen, welche nicht in ihrer Gewalt stehen. Katte versprach alsdann, dabei zu sein und teilzunehmen.

Endlich erklärte der König, daß der Prinz ihn begleiten solle. Beide Freunde fühlten sich dadurch in ihrem Herzen verpflichtet.

Katte machte es möglich, einst in der Nacht unangemeldet nach Potsdam zu kommen, um mit dem Prinzen eine schließliche Abrede zu nehmen. Doch ließ sich nichts festsetzen, da Katte noch nicht die Zusicherung hatte, von der alles abhing, auf Werbung geschickt zu werden. Mochte er dieselbe nun erhalten oder nicht, so kam man überein, daß er nichts tun, überhaupt Berlin nicht verlassen solle, ehe er weitere Nachricht von Friedrich habe. Er nahm dessen Kostbarkeiten an sich, ein paar Ringe und Tabatieren, einige tausend Taler an barem Gelde, seinen polnischen Orden in Brillanten, von dem jedoch die echten Steine gutenteils schon herausgenommen waren; damit sollte Katte auf die erste Weisung nachkommen; die Bücher, zu denen ihm Duhan die Schlüssel gegeben, sollten nach Hamburg gebracht werden. Sie durften darauf rechnen, daß auch Kait dann aus seiner Garnison entweichen und sich anschließen würde. Nur die Namen waren bestimmt, die sie führen, doch nicht die Zeit, wann, noch der Ort, wo sie zusammentreffen würden.

Am 16. Juli ward die Reise des Königs angetreten. Friedrich Wilhelm ließ sich, wie sein Begleiter Seckendorf sagt, überall patriotisch vernehmen; er suchte die fürstlichen Mitglieder der assoziierten Kreise zum Beitritt zu einer vom Kaiser gegen seine Widersacher von Sevilla erlassenen Deklaration zu bringen; den Franzosen, die ihm vorkamen, zeigte er, wie wenig er ihnen geneigt sei.

Indes richteten sich alle Gedanken seines Sohnes dahin, eben zu ihnen seine Flucht zu nehmen.

Die Vorbereitungen, die er ohne seinen Vertrauten dazu machen konnte, wollten nun freilich nicht viel sagen. Um nicht durch die Uniform im ersten Augenblick verraten zu werden, ließ er sich einen Roquelaure von rotem Tuche anfertigen; er meinte, sehr insgeheim, aber jedermann wußte es: gegen einen Verwandten Kattes, der ihm einen Brief von diesem brachte und den er zu gewinnen hoffte, äußerte er sich sehr unvorsichtig, so daß derselbe die Umgebung des Prinzen, namentlich den mit der unmittelbaren Aufsicht betrauten Oberstleutnant Rochow warnte, und die Aufsicht um so strenger wurde; nur eins gelang ihm: er brachte einen Pagen, der den König begleitete, Bruder des Leutnant von Kait, eben durch die Erinnerung an dessen Beispiel auf seine Seite, und dieser versprach ihm seine Hilfe.

Vielleicht würde aber doch die Sache noch unterblieben sein, wäre nicht zu Feuchtwangen wieder eine Szene häuslichen Haders vorgefallen, wo ihn der Vater bei einem geringen Anlaß heftig anfuhr.

Dem Prinzen trat vor die Seele, was er, da jedermann gegen ihn zu sein, die Umgebung des Königs denselben recht mit Absicht gegen ihn zu stimmen schien, künftigen Herbst in den trüben Tagen zu Wusterhausen zu erfahren haben werde; man gelangte nun in die Gegenden, wo sich die französische Grenze am leichtesten erreichen ließ: Friedrich beschloß es zu wagen.

Er schrieb an Katte, er möge die Sachen nur vorausschicken und alles vorbereiten, um bei der Nachricht, daß er, der Prinz, weggegangen, sofort zu Pferde sitzen und ihn einholen zu können; er nannte ein Schloß des Grafen Rothenburg in Frankreich, wo er ihn treffen werde. Dem älteren Kait in Wesel schrieb er, er möge sich nach dem Haag begeben und in der Stille anfragen, ob sie später daselbst Aufnahme finden würden; der jüngere ging ihm bei den zu seinem Entkommen nötigen Anstalten an die Hand.

Die Gelegenheit, die sie ergreifen wollten, war folgende:

Das letzte Nachtquartier vor Mannheim nahm der König nicht

weit davon, in einem Dorfe mit Namen Steinfurt. Noch ging alles sehr einfach her. In dem Dorfe lagen ein paar Scheunen einander gegenüber: in der einen wurde dem König, in der anderen dem Prinzen das Nachtlager aufgeschlagen. Beim Schlafengehen sagte der König, er denke am nächsten Morgen nicht wie gewöhnlich um drei, sondern erst um fünf Uhr wegzufahren, da man nicht mehr weit nach Mannheim habe.

Da dachte nun der Prinz, es werde ihm leicht werden, während die übrigen noch im Schlafe seien, davonzukommen. Kait versprach ihm, um diese Stunde Pferde herbeizuschaffen und ihn zu begleiten.

Der Morgen kam heran: Kait seinerseits ging wirklich nach den Pferden; in erster Frühe erhob sich der Prinz von seinem Lager, kleidete sich an, steckte sein Geld zu sich, nahm seinen roten Reiserock um und ging hinaus, um die Pferde zu erwarten.

Indessen aber hatte der Kammerdiener, dem der Oberstleutnant Rochow gesagt, er möge den Prinzen nur bei Nacht in Obacht nehmen, bei Tage wolle er schon selbst für ihn haften, diesem Meldung gemacht, und kaum war Friedrich vor der Tür, wo er sich an einen davorstehenden Wagen lehnte, so erschien auch Rochow und bot ihm unbefangen guten Morgen.

In diesem Augenblick kam Kait mit seinen Pferden heraufgezogen. Rochow fragte ihn mit einiger Schärfe, wohin er mit den Gäulen wolle. Kait antwortete, es seien die Pferde, auf denen die Pagen reiten sollten, und damit war denn auch Rochow zufrieden.

Daß der Prinz eben hier, in der Stunde, da man sonst gewöhnlich aufbrach, hatte entfliehen wollen, vermutete noch immer niemand. Schon kam auch Seckendorf aus des Königs Scheune, wohin Friedrich seine Schritte gewendet. Rochow fragte ihn scherzend und harmlos, wie ihm der Aufzug des Prinzen in seinem neuen Mantel gefalle.

Endlich war alles auf. Es hatte nichts auf sich, daß der Prinz ein wenig später nach Mannheim kam als der König; dieser besah die Stadt mit ihm; sie gingen des andern Tags zusammen in die Kirche. Noch wußte niemand als der Page Kait um das Vorhaben: der Prinz forderte denselben in Mannheim abermals auf, ihm Pferde zu beschaffen.

Kait war aber unfähig, diesen Zustand länger zu ertragen. Er gehörte mitnichten zu den eigentlichen Vertrauten des Prinzen, ward von diesem nur eben jetzt herbeigezogen: er fühlte sich in seinem Herzen beängstigt und unglücklich, daß er den König, dem er diente, täuschen sollte; endlich dort zu Mannheim in einer Be-

wegung von Gehorsam und Reue warf er sich demselben zu Füßen und bekannte ihm alles.

Hierauf, in einem der kurfürstlichen Vorzimmer zu Mannheim, rief der König den Oberstleutnant an das Fenster und sagte ihm, daß Friedrich habe entfliehen wollen — der König sagte es der Umgebung des Prinzen, nicht diese ihm —, hier aber, fuhr Friedrich Wilhelm fort, sei nicht Zeit noch Ort, davon zu reden, man müsse warten, bis man in das eigene Gebiet nach Wesel komme; Rochow werde mit seinem Kopfe dafür stehen, daß er den Prinzen dahin bringe, „lebendig", sagte der aufgebrachte Fürst, „oder tot". Rochow antwortete: der Prinz solle nicht entkommen; man könne sich auf die Leute verlassen, die bei ihm seien.

Zunächst nahm man den Weg nach Darmstadt: der Prinz ahnte noch nicht, daß er verraten sei — er hat noch dort seinen Antrag an Kait erneuert; bald aber mußte es die Behandlung, die er erfuhr, ihn lehren, wenn es ihm auch niemand gesagt hat.

Als man nach Bonn kam, suchte der Prinz die Vermittlung Seckendorfs nach; so sehr dieser auch sonst in Gnaden stand, so vermochte er hierin nichts: der König war nicht allein aufgebracht; er vermutete ein Geheimnis und wollte einer Sache, welche in die Irrungen einschlug, die ihm die widerwärtigsten auf der Welt waren, schlechterdings auf den Grund kommen.

Am 12. August, des Abends, langte man in Wesel an.

Und hier war es nun, wo der Streit zwischen dem an sich wohlmeinenden, aber rücksichtslosen, selbst tyrannischen Vater und dem Sohne, der seine Lage unerträglich fand und nach Unabhängigkeit dürstete, zu einem Ausdruck kam, in welchem die persönliche Differenz mit der militärischen Ordnung der Dinge und der politischen Lage verschmolz und die schwersten Folgen herbeizuführen drohte.

So spät es schon war, so lud der König den Prinzen sogleich zum feierlichen Verhör vor. Er ermahnte ihn, Gott seinem Herrn und seinem Vater die Ehre zu erweisen, alle Umstände der vorgehabten Desertion, denn unter diesem Gesichtspunkt einer militärischen Pflichtverletzung faßte er die Sache, zu gestehen.

Der Prinz machte keinen Versuch zu leugnen; er nannte auch seine beiden Vertrauten, den älteren Kait und Katte, von denen er voraussetzte, daß sie sich gerettet haben würden.

Kait, von einer Weisung des Prinzen erreicht, hatte wirklich einige Tage zuvor Wesel verlassen und war nach Holland gegangen; nur vergeblich versuchte der König seine Auslieferung zu bewirken; er entkam glücklich nach England.

Katte dagegen, immer vorbereitend, aber nichts ausführend, — soviel wir wissen, gewarnt, wenngleich nicht durch den Brief des Prinzen, der nicht an ihn gelangte, ward festgenommen wie dieser.

In Wesel nun, wo noch zwei andere Verhöre stattfanden, war die Sache nicht zu Ende zu bringen; ohnehin mußte der König, wie vorher bestimmt war, nach Berlin zurückgehen. Die Vorsichtsmaßregeln, die er dabei für die Rückreise seines Sohnes nahm, zeigen, welche Besorgnisse sich ihm aus dem schwankenden und halb feindseligen Verhalten seiner Nachbarn erhoben. Der Termin der Abreise ward geheimgehalten; die hessischen und hannoverschen Gebiete wurden vermieden; aber der König hielt für möglich, daß man auch an andern Stellen dem Reisewagen des Prinzen auflauere und ihn zu entführen suche. Nicht in Dörfern und Städten, sondern davor ward umgespannt; man aß nur kalte Küche, und diese entweder im Wagen oder im freien Felde, entfernt von Waldungen und Gehegen; es waren Verhaltungsbefehle für den Fall eines Angriffs gegeben; unter keinen Umständen solle man den Prinzen in die Hände feindseliger Wegelagerer, vermuteter Widersacher geraten lassen.

Die unverbürgten Erzählungen über die Ausbrüche väterlicher Heftigkeit des Königs bei seiner Rückkehr wollen wir nicht wiederholen: Anordnungen wie die, deren wir soeben gedachten, zeigen am besten, in welcher Aufregung er war, welche weitreichende Kombinationen, eingreifend in sein eigenes Haus, ihm möglich schienen: er brannte von Begierde, diese zu entdecken.

Zunächst ward Katte binnen vier Tagen dreimal verhört. Er verfaßte eine ausführliche Erzählung über den Tatbestand, die er Species facti nannte, wobei er nur darin irrte, daß er ein größeres Gewicht auf seine Abmahnungen legte, als denselben zukam; aber der König war damit noch nicht zufrieden, er ordnete eine Spezialinquisition gegen ihn an und wäre sogar nicht abgeneigt gewesen, die Tortur in Anwendung zu bringen; Grumbkow bemerkte ihm aber, das könne zu Verantwortung führen, und es wurde unterlassen.

Auch alle anderen, die in einer Beziehung zu dem Prinzen gestanden, wurden vernommen: der Kammerdiener, der Page, Oberstleutnant von Rochow; die Leutnants Ingersleben und Spaen, mit denen er in Potsdam Umgang gepflogen: sein früherer Untergouverneur Oberst Kalkstein, jener Vernezobre, der ihm das erste Geld geliehen, der ihm Juwelen verkauft und abgekauft; auch ein junges Mädchen, Dorothee Ritter, Tochter eines kurz vorher nach Potsdam gekommenen Schulmannes, die er ein paarmal an ihrer

Haustür gesprochen und der er einige kleine Geschenke gemacht hatte; auf das härteste mußte sie büßen.

Aus den Aussagen, die in den Akten vorkommen, ist unsere Erzählung der Ereignisse zusammengesetzt worden; das Merkwürdigste, was außerdem daraus hervorgeht, ist die Haltung des Prinzen.

Er bekennt, daß er sehr unrecht getan habe, und sucht sich nicht zu verteidigen. Nur will er nicht zugestehen, daß der Fluchtversuch als Desertion betrachtet werden dürfe; so könne man es nicht nennen, daß er sich der Ungnade seines Vaters habe entziehen wollen. Dabei entschlüpft ihm nichts, was seiner Mutter oder seiner Schwester hätte zur Last gelegt werden können. Über das Verhältnis zu England, das sein Vater kennenzulernen besonders begierig ist, das aber nicht so entscheidend gewesen war, wie derselbe wohl dachte, drückte er sich mit Vorsicht und Zurückhaltung aus.

Bei einem Verhör, das auf dem Wege nach Küstrin zu Mittenwalde am 8. September mit ihm vorgenommen wurde, mußte er erfahren, daß Katte nicht entkommen sei, und man deutete ihm an, es könne diesem wohl das Leben kosten. Er ließ seinem Vater vorstellen, er möge ihn als den Schuldigen ansehen und Katte als den Verführten: er, als des Königs Sohn, habe auf jeden Fall die größere Strafe verwirkt; er würde sein Leben lang seine Seelenruhe nicht wiederfinden, wenn jemand seinetwegen den Tod erleiden sollte.

So kam er nach Küstrin, wo er in eigentlich scharfen Arrest genommen ward: in einem Zimmer, das mit neuen, starken Schlössern und Riegeln verwahrt wurde; an der Tür standen zwei Wachen, auf der Treppe noch eine; der wachthabende Offizier schlief in dem Vorzimmer: niemand durfte länger bei ihm bleiben als vier Minuten. Der König hatte die Artikel selbst aufgesetzt, auf welche hier am 16. September durch den Generalauditeur Mylius ein neues Verhör mit ihm angestellt wurde. Besonders merkwürdig sind darunter die letzten, gegen die Mylius einige Einwendungen machte wegen der Folgen, die daraus entspringen könnten: der König wiederholte ihm jedoch den unabänderlichen Befehl, sie dennoch vorzulegen. Der erste ist: was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Komplotte zur Desertion mache; der Prinz antwortete: er glaube nicht gegen die Ehre gehandelt zu haben. Der zweite: ob er sich noch für würdig halte, Landesherr zu werden; der Prinz: er könne sein eigener Richter nicht sein. Der dritte: ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht; der Prinz: er unterwerfe sich der Gnade des Königs. Es war die schwerste

Stunde, die er noch erlebt, wo seine Geistesgegenwart auf eine ernste Probe gestellt wurde. Endlich kam Mylius auch mit dem vierten und letzten Artikel hervor: da Friedrich sich der Sukzession unwürdig gemacht, indem er seine Ehre gebrochen, da er auch sein Leben verwirkt habe, ob er, um dieses zu retten, auf die Erbfolge Verzicht leisten wolle, dergestalt, daß die Renunziation von dem Reiche bestätigt werde. Der Prinz antwortete gefaßt und besonnen, an seinem Leben liege ihm so viel nicht, aber er denke, Se. Majestät werde nicht so ganz ungnädig auf ihn sein. Nach Beendigung des Verhörs stieg ihm die Besorgnis auf, sein Vater wolle ihn in ewigem Gefängnis halten. Er bat die Kommission, ihn noch einmal zu hören, was am 1. Oktober geschah. Diese glaubte schon, er werde etwas mehr von dem Anteil Englands bekennen; er blieb aber nur bei den letzten Artikeln stehen und erklärte, fortwährender Arrest würde ihm unerträglich sein, lieber sei ihm Verzichtleistung oder der Tod. Solle er sterben, so möge man es ihm beizeiten sagen: könne er aber durch Renunziation die Gnade des Königs erlangen, so wolle er sich dem Willen desselben darin unterwerfen; der König möge mit ihm machen, was er wolle, so werde er ihn dennoch lieben und verehren.

Nachdem die Verhöre beendigt waren, wurde ein Kriegsgericht in Köpenick niedergesetzt, um über den Prinzen und seine Mitschuldigen zu sprechen. Es war nach dem für den militärischen Rang des Prinzen in Anwendung kommenden kriegsrechtlichen Gebrauche aus drei Generalmajoren, drei Obersten, drei Oberstleutnants, drei Majoren, drei Kapitänen zusammengesetzt; den Vorsitz führte der Generalleutnant Schulenburg, ein Mann, der militärisches Wesen mit sehr ausgesprochenen religiösen Gesinnungen vereinigte, ganz wie der König es wünschte. Die beiden Auditeure Mylius und Gerbett waren zugegen.

Am 25. Oktober 1730 ward den Versammelten das erste, am 26. das zweite Volumen der Akten vorgelesen. Hierauf schwuren sie, auf die vorgelesenen Akten Recht zu sprechen, nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten: ohne irgendeine menschliche Rücksicht. Am 27. gaben sie nach den verschiedenen Rangklassen ihr Urteil ab.

Was den Prinzen anbetrifft, so waren sie alle darüber einig, daß es ihnen als Vasallen und Untertanen nicht zukomme, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie stattgefunden; es würde sogar, sagen die Generale, gegen ihre Pflicht laufen, über dieselben eine solche Nachforschung anzustellen, wie für ein gründliches Urteil erfordert werde. Die Kapitäne bemerken noch: die

vorgehabte Flucht sei doch nicht zustande gekommen; der Prinz sei durch den scharfen Arrest schon hinreichend bestraft; die Oberstleutnants: die Entschließungen des Kronprinzen seien verschiedenartig gewesen; in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall passe. Man sieht: die Meinung des Kronprinzen, daß sein Vorhaben nichts mit Desertion gemein habe, behielt hier die Oberhand. Die Obersten fügten hinzu, die intendierte, aber nicht exequierte Flucht sei eine Staats- und Familiensache zwischen dem großen König und seinem Sohne. Insgesamt legten sie darauf noch besonderen Nachdruck, daß er sich der Gnade seines Vaters und Königs so vollkommen unterwerfe.

Ich finde nicht, daß König Friedrich Wilhelm das mindeste hiegegen eingewendet oder daß er jemals im Ernst daran gedacht habe, seinen Sohn mit dem Tode zu bestrafen. Wahr ist, daß viele von seiner aufbrausenden Natur und vielleicht durch eine oder die andere zornige Äußerung veranlaßt, das Äußerste befürchtet haben. Die befreundeten Fürsten versäumten nicht, sich für den Gefährdeten zu verwenden: König Friedrich von Schweden erinnerte Friedrich Wilhelm an das Vertrauen, das seine Familie, sein Volk, alle Protestanten zu ihm hätten; König August von Polen, er möge die Sache nicht mit militärischer Strenge, sondern als ein großer Herr mit Großmut behandeln; Kaiserin Anna von Rußland sagt, der Kronprinz, von dessen ausnehmenden Fähigkeiten und Eigenschaften man so viel Rühmliches melde, sei gewiß nur auf einen Augenblick durch unbesonnene Leute verführt worden. Ebenso drückt sich auch Karl VI. in seinem Interzessionsschreiben aus. Noch sei zwar, heißt es darin weiter, der Kronprinz von der Neigung des Kaisers zu dem königlichen Kurhaus Brandenburg nicht recht überzeugt, aber diese Verwendung werde ihn davon überführen: von der beständigen Vertraulichkeit der beiden Häuser hänge ihre Wohlfahrt ab. Wer wollte leugnen, daß so viele Vorstellungen einigen Eindruck auf den König hervorbringen konnten? Doch dürfte man nicht sagen, daß sie seinen Entschluß bestimmt hätten; auch nicht die kaiserliche, obwohl das Antwortschreiben, die freundliche Annäherung mit einer entsprechenden erwidernd, dahin zu deuten scheint; Seckendorf, dem es überlassen war, zu beurteilen, ob, wann und wie weit sich etwas für den Kronprinzen tun lasse, überreichte das Schreiben, zu dem er selber den Entwurf gemacht, erst am 31. Oktober, als das Urteil des Kriegsgerichts dem König überreicht und von ihm, insofern es den Kronprinzen betraf, ohne Widerrede hingenommen war.

Was in seiner Seele vorging, kann man daraus abnehmen, daß er

sich mit den Büchern Samuels beschäftigte und die Stelle ausdrücklich angeführt hat, in welcher es heißt, daß König David seinen Feldhauptleuten anbefohlen habe, säuberlich mit Absalom zu verfahren.

Mit dem Urteil dagegen, welches das Kriegsgericht nach einiger Meinungsverschiedenheit über Katte gesprochen, war der König nicht einverstanden.

Von jenen Rangklassen hatten ihn drei, unter andern auch aus dem Grunde, weil er sich mit fremden Ministern eingelassen und in Sachen gemischt habe, die zwischen dem König und seinem Sohn vorgefallen, zum Tode verurteilt, aber zugleich der königlichen Gnade empfohlen. Die beiden andern dagegen zogen in Betracht, daß sein Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen sei, und verurteilten ihn — denn sehr schuldig sei er allerdings, da es niemals so weit gekommen wäre, hätte er nicht dem Prinzen Vorschub geleistet — zu immerwährendem Festungsarrest. Der Vorsitzende, der für sich allein eine Stimme führte, gesellte sich der letztern Meinung bei, und da auf diese Weise Gleichheit der Stimmen entstand, so vereinigte man sich nach dem in Fällen solcherart gewöhnlichen Rechtsgebrauch auf das mildere Urteil, das dem König als das der Gesamtheit vorgelegt wurde.

Dieser meinte, es sei ein Urteil, aus Menschenfurcht geflossen, und ließ das Gericht am 31. Oktober nochmals zusammentreten, um über Katte anders zu sprechen; das Kriegsgericht blieb jedoch bei seinem Spruch, jede einzelne Klasse und alle zusammen.

Hierauf nahm sich der König vor, das Urteil zu verändern. Ebendarum, sagt Mylius, sende man gesprochene Urteile dem souveränen Landes- und Kriegsherrn ein, damit er solche nach seiner umfassenden Einsicht und Machtvollkommenheit entweder mildern oder vielleicht auch schärfen könne. Der König selbst sagt: Katte, obgleich als Offizier der Garde ihm noch mehr als andere persönlich verpflichtet, habe doch „mit der künftigen Sonne tramiert", sich behufs der Desertion mit fremden Gesandten in „Durchstechereien" eingelassen; dadurch habe er das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen und sich des Todes durch das Schwert schuldig gemacht; würde er ihn schonen, so würde er sich in Zukunft auf niemand mehr verlassen können, der in Eid und Pflicht bei ihm stehe. Katte wandte sich noch einmal in einem ausführlichen Schreiben an des Königs Gnade. Er klagt sich darin jugendlicher Unbedachtsamkeit und Verirrung an, doch sein Wahn, frei von versteckten Absichten, sein durch Liebe und Mitleiden eingenommenes Herz rufe um Erbarmen: ein verdorrender

Baum werde noch eine Weile geschont, er aber werfe schon wieder neue Knospen der Treue und Untertänigkeit. Der König jedoch blieb unerbittlich; er ließ ihm sagen, es sei besser, daß er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt komme. Er hatte in seinem harten Sinn festgesetzt, daß Katte auf der Festung von Küstrin, vor des Prinzen Augen, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden sollte.

Dies sein Gebot ward vollzogen am 6. November.

Früh am Morgen erfuhr Friedrich, was ihm zu sehen bevorstand. Er forderte, man möge innehalten und durch eine Stafette dem König melden, daß er, der Prinz, dem Tod oder der Entsagung oder, was schlimmer als beides, dem ewigen Gefängnis sich unterwerfen wolle, wenn der Freund verschont werde. Wer hätte es aber wagen können, der schlechthin befohlenen und schon beginnenden Exekution Einhalt zu gebieten? Um sieben Uhr zog ein Kommando der Garnison auf dem Wall auf und stellte sich im Kreis um die bestimmte Richtstätte; bald darauf führte ein Kommando von den Gensdarmes der Garde, bei denen Katte gestanden, den Verurteilten herbei. Sowie Katte erkannte, daß er keine Begnadigung hoffen dürfe, hatte er sein ganzes Gemüt dem Troste der Religion geöffnet: der Prediger hatte ihn überzeugt, daß er zur Rettung seiner Seele diesen sauern Weg geführt werde; jetzt erschien er gefaßt und mutig. Es ist ganz wahr, daß die Richtstätte sich unmittelbar unter den Fenstern des Prinzen befand, über der Mühlenpforte bei der Wache. Katte stand schon in der Mitte des Kreises, und man wollte eben sein Urteil verlesen, als der Prinz, der am Fenster erscheinen mußte, ihm zurief, er möge ihm verzeihen. Katte antwortete: er wisse von nichts, was er ihm zu verzeihen hätte, nahm sich selbst das Halstuch ab und richtete sein Gesicht nach dem Prinzen; die Augen auf ihn geheftet, so wollte er sterben. Friedrich ward bei dem Anblick von einer Ohnmacht ergriffen: als er wieder zu sich kam, war alles vorüber; Kopf und Rumpf des Toten zusammengelegt, lag auf dem Platze; er wich nicht von seinem Fenster, bis nachmittags ein paar Bürger erschienen, den Körper in den Sarg zu legen und wegzubringen; auch alsdann verwandte er kein Auge von der Richtstätte; in der Nacht hörte man ihn mit sich selber sprechen; am andern Morgen sagte er, der König habe ihm Katte nicht nehmen können; unaufhörlich stehe ihm derselbe vor den Augen.

Wenn dann der nämliche Geistliche, der den Freund zum Tode vorbereitet hatte, bei ihm erschien und religiöse Gespräche mit ihm

anfing, so entstand in ihm der Gedanke, daß auch er über acht oder vierzehn Tage denselben Weg zu gehen bestimmt sei.

Wer kann die Wirkung ermessen, die solch ein Ereignis, dies heftige Emporstreben aus einem drückenden, verletzenden Zustand, und da es mißlingt, die doppelte Gewalt der unüberwindlichen Notwendigkeiten, die das Leben bedingen, der Anblick des denselben zum Opfer fallenden Freundes, dies Schwanken zwischen Leben und Tod auf eine noch nicht vollkommen befestigte, in ihrer Entwicklung begriffene, großer Dinge fähige Seele ausüben mußte.

Merkwürdig finde ich, daß in dem ganzen Laufe des Verhörs kein Wort des Hasses, keine Spur einer politischen Absicht zum Vorschein kommt. Wie ganz anders als etwa bei Don Carlos von Spanien, der in fieberhafter Gereiztheit von der Ermordung seines Vaters gesprochen hat: oder bei dem russischen Alexei, welcher die Absicht in sich nährte, alles rückgängig zu machen, was sein Vater geschaffen, diesen als einen Unterdrücker des Vaterlandes betrachtete, sich als den geborenen Befreier desselben, nicht von seinem Vater das Reich erben, sondern von dem Kaiser Karl VI. eingesetzt werden wollte. Hier könnte man von einer politischen Absicht höchstens bei dem Vater reden, der den Versuchen, von der Fremde her in sein Haus und seine Politik einzugreifen, auf immer ein Ende zu machen entschlossen war: er befand sich ungefähr auf einer Stufe des Staatslebens, wie Kardinal Richelieu hundert Jahre früher, der die Beziehung, in welche sich Spanien zu der höchsten Gewalt in Frankreich setzen wollte, in der Mutter und dem Bruder seines Königs mit gewaltsamem Eifer bekämpfte. Übrigens sehen wir hier nur einen Vater, der seinen Sohn und Nachfolger nach seinem Sinn haben will, und einen Sohn, in dem sich ein angeborener Bildungstrieb dagegen sträubt, der einer abweichenden Lebensansicht ohne Bedenken folgt, dabei auf Abwege gerät, die ihn weiter und weiter hätten führen können, jetzt aber unter gewaltigen Erschütterungen genötigt wird, davon zurückzukommen.

Indem der Prinz am meisten fürchtete, noch zum Tode verurteilt zu werden, ließ ihm der König ankündigen, da er durch den Prediger von seiner Reue und Zerknirschung unterrichtet worden, so wolle er einen Anfang der Vergebung machen und ihn aus dem scharfen Arrest lassen. Friedrich wollte es kaum glauben: er hielt es erst für wahr, als man ihm den Brief seines Vaters im Original vorzeigte.

Dieser war jedoch nicht ohne Bedingung. Der Vater wollte keine

Erleichterung gewähren, wenn sich der Sohn ihm nicht von neuem durch einen Eid verpflichte.

Friedrich mußte schwören, seinem Vater allezeit treu und gehorsam zu sein, nie und nimmermehr zu versuchen, sich der königlichen und väterlichen Gewalt desselben zu entziehen; sollte er hinfüro nicht in allen Stücken dem Willen und Wohlgefallen seines Vaters nachleben, so wolle er der königlichen und kurfürstlichen Sukzession auf ewig verlustig sein.

Er schwur dies in Gegenwart der Generale Grumbkow und Glasenapp und einiger höherer Zivilbeamten, die zu diesem Zweck nach Küstrin gekommen, sowie derjenigen, die ihm jetzt als besonders zuverlässige Leute beigegeben wurden.

Dies waren die Kammerjunker Natzmer und Rohwedel und ein königlicher Rat, Wolden, dem die Oberaufsicht anvertraut ward. Auch sie mußten einen Eid schwören — bei dessen Ablegung sie erzitterten —, daß sie nur einen Gott anerkennen wollten und einen König, Friedrich Wilhelm, als ihren Herrn.

In deren ausschließendem Umgang sollte der Prinz in Küstrin, auf dessen Ringmauern er beschränkt war, noch eine strenge Schule durchmachen.

Des Königs Gedanke war schon immer gewesen, ihn in der Verwaltung arbeiten zu lassen: denn ein Fürst, der nichts von Administration und Ökonomie verstehe, gerate in die Hände der Günstlinge und werde verachtet.

Den Tag nach jener Eidesleistung ward der Prinz in die Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin eingeführt. An einem untenan gestellten Tisch nahm er als Auskultator mit einem der beiden Kammerjunker Platz. Hier sollte er alle Tage von sieben bis halb zwölf und von drei bis fünf Uhr arbeiten; wir finden die Protokolle der Sitzungen von ihm ebenfalls untenan hinter den Räten unterzeichnet; in den späteren Stunden sollten dann der Präsident Münchow oder der Direktor Hille ihn über die Kammersachen, die er noch nicht verstehe, unterrichten. Er sollte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeitabschnitten an König und Königin; Musik weder machen noch auch nur hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte jemand von Politik mit ihm sprechen; nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Von allen Büchern der Welt wurden ihm nur drei gestattet, die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndts wahres Christentum; habe er noch Zeit übrig, so könne man ihm die alten Papiere des Markgrafen von Küstrin, Bruder Joachims II., eines der ersten

Schloß Rheinsberg.
Gartenseite, heutige Ansicht.

Schloß Rheinsberg zur Zeit Friedrichs des Großen.

deutschen Fürsten, welche echten Sinn für Staatshaushaltung entwickelt haben, aus dem Archiv vorlegen, die möge er studieren.

Der König verwarf den Vorschlag, den ihm Münchow und Hille machten, dem Kronprinzen wenigstens einige Bücher über Finanzen und Polizei mitteilen zu dürfen; aus Büchern, sagte er — wie ganz verschieden von seinem Sohn — lerne man nichts, durch unnütze Lektüre sei der Prinz eben verdorben worden. Wir finden, daß hierauf den Akten jenes alten Markgrafen auch in Berlin nachgefragt wird.

Man meinte den König zu gewinnen, als man ihm nicht lange nach dem Anfang ein Projekt über Verbesserung der Spinnwerke in Preußen, das der Prinz verfaßt habe, einschickte. Der König wollte einmal nicht glauben, daß es von ihm herrühre: überhaupt aber sollte er sich nicht mit Verbesserungsentwürfen beschäftigen, sondern Anschläge von Grund und Boden machen lernen, sich um die Viehzucht bekümmern, denn er müsse erfahren, wieviel Mühe es einem Bauern koste, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Taler gehören: um damit einst ratsam umzugehen. Im Mai brachte Friedrich wirklich einen Arrendeanschlag nach einer aufgegebenen Morgenzahl zustande, den man dem König schickte; Hille sagt, weder er noch der Präsident könne einen besseren machen; der Prinz habe es vortrefflich gelernt.

Und noch eine andere Sache kam in den ersten Monaten zu Küstrin vor, von zartestem Inhalt, die oben berührte religiöse Meinungsverschiedenheit. Des Königs Geblüt wallte ihm auf, wenn er bedachte, daß sein Sohn an der kalvinistischen Lehre von der Prädestination festhalte, nach welcher dann, so verstand er sie, einige nichts als Gutes, andere, zur Verdammnis bestimmt, nur Böses vollbringen könnten; er fand das unbiblisch und seelenverderblich. Friedrich aber war in den Beweisen für diese Ansicht sehr gut bewandert; ich denke, daß die theologischen Aufsätze von seiner Hand, die Katte nach seiner Aussage bei ihm gesehen hat, diesen Punkt betrafen, der ihm der wichtigste war: er wußte, daß auch Luther anfangs eine verwandte Meinung behauptet habe, und wollte sie nicht fahren lassen. Unaufhörlich disputierte seine Umgebung mit ihm darüber. Zuerst brachte man ihn zu der Erklärung, er halte die Lehre mehr für philosophisch als für theologisch, ohne Wert für das praktische Christentum; aber der König antwortete, das sei eine Ausflucht: er müsse leider befürchten, daß sein Sohn nicht ehrlich zu Werke gehe. Dann gab sich Hille, ein Mann von allgemeiner Bildung und nicht ohne

Geist, in Gesprächen sowie in Briefen Mühe, die schlimmen Konsequenzen jener Ansicht zu entwickeln. Da der Prinz diese nicht zugeben wollte, so suchte man ihm zu beweisen, daß er dann zu einer Auffassung genötigt werde, bei der alles eigentlich nur ein Wortstreit sei. Hille behauptet, das habe den Prinzen überwunden. Von Friedrich selbst wissen wir nur, daß er sagt, er wolle für seine Meinung nicht zum Märtyrer werden.

Der König war höchlich zufrieden, als er von dieser Annäherung erfuhr; er ließ sich nun etwas gnädiger vernehmen und schickte Predigten, um den Prinzen vollends des Irrtums zu überzeugen, worin er geschwebt habe.

Ob dies aber nicht der Weg war, ihm beide Meinungen zu verleiden? Wenn die eine nicht als folgerecht erschien und die andere zu Folgerungen führte, die anderen unantastbaren Grundsätzen widersprachen, mußten sie einem forschenden Geiste nicht beide gleichgültig werden?

Zuweilen empfand Friedrich die Unterwürfigkeit, in der man ihn hielt, sehr bitter; es fuhr ihm wohl eines Tages durch den Sinn, sich hier im Gefängnis nochmals in Widerspruch gegen seinen Vater zu setzen und umzukommen mit Ehren. Man überzeugte ihn aber, daß auch das Ertragen von Widerwärtigkeiten ihm Ehre mache.

Darin bestärkten ihn ohne Zweifel die Briefe, die zuweilen anonym, mit verstellter Hand geschrieben, an ihn gelangten, wahrscheinlich von seiner älteren Schwester, worin eine feurige Bewunderung seiner Haltung ausgesprochen wurde: so viele Selbstbeherrschung lege er an den Tag, er tue nie etwas, als was an der Zeit, in allen Dingen sei er vollkommen; er wisse sein großes Herz den Geboten der Vernunft zu unterwerfen.

An und für sich wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, den Willen des Königs vollkommen zu vollstrecken.

Der König konnte anordnen, daß sein Sohn nie einen Franzosen sehen, kein französisches Buch, keine französische Zeitung lesen sollte — von Zeitungen überhaupt nur die Berliner, Hamburger und die Intelligenzblätter —, aber das erweckte in diesem vielleicht nur eine um so stärkere Vorliebe für das Französische. Verse in dieser Sprache zu machen, ließ er sich nicht nehmen, selbst wenn man ihm sagte, daß sich das für ihn nicht schicke: es sind deren noch übrig, worin er sich über seine Widerwärtigkeiten tröstet, nicht ohne Spuren von einem Geist, dem diese Ausdrucksweise einmal zur anderen Natur werden sollte. Man nahm mit Erstaunen wahr, wie so ganz der Geschmack ihn daran be-

herrsche; Hille meint, eine epigrammatische Wendung mache dem Prinzen mehr Vergnügen als der einfache gesunde Menschenverstand, mit weisen Lehren erreiche man nichts bei ihm, man müsse ihm die lächerliche Seite der Dinge zeigen. Friedrich hat wohl selbst seinen Zustand durch scherzhafte Ordres ironisiert, die mit allen Förmlichkeiten des Kanzleistils abgefaßt sind.

Seine Umgebung, die in ihm immer den Prinzen erblickte, ihren künftigen Herrn, sah ihm alles nach, was mit den strengen Befehlen, die der König gegeben hatte, irgend zu vereinigen war.

Auch Grumbkow näherte sich: da der Prinz und seine Gesellschaft einigemal fehlgegriffen, gab er endlich an, was man von Küstrin aus an den König in ostensiblen Briefen und an ihn selbst zu schreiben habe.

Hierauf, und nachdem nun auch ein Jahr der Buße vergangen, entschloß sich der König, seinen Sohn wiederzusehen. Die Zusammenkunft fand im Regierungsgebäude zu Küstrin statt: am 15. August 1731. Ich will sie nicht schildern, da man sie schon kennt und einiges von seiten des Prinzen für den Fall vorbedacht war. Aber als der König mit väterlicher Wärme ihm vorstellte, was daraus erfolgt sein würde, wenn sein Plan gelungen wäre, besonders wie unglücklich die Königin darüber hätte werden müssen; ihn fragte, warum er doch einen Vater anfeinde, der nur für ihn arbeite und damit nicht einmal seine Freundschaft erwerben könne, fühlte sich Friedrich überwältigt; wenn wir es so bezeichnen dürfen, das Erz, das sein Herz umgab, ward gebrochen, er empfand, daß der König ihn wirklich liebe; so warf auch er sich demselben mit einer Hingebung zu Füßen und drückte ihm ein kindliches Gefühl aus, das jenseits aller Vorbereitung lag. Er bekannte einiges, was er bisher allezeit verborgen gehalten; sie schienen auf immer versöhnt. Man müßte blind sein, sagt Hille, wenn man darin nicht den Finger der Vorsehung erkennen wollte.

Der Prinz bekam hierauf die Erlaubnis, zuweilen Küstrin zu verlassen und die nächsten Ämter zu besuchen.

Er war jetzt dahin gebracht, daß er es als ein Glück empfand, wieder freie Luft atmen zu können. Es gewährte ihm mehr Vergnügen, durch das Feld dahin zu reiten, als der Jagd zu pflegen, obwohl auch das letzte geschah und dem Vater, der es gerne hörte, ein ausführlicher Bericht darüber zugestellt ward.

Vorzüglich wurden die Ämter bereist: Quartschen, Carzig, Wollup. Einen nicht geringen Eindruck machte es ihm, als er hörte, das letzte habe früher nur 1600 Taler eingetragen und

sei durch seines Vaters Einrichtung bis auf einen Ertrag von 22 000 Talern gebracht worden. Er besah sich dann Gebäude, Vieh, Acker, das ganze Gebiet und fand, daß es noch neuer Verbesserungen fähig sei, besonders wenn man die Brüche austrockne, die keinem Menschen etwas nützen.

Eine so vollkommene Umgestaltung der Denkart, wie der Vater sie beabsichtigte, war in dem Prinzen nun nicht hervorgebracht. Viel zu energisch und von Natur eigentümlich geartet war dieser Geist, als daß er sich jemals einem anderen hätte unterwerfen können. Aber die Küstriner Schule, der Umgang mit Männern, die ihm zwar Schonung und Rücksicht bewiesen, doch auch die Wahrheit sagten, brach die bisherige Einseitigkeit seiner Richtung. Man bemerkte bald, daß er Sinn nicht allein für Vergnügen und literarisch Geistreiches hatte, sondern auch für den Ernst und die Arbeit. Er ergriff die kameralistischen Studien mit einem Eifer, den man ihm nicht zugetraut hätte, und nachdem er über die ersten Schwierigkeiten derselben hinweggekommen, fing er an, die Ideen, die sie ihm darboten, auf seine Weise zu kombinieren und der Verwaltung eine Teilnahme zu widmen, die aus Verständnis entspringt. Auch zum Soldatenstande zeigte er jetzt eine freiwillige Neigung. Er sprach den Wunsch aus, eine Kompanie in Küstrin, eine andere in Frankfurt zu haben, um zugleich dem Dienste leben und seine landwirtschaftlichen Beschäftigungen in der dortigen Gegend fortsetzen zu können. Der König wollte es noch nicht glauben, denn es überstieg seine Erwartungen, doch war es ohne Zweifel sehr ernstlich gemeint.

Unter den Entwürfen, die unzweifelhaft von Friedrich stammen, finden sich zwei, die von großer Merkwürdigkeit sind, der eine über die Notwendigkeit, den preußischen Handel durch die Herabsetzung der inneren Zölle zu heben und die Vorteile zu benutzen, welche der Besitz der Odermündungen und eine so große Strecke der Ostseeküste in sich schließe; der andere von politischer Natur. Darin wird die geographische Unhaltbarkeit der preußischen Monarchie besprochen. Der Prinz findet, im Osten sei der Besitz von Westpreußen und des noch schwedischen Pommern unentbehrlich: im Westen werde Kleve sich erst verteidigen lassen, wenn man auch Jülich und Berg besitze. Soviel wir wissen, hat der König diesen Aufsatz nicht gesehen; aber Seckendorf wußte ihn sich zu verschaffen und schickte ihn an den Prinzen Eugen. Der zeigt sich in seiner Antwort ganz erstaunt über die weitaussehenden Ideen dieses jungen Herrn, der wohl noch flüchtig und unüberlegt, aber lebendig und vernünftig sei, so daß er

seinen Nachbarn einmal gefährlich werden könne. Schon machte Friedrich bei jedem, der ihn sah, den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit. Feldmarschall Schulenburg war erstaunt, wie er die Offiziere seines Regiments, die er ihm vorstellte, empfing, beinahe wie ein König: er fühle, was er sei; er werde es einst zeigen.

Noch waren aber die Fäden nicht alle angeknüpft, an denen sich sein persönliches Leben entwickeln sollte. Indem sich Friedrich zu Gedanken erhob, die ganz anders als die weitfliegenden Pläne, denen er sich früher hingegeben, zugleich praktisch und kühn erscheinen, dachte sein Vater, um jede weitere Abweichung unmöglich zu machen, nun doch darauf, ihn unverzüglich zu vermählen.

Inmitten der Mißverständnisse, selbst nach dem Hothamschen Begegnis, hatte der Londoner Hof auf seine Entwürfe einer Familienverbindung nicht Verzicht geleistet. Er war sogar geneigt, damit eine Annäherung an Österreich in Verbindung zu bringen, wie Friedrich Wilhelm zuletzt gefordert: noch im September 1730 hat Harrington eine Eröffnung in diesem Sinne gemacht. Eben damals aber stellte sich bei den Untersuchungen über die Flucht des Kronprinzen heraus, daß die englischen Bevollmächtigten, wenn sie auch nicht so weit gegangen sein sollten, wie man vermutete, doch die Beziehungen desselben zu ihrem Hofe vermittelt, seine Anfragen nach Hause besorgt, ihm Antworten, wiewohl nicht immer eines Inhalts, wie er ihn wünschte, mitgeteilt hatten. In dem Eifer der Entrüstung, die hierüber in ihm aufstieg, ließ Friedrich Wilhelm dem englischen Geschäftsträger, Gui Dickens, mit amtlicher Bestimmtheit erklären, daß von einer Vermählung zwischen den Kindern beider Häuser, weder einer doppelten, also des Kronprinzen, noch einer einfachen, also nicht einmal seiner Prinzessin mit dem Prinzen von Wales, nicht die Rede sein könne; er wolle, sagt er in einer seiner Randbemerkungen, keine englische Prinzessin in seinem Hause sehen, ebensowenig aber eine der seinen in das englische geben, unter keiner Bedingung, wäre sie auch noch so vorteilhaft. Hierdurch erst wurden diese Verhandlungen auf immer abgebrochen. Im Frühjahr 1731 ward die Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth verlobt; der König suchte für seinen Kronprinzen eine Gemahlin aus einem anderen Hause.

Schon früher und dann von Zeit zu Zeit immer wieder ist die Behauptung aufgetaucht, daß von einer Vermählung des künftigen Königs von Preußen mit der Erbtochter von Österreich die

Rede gewesen sei, und man wird neugierig, zu erfahren, ob jemals ein solcher Plan gefaßt worden ist. Ich habe darüber nichts gefunden als eine Aussage Kattes, nach welcher der Prinz geklagt hat, er werde von Seckendorf und Grumbkow zu einer Vermählung mit einer katholischen und kaiserlichen Prinzessin gedrängt. In dem Gefängnis hat dann Friedrich wohl auch einmal hören lassen, um seinen Vater zu begütigen, sei er nicht abgeneigt, sich mit der ältesten Erzherzogin zu vermählen, vorausgesetzt, daß er die Religion nicht zu ändern brauche. Dabei haben aber, wie es scheint, Mißverständnisse obgewaltet. Die beiden Minister haben standhaft geleugnet, jemals einen ähnlichen Gedanken gehegt zu haben, und gewiß ist er weder dem König noch auch dem Kaiser in den Sinn gekommen. In Wien dachte man zwar längst nicht mehr an Don Carlos, wie sich ja auch die Politik in ganz anderen Bahnen bewegte. Aber am Hofe lebte der junge Franz von Lothringen, zu dem die Erzherzogin eine frühe Neigung faßte, die mit ihr aufwuchs. König Friedrich Wilhelm erklärte sich von Anfang an ganz damit einverstanden; keinem anderen als dem gönne er diese reiche Erbin; an seinen Sohn zu denken, verbot ihm schon die Religion, deren Gegensatz, durch die Natur beider Staaten und die Sinnesweise beider Familien getragen, ein unübersteigliches Hindernis bildete.

Etwas näher ist der König auf einen anderen Gedanken eingegangen, der damals aufkam, den Kronprinzen mit der präsumtiven Erbin von Rußland zu vermählen.

Es war Elisabeth Katharina Christine von Mecklenburg, Enkelin Iwans, des älteren Bruders Peters I., deren Rechte auch bald darauf von ihrer Tante, Kaiserin Anna, anerkannt worden sind. Am russischen Hofe gab es eine Stimme dafür. Der damals in den auswärtigen Angelegenheiten wirksamste Minister, Ostermann, hat gesagt, wenn er dies Meisterstück der Politik vollbringe, so werde er sich auf immer Ruhe gönnen. Friedrich Wilhelm aber machte Bedingungen, die nimmermehr zu erlangen waren: Beibehaltung der Religion nicht allein für den Prinzen, sondern auch für alle aus der Ehe entspringenden Kinder; und sodann: unmittelbare Eidesleistung der ganzen russischen Armee an denselben als dereinstigen Nachfolger. Auch dann aber wäre noch immer die wichtigste Frage offen gewesen, in welches Verhältnis der preußische Staat zu dem Russischen Reiche treten würde; denn eine Vereinigung von beiden hätte ganz Europa in Bewegung gesetzt. Der Kronprinz, den man einmal gefragt hat, ob er, wenn die Sache zustande komme, geneigt sei, auf die preußische Krone Verzicht

zu leisten, antwortete, er wolle eine so große Torheit nicht begehen: wenn er es täte, so meinte man, er würde es nicht halten, sondern beim Tode seines Vaters an der Spitze einer russischen Armee an den Grenzen erscheinen und sein angestammtes Erbe zurückfordern.

Es war überhaupt nicht bestimmt, daß diese mächtig aufwachsende geistige Kraft dem einen oder dem anderen der benachbarten Reiche zugute kommen sollte. Nur an der Spitze Preußens, wie es der Vater nun einmal gebildet, sollte der Sohn in der Welt etwas bedeuten. Die Gewaltsamkeiten des Vaters hatten, bewußt oder unbewußt, den Zweck, in seinem Nachfolger den Fortsetzer seiner inneren und äußeren Politik zu erziehen; er übte die Disziplin des Schreckens über den Sohn aus, um ihn ganz auf der eingeschlagenen Bahn zu halten. Friedrich Wilhelm suchte jetzt für ihn eine Prinzessin, die weder einen bedeutenden Einfluß an seinem Hofe ausüben, noch ihn in anderweite Verwicklungen abziehen könnte: Preußen sollte vor allen Dingen preußisch bleiben.

Da richtete er nun sein Augenmerk auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern.

Die Gemahlin Kaiser Karls VI. stammte aus diesem Hause, war die Tante der Prinzessin, und es ist kein Zweifel, daß die österreichische Politik — im tiefsten Geheimnis, von dem kein Mensch, außer Grumbkow, nur eine Ahnung haben durfte — durch ihren gewandten Vertreter den Absichten des Königs diese Richtung zu geben gesucht hat. Man glaubte, erst dadurch den englischen Entwürfen ein Ende zu machen und den Kronprinzen auf beständig an das Haus Österreich zu knüpfen. Man setzte voraus, daß der Prinz von seinem Vater nur kärglich bedacht werden würde, und zeigte sich sehr bereit, ihn in diesem Falle mit Geld zu unterstützen.

Dem König mochte es ganz angenehm sein, daß die Prinzessin eine Verwandte des kaiserlichen Hauses war; hauptsächlich aber fand er zu rühmen, daß sie, wenn auch nicht eben schön, aber bescheiden und gottesfürchtig sei, mit ihm und seiner Gemahlin werde leben können. Anfang Februar 1732 schlug er sie dem Prinzen vor, versprach ihm, daß er auf Reisen gehen sollte, sobald er Erben habe, und forderte ihn auf, sich so rasch wie möglich zu erklären. Gerade damals hat Friedrich eine Inklination zu einem weiblichen Wesen empfunden. In der Nähe von Küstrin, in Tamsel, hatte er nähere Bekanntschaft mit Frau von Wreech, einer noch in der ersten Blüte der Jugend stehenden Dame, gemacht, die er zuweilen auf dem Gute besuchte. Er liebte, an sie zu

schreiben. Noch sind die Episteln übrig, auf grobem Papier, das in krummen Linien bis an den äußersten Rand vollgeschrieben ist; sie sind mit beißenden Charakterschilderungen der Personen seiner Umgebung angefüllt. Der Humor verrät überall tiefe Kränkung. Die Zuschriften, die der Kronprinz bald in Versen, bald in Prosa an Frau von Wreech richtete, enthalten, soviel wir erfahren, eine fortlaufende Huldigung für die Reize und Vorzüge der jungen Dame; meistens scherzhaft, zuweilen auch leidenschaftlich. Auf eine kaum zweideutige Liebeserklärung antwortete die Dame mit einem poetischen Scherz, in welchem sie zu erkennen gibt, daß die Antwort mit Vorwissen ihres Mannes, des Obersten Wreech, und ihrer Mutter abgefaßt sei.

Welch ein schroffer Übergang nun von der leidenschaftlichen Huldigung für jugendliche Anmut und Bildung zu der Aufforderung, sich wider Willen zu vermählen.

In demselben Sinne wie der König schrieb damals Grumbkow an den Prinzen. Er schilderte die Prinzessin von Bevern, die mit ihren Eltern eben damals nach Berlin kam, absichtlich minder vorteilhaft, damit Friedrich sich angenehm überrascht fühlen möchte, wenn er sie sehe; er ließ, auf Seckendorfs Wunsch—denn eine Unwahrheit erregte ihnen kein Bedenken —, sogar einfließen, der kaiserliche Hof habe die Reise der Bevernschen Familie nicht gern gesehen, um nicht in den Verdacht zu geraten, als wolle er sich in die Familienangelegenheiten des preußischen Hauses, namentlich des Kronprinzen, mischen, dem man in der Wahl seiner Gemahlin vielmehr volle Freiheit lassen sollte.

Noch einmal geriet Friedrich in die größten Wallungen des Gemütes. Auf der einen Seite sah er den Vater, der es im Grunde gut meinte, dessen Zorn zu erwecken entsetzlich war; wenn er sich fügte, konnte er auf ein ungleich freieres und ruhigeres Leben rechnen; sogar eine Reise war ihm in Aussicht gestellt, und er bemerkte kaum, an welche Bedingungen sie geknüpft ward. In einem Augenblick, wo er sich hiervon durchdrungen fühlte, schrieb er dem Vater: selbst wenn die Schilderung der Prinzessin, wie er sie mache, zu günstig für sie wäre, so würde er sich doch in allem seinem Willen fügen.

Sogleich darauf aber erhoben sich ihm entgegengesetzte Betrachtungen.

Sollte er sich für alle Zukunft an ein Verhältnis binden, das ihm wahrscheinlich unerträglich werden mußte? Er fürchtete, sich einer wenig erzogenen Gemahlin schämen zu müssen, sich neben ihr jahraus, jahrein zu langweilen: von übereinstimmender

Gemütsart und schön müsse die Frau sein, mit welcher er leben solle, lieber zu frei als zu tugendhaft; am wenigsten könne er eine fromme ertragen, die ein halb Dutzend Heuchler in ihrem Gefolge habe. Kaum war der Brief an den König abgegangen, so schrieb er in dem entgegengesetzten Sinne an Grumbkow. Unglück gegen Unglück, sagt er, alles sei ihm einerlei; für die Verirrung, die er begangen, sei er genug gestraft: er wolle nicht die Verpflichtung eingehen, für immer unglücklich zu werden, lieber mache er durch einen Pistolenschuß allen Qualen ein Ende; Gott werde ihn nicht verdammen, wenn er sich von einem unglücklichen Dasein befreie.

Grumbkow, dem der König voller Freude den ersten Brief gezeigt hatte, erhielt am andern Morgen den zweiten an ihn gerichteten. Man muß gestehen, er hatte jetzt guten Grund, dem Prinzen zu widersprechen. Er führte demselben zu Gemüte, daß er zu früh, ohne Kenntnis der Sache verzweifle; was wolle er tun, wenn ihn Gott dereinst mit wahren Unglücksfällen heimsuche? Besonders aber sprach er so nachdrücklich wie möglich aus, daß der Prinz hierbei nicht auf ihn zählen dürfe; er werde ihm dienen, soweit es der Dienst des Königs zulasse, aber nicht einen Schritt weiter. Wolle der Prinz den Don Carlos (des St. Real) spielen, er wolle nicht den Herzog von Grammont machen.

Indem Friedrich diese schroffe Zurechtweisung bekam, traf auch die Antwort des Königs ein, der sich glücklich darüber zeigte, daß er einen so gehorsamen Sohn habe, und ihn anwies, sein Quartier in Küstrin aufzusagen, alles zu bezahlen, mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Die Zeit der Ankunft bestimmte er in seiner Weise auf das genaueste, Dienstag, den 26. Februar, abends 6 Uhr; es war der Fastnachtsabend. Sollte Friedrich Bedenken tragen, den Ort seiner Gefangenschaft und Verbannung zu verlassen? Er kam zur festgesetzten Stunde.

Am Hofe vermißte man bei seiner Erscheinung etwas von der jugendlichen Anmut, von der raschen Hingebung an Personen und Dinge, welche man früher an ihm geliebt hatte. Er war größer und stärker, besonnener, kälter, überhaupt männlicher geworden.

Dem König aber durfte er nicht wagen, sich zu widersetzen, auch nicht in dieser persönlichsten Sache. Schon den 28. schritt Friedrich Wilhelm dazu, denn Verzug kannte er nicht, die Heirat zustande zu bringen. Nachdem er den Herzog und die Herzogin von Bevern in Person um ihre Einwilligung ersucht hatte, ward Friedrich herbeibeschieden. Da er erklärte, daß er keinen Widerwillen gegen die Prinzessin fühle, rief man auch diese, die dann

als ein gutes Kind antwortete: sie werde alles tun, was Vater und Mutter von ihr forderten, die Person des Prinzen mißfalle ihr mitnichten. Der König bestand darauf, daß dieser sofort seinen künftigen Schwiegereltern zum Zeichen kindlicher Ehrerbietung die Hand küsse.

Soeben war auch Herzog Franz von Lothringen nach Berlin gekommen und ward hier auf das beste empfangen. Der König ließ die großen Grenadiere zu Potsdam ihre Übungen vor ihm machen, die Geschütze von Berlin bei seiner Ankunft abfeuern, Bataillone, deren Paraden er besuchte, ihm ein Vivat bringen, und was dem mehr ist. In seiner Gegenwart war die feierliche Verlobung des Kronprinzen am 10. März vollzogen. Der König wechselte die Ringe; dem Prinzen traten Tränen in die Augen, nicht gerade aus Rührung. Ist es wahr, daß die Dame, der er einmal sein Herz gewidmet, sich in der Gesellschaft befunden hat? Man sagt, nach dem Zeremoniell habe sich Friedrich zu ihr gewandt, um sich mit ihr zu unterhalten. Über sein häusliches Leben war nun das Los geworfen.

Den andern Tag führte der König den Kronprinzen in das Generaldirektorium ein, für den Anfang unter der Bedingung, daß er noch nichts entscheiden, sondern erst suchen solle, sich zu unterrichten; habe er Zweifel, so möge er nicht widersprechen, sondern die alten Resolutionen des Königs nachsehen. Er beförderte ihn gleichsam, wie einen seiner Räte, von der unteren zur oberen Behörde. Auch in das Militär ward der Prinz wieder aufgenommen, zum Obersten und Chef des bisher Golzschen Infanterieregiments, das in Ruppin stand, erklärt. Er hatte seine Freiheit wieder, aber man sieht, um welchen Preis und mit welcher Verpflichtung zum strengsten Gehorsam.

Der König äußerte viel Genugtuung über den Gang dieser Dinge. Man habe ihm in seiner Familie Gesetze geben, ihm vorschreiben wollen, mit wem er seine Kinder verheiraten solle und mit wem nicht; dann habe er zugelassen, daß von der russischen Vermählung gesprochen und die ganze Welt darüber in Wut gesetzt worden, aber nie sei seine Meinung dahin gegangen; endlich habe er allem Gerede ein Ende gemacht und bewiesen, daß er ebensogut Herr in seinem Hause sei als andere in dem ihrigen.

Wenn der König diese Angelegenheit als eine durchaus persönliche, individuell-hausväterliche begriff, so wissen wir doch schon, wie der Ehrgeiz der stolzesten politischen Unabhängigkeit in ihm damit zusammenhing; wir mögen wohl noch eine andere Bemerkung hinzufügen.

Nicht in jedem Stadium des politischen Daseins ist einem Volke und Staate die enge Verbindung mit einem anderen ersprießlich; und man darf fragen, ob in dem damaligen die eigene Entwicklung von Preußen durch eine so genaue Allianz mit England, wie die beabsichtigte, gefördert werden konnte. England war zu stark, als daß es bei dauernder Bundesgenossenschaft nicht die schwächere Macht durch sein natürliches Übergewicht in Schatten gestellt oder mit sich fortgerissen hätte. Und ferner, wenn die englische Kultur, die sich eben in großen und glänzenden Werken erhob, einen gleichsam öffentlich berechtigten Einfluß in Berlin erhielt, welches ohnehin so viele fremdartige Bestandteile in sich schloß, so muß zweifelhaft erscheinen, ob es dann dem eigentümlich deutschen Wesen nicht doch zu schwer geworden wäre, sich selbständig durchzuarbeiten. Wenigstens hätte alles eine andere Gestalt angenommen. Der Kronprinz, als Statthalter von Hannover in eine immer untergeordnete Verbindung mit dem englischen Hofe gezogen, hätte sich einmal mit aller Gewalt wieder davon losreißen müssen, oder er wäre nie der preußische Friedrich geworden.

Wir werden später sehen, welchen Weg er ging, um trotz der Beschränkung, die ihm auferlegt war, sich doch in Zusammenhang mit der allgemeinen Bildung und den geistigen Tendenzen der europäischen Welt zu setzen; zwischen den Stürmen, die nun ausgetobt, und dem Antritt seiner Regierung war ihm noch eine geraume Zeit vergönnt, die er hierzu benutzte. — Jetzt wenden wir unseren Blick noch einmal auf die politischen Folgen dieser Verwicklungen.

Es ist unleugbar, daß sie hauptsächlich dem Hause Österreich zustatten kamen.

Die englische Regierung sah sich genötigt, auf die unmittelbare Herstellung eines guten Verhältnisses mit Österreich zu denken. Hätte sie Preußen, wie sie wünschte, gewonnen, so würde der Kaiser haben nachgeben müssen. Wären jene Vermählungen auch nur ohne politische Allianz zustande gekommen, so würde Preußen eine Stellung zwischen beiden Mächten ergriffen und die Vermittlung in die Hände genommen haben. Jetzt näherte sich der englische Hof dem kaiserlichen, eher im Gegensatz mit Preußen. Er konnte es nicht aufschieben, da der friedliche und ungestörte Handelsverkehr mit Spanien und dessen Kolonien, den die englische Nation vor allem wünschte, ohnedies nicht herzustellen war. Solange die spanischen Besatzungen nicht in die dem Don

Carlos bestimmten Plätze aufgenommen worden, war der Traktat von Sevilla unvollzogen; die spanische Regierung fühlte sich durch denselben noch nicht gebunden und ließ die Engländer fortwährend ihre Verstimmung empfinden. Den kaiserlichen Hof zur Einwilligung zu vermögen, gab es aber, wie die Dinge standen, kein anderes Mittel, als daß man ihm in der Angelegenheit, die ihm am Herzen lag, der Festsetzung der Erbfolge, die Hände bot. Das hatte jetzt weniger Schwierigkeiten als früher, da an die spanischen Vermählungen nicht mehr zu denken war, und es erschien sogar wünschenswürdig, weil sich am französischen Hofe immer deutlicher sehr einseitige Pläne in bezug darauf hervortaten. Und so zeigte sich England zu diesem Schritte bereit, wofern Österreich die auf der anderen Seite nötigen Konzessionen gewähren wollte: wozu sich dies sofort verstand. Am 16. März 1731 ward ein neuer Vertrag in Wien geschlossen, in welchem sich England zur Garantie der österreichischen Erbfolgeordnung anheischig machte, Österreich dagegen die Aufnahme der Garnisonen in jene Plätze bewilligte und zugleich die Kompagnie von Ostende, deren Aufrichtung so große Bewegungen veranlaßt, definitiv fallen ließ. Prinz Eugen fühlte sich in hohem Grade zufrieden. Er meinte, daß man nun auch die spanischen Truppen ohne weiteres aufnehmen und dadurch den Traktat zu unzweifelhafter Gültigkeit bringen sollte. Wenn Österreich bei der Errichtung der Kompagnie und seiner Verbindung mit Spanien wirklich nur die Absicht gehabt hätte, die noch widerstrebenden Seemächte, denn Holland schloß sich den Engländern an, zur Anerkennung der Erbfolge zu bringen, so wäre seine Politik sehr geheimnisvoll, gewandt und glücklich gewesen. Zu ihrem Erfolge gehörte aber, denn sonst hätten die Sachen auch ganz anders kommen können, daß eben ein Mann wie Friedrich Wilhelm I., in welchem die deutschen Sympathien vorherrschten und der sich gegen ein entscheidendes Zugeständnis mit einer fernen Aussicht begnügte, auf dem Throne von Preußen saß. Jetzt folgte England nur dem Beispiele, das dieser selbst gegeben. Gewiß war der Vorteil von Österreich unermeßlich, wenn man einmal annimmt, wie man muß, daß die Sache zweifelhaft war und die Garantie auch hätte verweigert werden können.

Der König von Preußen war ein so warmer Freund von Österreich, daß er ein Ereignis, das ihm doch auch eine bedenkliche Seite darbot, als ein glückliches begrüßte; nichts, sagte er, mache ihm größeres Vergnügen, als England und Holland kommen zu sehen, um dem Kaiser die Hand zu küssen. Dagegen versicherte

Seckendorf, trotz der Herstellung des guten Verständnisses mit dem englischen Hofe solle diesem doch nie etwas nachgegeben werden, was dem Hause Brandenburg zum Schaden gereiche; stehe der Kaiser mit England gut, so werde er doch mit Preußen allezeit noch in besserem und vertraulicherem Vernehmen stehen; er zweifle nicht: das seien auch des Königs Grundsätze. „So lang ich lebe", antwortete der König.

Und sogleich gewährte dieser nochmals seine Unterstützung in der wichtigsten Angelegenheit. Englands oder vielmehr Hannovers versichert, beschloß man in Wien, die Erbfolgeordnung vom Reiche garantieren zu lassen. Friedrich Wilhelm hatte dies immer geraten: als die Einleitungen in den herkömmlichen Formen getroffen waren und das Kommissionsdekret zur Diktatur kommen sollte, forderte der Kaiser den König auf, seinen eben anwesenden Gesandten nach Regensburg zu schicken, um in Gemeinschaft mit demselben die nötigen Vorkehrungen zu treffen; wogegen er wiederholte, daß in keiner den preußischen Hof angehenden Sache, namentlich nicht in der jülich-bergischen, das mindeste geschehen solle, was mit der gegebenen Zusage in Widerspruch stehe; er gelobe vielmehr nochmals, solche „heiliglich zu halten". Der König antwortet, nächst Gott traue er auf niemand so sehr wie auf seinen wahren Freund und Alliierten, den Kaiser; in der Erbfolgesache — die er damals die gute Sache zu nennen pflegte — werde er sich so finden lassen, wie es einem treuen Freunde und deutschen Patrioten gezieme. Es war großenteils der eifrigen preußischen Unterstützung zu danken, daß der Antrag trotz des Widerspruchs, den die drei katholischen Kurfürsten, Sachsen, Bayern und Pfalz, erhoben, am Reichstage durchging und die Garantie der Pragmatischen Sanktion am 3. Februar 1732 zu einer Reichssatzung erhoben wurde. In Wien erwiderte man das Verfahren des Königs und seines Gesandten mit erkenntlichem Bezeigen.

Ein Denkmal dieses Verständnisses, Hervorbringung dieses politischen Momentes ist die Ansiedelung der Salzburger in Ostpreußen. Der kaiserliche Hof war jetzt unparteiisch in religiösen Dingen; er mißbilligte die Gewaltsamkeiten des Erzbischofs Firmian gegen seine andersgläubigen Untertanen und gewährte den von diesem so gut wie vertriebenen Auswanderern den Durchzug, den ihnen andere noch versagten. Mit den Bitten der Salzburger, die zu Friedrich Wilhelm ihre Zuflucht nahmen, traf eine Eröffnung Seckendorfs von Wien zusammen, der ihn aufmerksam machte, daß diese frommen und arbeitsamen Menschen sich

gut nach Preußen schicken würden. Hierauf ersuchte der König den Erzbischof, die Auswanderer als künftige preußische Untertanen zu betrachten; es gereichte ihm zur Ehre bei Mit- und Nachwelt, mit welchem Eifer er alsdann für ihre Reise und ihre Ansiedlung in seinen preußisch-litauischen Gebieten Sorge trug.

Einer der einflußreichsten Männer in Deutschland war damals dieser Graf von Seckendorf, der die Allianz, die er zwischen beiden Höfen zustande gebracht, nun nach allen Seiten erweiterte. Im Frühjahr 1732 finden wir ihn auf einer Reise nach Kassel und Kopenhagen, um auch diese Höfe in die Interessen herbeizuziehen, als deren Vertreter er sich aufstellte. Mit dem dänischen Hofe brachte er einen überaus wichtigen Vertrag zustande, nach welchem derselbe die österreichische Sukzession gewährleistete, der Kaiser dagegen, zugleich mit Rußland, die für den Herzog von Holstein dargebotene Schadloshaltung annahm: in Kassel schloß er eine vorläufige Abkunft wegen der Überlassung hessischer Truppen ab; mit Wolfenbüttel ward ein Kartell entworfen, durch welches einige Irrungen mit Preußen ausgeglichen werden sollten. Seckendorf versichert, die Kaiserin habe ihren Vater, den Herzog, gebeten, dem preußischen Hofe gefällig zu sein, und dieser ihm überlassen, die noch streitigen Punkte zu vergleichen. Wie sollte der nicht einer der mächtigsten Männer in Deutschland sein, dem es gelang, ein gutes Verständnis zwischen Österreich und Preußen zu erhalten? Sein Einfluß erstreckte sich notwendig auch auf alle mindermächtigen Höfe.

Durch Seckendorf hauptsächlich geschah es, daß der König, um den Kaiser und die Kaiserin kennenzulernen, im Sommer 1732 eine Reise nach Böhmen unternahm. Am 31. Juli traf Friedrich Wilhelm, von Grumbkow und Seckendorf begleitet, auf einem kaiserlichen Gute, des Namens Kladrup, wo alles zu seinem Empfange in Bereitschaft gesetzt war, in der Nähe der schlesischen Grenzen ein; in dem nahen Chlumitz erwartete ihn der Kaiser, und man begab sich von da nach Prag. Wie es fast immer der Fall ist, wenn die Fürsten persönlich beisammen sind — wo dann keine Berichte niedergeschrieben werden —, über diese Zusammenkunft findet sich in den Archiven so gut wie keine Nachricht. Aus den Briefen des Königs sieht man, daß die Fruchtbarkeit des Landes, die Pracht der Hauptstadt einen nicht geringen Eindruck auf ihn machte, den größten aber die gute Aufnahme, die ihm zuteil wurde. Die Kaiserin sagte, sie sehe die mit dem Kronprinzen verlobte bevernsche Prinzessin als ihre Tochter an, diesen selbst nannte sie ihren Sohn. Besonders zeigt sich der

König von Prinz Eugen eingenommen, der noch nie so von Herzen mit ihm gesprochen, gewiß ein ehrlicher Mann sei und ihn lieb habe. Auch von Geschäften, namentlich demjenigen, das dem König das wichtigste war, dem jülich-bergischen, ist dabei die Rede gewesen. Auf eine spätere Anfrage seiner Minister, was denn da eigentlich vorgekommen, hat der König geantwortet, man habe ihm einen Vorschlag zu gütlicher Abkunft gemacht, den er aber nicht habe annehmen können. Der König hatte keinen Zweifel, daß die getroffene Übereinkunft gehalten werden würde. In seinen Händen war ein Brief des Prinzen Eugen an Seckendorf, worin es hieß, wenn man über die bergische Angelegenheit nicht durch Unterhandlung zum Ziel kommen könne, so müsse man Anstalt treffen, den Berliner Vertrag mit Gewalt durchzuführen; der König habe sich hierzu, den Traktaten gemäß, von seiten des Kaisers aller Beihilfe zu ewigen Zeiten zu versehen. Aus den Äußerungen des Kaisers nahm man ab, daß er es billige, wenn der König sich in Bereitschaft setze, um, sowie der Fall eintrete, das Land unverzüglich in Besitz zu nehmen. Der König gab bei seiner Rückkehr nach Berlin eine vollkommene Befriedigung zu erkennen; sein erstes Gespräch mit dem österreichischen Geschäftsträger endigte er mit einem Lebehoch für den Augustissimus, d. i. den Kaiser. Von Kaiser und Kaiserin sprach er nie ohne den Ausdruck persönlicher Ergebenheit und Verehrung; er wiederholte, er wolle dem Hause Österreich bis in den Tod getreu sein. Das geschah aber alles unter dem Vorbehalt der Ausführung der über Berg geschlossenen Übereinkunft. Es leuchtete ein, daß der König, der sich hierin getäuscht sah, ein ebenso heftiger Gegner des Kaisers werden würde, als er jetzt sein Freund war. Dann aber mußte Preußen, doppelt mächtig geworden durch die Organisation des großen Heeres, die man vollbrachte, dem kaiserlichen Hofe doppelt furchtbar werden. Schon bahnten sich Verwicklungen an, namentlich in der polnischen Angelegenheit, deren Ausgang sich nicht absehen ließ.

SECHSTES BUCH

HEER UND STAAT
DIE SPÄTEREN JAHRE FRIEDRICH WILHELMS I.

In den Irrungen und Verwicklungen dieser Jahre erscheint Preußen noch immer nicht als eine große Macht, wiewohl die Idee einer vollkommenen Selbständigkeit dem König allezeit vorschwebte.

Durch den großen Gang der Entwicklung seit 1688 waren im Bunde mit Brandenburg auf der einen Seite Österreich, auf der anderen England unter dem Hause Hannover emporgekommen; das eine in Deutschland, dem Orient und Italien, das andere durch die Kombination einer deutschen Territorialmacht mit dem weltumfassenden Interesse des großen Inselreichs im Westen. Der erste Blick zeigt, wie wenig Brandenburg-Preußen der einen oder der anderen dieser Potenzen die Waage halten konnte. In den damals zwischen ihnen ausgebrochenen Entzweiungen war es noch weit entfernt, eine selbständige Haltung in ihrer Mitte einzunehmen; Friedrich Wilhelm suchte nur sich von dem Übergewichte Englands zu emanzipieren oder vielmehr die Abhängigkeit fernzuhalten, die durch die Vermählung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin unter den damaligen Umständen seinen Staat bedrohte. Indem er dies aber tat, stützte er sich um so mehr auf Österreich, dessen Politik in bezug auf die Erhaltung seiner Gesamtmacht er unterstützte und zu der seinen machte. Jene trüben und zuweilen häuslichen Irrungen, in die er sich verwickelte, entsprangen eben aus diesem Gegensatz.

Recht mit Absicht kehrte Friedrich Wilhelm die Unterordnung hervor, die ihm als einem Reichsfürsten gegen das Reichsoberhaupt gezieme. Er hatte den größten Anteil an der Erhaltung des Friedens; für die Durchführung der Pragmatischen Sanktion war seine Teilnahme entscheidend. Aber er erscheint doch zu sehr als Vasall von Österreich, um als ein vollkommen ebenbürtiger und nur von sich abhängiger Potentat betrachtet werden zu können. Auch ging seine Absicht nicht mit Entschiedenheit und in jedem Augenblicke dahin. Die Energie seiner Tätigkeit war noch bei weitem mehr auf die Hervorbringung der effektiven inneren Macht gerichtet. Eigentlich darin besteht, was er für sein Land geleistet hat. Wir wenden, ehe wir seine Politik weiter verfolgen, dieser inneren Gestaltung unsere Aufmerksamkeit zu.

Erstes Kapitel.

Anwachs und Organisation des Kriegsheeres. Auflösung des Lehnsnexus.

Erinnern wir uns des bedeutenden und charakteristischen Wortes, mit welchem Friedrich Wilhelm seine Regierung antrat. Der Fürst von Anhalt war sogleich nach Berlin gekommen, was viel Eifersucht erweckte. Friedrich Wilhelm hatte nichts dagegen, da es einer alten Abrede entsprach; er ließ denselben der Fortdauer seiner Zulage versichern. „Ich werde immer sein Freund sein, wenn er tut, was ich ihm befehle. Ich bin der Finanzmann und der Feldmarschall des Königs von Preußen, das wird den König von Preußen erhalten."

In diesem Sinne ermahnt er in einer früh verfaßten, aber für seine Sinnesweise höchst bezeichnenden Instruktion vom Jahre 1722 seinen künftigen Nachfolger, seine Finanzen allein zu verwalten und das Kommando der Armee selbst und allein zu bestellen; über diese beiden Sachen allein zu disponieren: auf dem Kommando beruhe die Autorität über die Armee; auf der Verfügung über die Geldsache auch die Liebe der Militär- und Zivilbeamten; dann folge der Respekt und selbst die Bewunderung der Welt.

Friedrich Wilhelm war in der Schule gewesen, „wo große Männer sich bilden, die Fürsten so viel geschätzt werden, als sie durch Tapferkeit und gute Führung verdienen", in dem Feldlager in den Niederlanden. Marlborough, von dem diese Worte sind, der den Prinzen zuweilen sah, behandelte alle Äußerlichkeiten der Würde als Dinge einer nichtigen Einbildung und setzte die Macht eines Fürsten allein in die Anzahl der Truppen, die er halten könne. Bei niemand fanden Ansichten dieser Art ein gelehrigeres Ohr als bei dem Kronprinzen von Preußen. Wie oft hat er den Ministern seines Vaters vorgeworfen, daß sie mit der Feder den europäischen Mächten etwas abzugewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei. Er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe.

Wie man aber in Wissenschaften und Künsten bemerkt hat, daß große Fortschritte sich nicht machen lassen ohne Freude am Einzelnen und Kleinen, so war bei ihm der politisch-militärische Ehrgeiz mit einer unglaublichen Vorliebe für den kleinen Dienst verbunden. In der alten preußischen Armee war es eine angenommene Überlieferung, Friedrich Wilhelm habe als Prinz sich auf eigene Hand und seine eigenen Kosten, ohne daß sein Vater darum gewußt oder darum wissen wollen, ein Bataillon in Mittenwalde eingerichtet, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, die ihm der alte Fürst von Anhalt einzeln warb und zuschickte, und hier habe er es sein Vergnügen sein lassen, die Handgriffe in den Waffen einzuüben, welche in den Niederlanden in Gebrauch gekommen waren. Die Handlung des Kommandierens schien ihm Vergnügen zu machen: er verachtete die Spöttereien, die er darüber erfahren mußte. Er ließ es sich auch später nicht nehmen, als er König geworden; sein Bataillon war die Grundlage des großen Regiments in Potsdam, in welchem er sein militärisches Ideal zu realisieren suchte.

Auf diese beiden Dinge, Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Armee, richtete er, sowie er zur Regierung kam, sein vornehmstes Augenmerk. Gleich in den ersten Monaten hat er alles umgestaltet, was Verpflegung, Kleidung, Wohnung anbetraf; er sagt es selbst, und jedermann gesteht es ihm zu, daß er väterliche Fürsorge für seine Truppen gezeigt hat. Bald darauf erschienen seine Kriegsartikel, eine neue Bearbeitung der vom Großen Kurfürsten gegebenen; mit den schärfsten Bestimmungen. Wer sich dem Amtskommando des Unteroffiziers auch nur mit Worten widersetzt, wird mit Gassenlaufen bestraft: sollte einer aber tätlichen Widerstand leisten, der hat das Leben verwirkt. Die Artikel beruhen zuletzt auf den alten Ordnungen deutscher Landsknechte und erinnern noch hie und da daran; aber welch eine Umwandlung von jenem flüchtigen, freien Reiselaufen zu der zwangsvollen Subordination dieser auf immer eingerichteten, wie ebenso viele Körperschaften zusammenhaltenden Regimenter!

Friedrich Wilhelm hegte nicht den mindesten Zweifel, daß nach Gottes Ordnung alle Untertanen schuldig seien, ihm in einem Heere zu dienen, das nur zu ihrem Schutze, „Landen und Leuten“ lediglich zum Besten angeordnet sei, doch wollte er von einer Nationalmiliz nichts hören: er verbot den Namen Miliz. Nur eine stehende Armee, allezeit bereit, das Gewicht des preußischen Schwertes in die Waagschale der europäischen Dinge zu

werfen, schien ihm der Rede wert. Dadurch allein meinte er eine selbständige europäische Macht zu bilden.

An und für sich konnte ein Verein deutscher Landschaften, die sämtlich kaum drittehalb Millionen Einwohner zählten und nicht einmal in sich zusammenhingen, dem Französischen Reiche gegenüber, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, von dem Mittelmeer bis an den Ozean reichte, — benachbart dem unermeßlichen Rußland, dem unerschöpflichen Österreich, zur Seite Englands, dem die See gehorchte, nur wenig bedeuten. Was dem preußischen Staate einen gewissen Rang unter ihnen, Ansehen in der Welt verschaffte, war allein das Kriegsheer. Man nahm damals an, daß Frankreich eine Landmacht von 160 000 Mann, Rußland von 130 000 Mann regelmäßiger Truppen erhalte; hier fehlte aber viel an Erfüllung der Listen, dort ward ein großer Teil der Mannschaften durch den Dienst in den Garnisonen der zahlreichen Festungen beschäftigt; das österreichische Heer rechnete man auf 80 000 bis 100 000 Mann, jedoch von zweifelhafter Streitfähigkeit und zerstreut in allen Provinzen. Was Friedrich Wilhelm I. für die Stellung Preußens in diesem Wetteifer der Streitkraft getan hat, ermißt man sogleich, wenn man bemerkt, daß er die Armee von 38 000 Mann, in welcher Zahl sie etwa mit Sardinien, Sachsen-Polen in gleichem Range stand, bis auf mehr als 80 000 Mann vermehrte, so daß er Österreich nahekam. Wir haben die genaue Berechnung eines Kriegsbeamten aus den ersten Zeiten der folgenden Regierung, nach welcher Friedrich Wilhelm bei seinem Eintritt ein Heer von 38 459 Mann fand und dieses noch in dem ersten Jahre auf 44 792 Mann brachte. Er errichtete in demselben sieben neue Regimenter. Im Jahre 1719 zählte die Armee bereits 53 999, im Jahre 1729 69 892, im Jahre 1739 endlich 82 352 oder mit dem Unterstab 83 486 Mann. Der König nahm eine ziemlich gleichmäßige Rücksicht auf die verschiedenen Waffen; die Kavallerie ist unter ihm um mehr als die Hälfte, die Artillerie in noch größerem Maßstab angewachsen. Bei ihm kam kein Widerspruch mit den Listen vor; der Festungsdienst beschäftigte eine verhältnismäßig nicht große Anzahl; wenn wir der geringsten Angabe folgen, so waren 72 000 Mann jeden Augenblick, oder wenigstens nach kürzestem Verzug, im Felde zu erscheinen vorbereitet.

Schon aus dem Verhältnis der Zahlen ergibt sich, daß es unmöglich war, ein stehendes Heer von dieser Stärke aus den brandenburgisch-preußischen Landen aufzustellen, wenn man nicht jeder anderen Tätigkeit Kräfte und Mittel entziehen wollte. Es

gehörte schon außerordentliche Anstrengung dazu, um nur die Hälfte des Heeres aus den Eingeborenen zusammenzusetzen. Eine Zeitlang schwankte man zwischen Pflicht und Freiwilligkeit, Werbung und Gestellung; die Eigenmächtigkeit der Offiziere, der Wetteifer und gegenseitige Übergriffe der Regimenter brachten unzählige Unordnungen hervor. Um denselben vorzubeugen, bildete Friedrich Wilhelm eine ältere Einrichtung, nach welcher jedem Regiment ein besonderer Bezirk zu seiner Ergänzung vorbehalten war, systematischer aus. Die Feuerstellen des Landes wurden nach ihrer Zahl kantonweise unter die Regimenter und Kompanien ausgeteilt, um sich daraus die erforderlichen Mannschaften anzueignen, mit Rücksicht jedoch auf die zugestandenen Ausnahmen und die Unabkömmlichkeit für die bürgerlichen Gewerbe oder für den Landbau. Man nahm weder ansässige Leute noch älteste Söhne und Erben; Räte der Provinzialkollegien waren bei den Aushebungen zugegen, um das militärische Bedürfnis mit dem zivilen auszugleichen. Den größeren Teil des Zuwachses, der sogleich mit den Kommandeurs in Verbindung trat, bildeten die jüngeren Bauernsöhne. In den geographischen Beschreibungen der brandenburgischen Landschaften merkt man besonders an, wie die Landleute gesund, stark, arbeitsam seien, den Wechsel der Witterung gut ertragen und treffliche Dienste im Felde leisten. Man fand das Wort des alten Kato bewährt, daß der Bauernstand die tapfersten Leute gebe.

Leicht die Hälfte der Armee ward durch Werbung zusammengebracht und instand gehalten. Was dabei die größten Beschwerden veranlaßte, war die Vorliebe des Königs für hochgewachsene, riesenhafte Menschen, die man aus allen Teilen von Europa, Schweden, Irland, der Ukraine, den österreichisch-türkischen Grenzgebieten von Niederungarn, welche sich besonders ergiebig erwiesen, mit einem bei der übrigen Sparsamkeit in Erstaunen setzenden Aufwand, im Deutschen Reiche, wo es die Landesfürsten nicht gestatten wollten, nicht ohne Gewaltsamkeit und List zusammenbrachte. Noch waren aber nicht alle Gebiete geschlossen: als Kurfürst hatte der König das Recht, in den Reichsstädten und deren Bezirken zu werben, und es fehlte in Deutschland an solchen nicht, welche das Kriegshandwerk liebten und sich gern für einen Dienst anwerben ließen, in dem man gut bezahlt und gut gehalten wurde. Dadurch gewann die Armee einen allgemein deutschen Bestandteil; die Verbindung der Eingeborenen und der Angeworbenen erweckte zwischen ihnen Wetteifer

und gegenseitige Aufsicht; sie verwuchsen in der strengen Schule militärischer Einübung ineinander.

Es würde jenseit unserer Grenzen liegen, wollten wir entwickeln, wie diese beschaffen war, wie die beiden großen Exerzitienmeister, der Fürst Leopold von Anhalt auf jener kleinen Wiese zu Halle, und der König selbst in seinem spartanischen Potsdam, jener, die erste Grundlage zu schaffen, dieser, die weitere Ausbildung hinzuzufügen. Denn dazu hauptsächlich diente das Regiment der großen Leute in Potsdam, um jede nötig scheinende Veränderung zu erproben und zu vollkommener Fertigkeit auszubilden. Die Hauptsache ist Gleichschritt und rasches Feuern; wie der König es einmal ausdrückt, „geschwinde laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille". Jenen tiefen Kolonnen gegenüber, in welchen einst die spanische Schlachtordnung vorrückte, hatten die ihnen widerstehenden Heere eine breite Front eingerichtet, weniger ausgesetzt der Gewalt des Geschützes und wirksamer durch zahlreicheres Schießgewehr. Wenn Muskete und Pike früher nebeneinander erschienen, so besaß man jetzt in Bajonett und Flinte gleichsam eine Verbindung von beiden. Sehr nützlich erwies sich der eiserne Ladestock, durch dessen stärkeren Stoß die Patrone auf einmal festgesetzt wurde, während sonst verschiedene Ansätze nötig waren: man zog auch deshalb großgewachsene Männer vor, weil sie zu diesen Handgriffen von Natur geschickter seien. Das ganze Fußvolk der preußischen Armee konnte in vier Linien aufmarschieren, von denen die erste und die letzte aus den größten und stärksten, die beiden mittleren aus etwas minder, aber immer noch starken und großen Leuten bestanden. In ihren Fahnen sah man den nach der Sonne gerichteten Adler; sie machten einen überaus kriegerischen und militärisch furchtbaren Eindruck. Freunde und Feinde, sagt Fürst Leopold in einem seiner Briefe, bewundern Ew. Majestät Infanterie; die Freunde sehen sie für ein Wunderwerk der Welt an, die Feinde mit Zittern.

Die Führer dieser Scharen, deren Tagewerk es bildete, die Übungen durchzumachen und den Neueingestellten einzuprägen, waren bei weitem zum größten Teile die eingeborenen Landedelleute. Bei einer Aufzählung des pommerschen Adels vom Jahre 1724 wird die Bemerkung hinzugefügt, daß er, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter Offizieren bestehe, die noch dienen oder doch gedient haben.

Eine der vornehmsten Bemühungen Friedrich Wilhelms war

nun, sich ein durch und durch lebendiges brauchbares Offizierkorps zu bilden.

Wie sehr ward eben damals im österreichischen Dienste geklagt, daß man die Offizierstellen nicht allein durch Kauf erwerbe, sondern sogar wieder verkaufen könne: man sehe sie nicht als eine Ehre an, sondern als einen Besitz, den man veräußern dürfe; auch wo das nicht geschehe, trete doch überall der verdiente und bewährte Mann vor einem jungen vornehmen Emporkömmling im Dienste zurück.

Auch in der preußischen Armee galt früherhin das allgemeine Herkommen, daß die Stellen der unteren Offiziere von den Obersten besetzt, nach ihrem Gutdünken Fähnriche zu Leutnants, diese zu Hauptleuten befördert wurden: zu den Stellen der Stabsoffiziere blieb die Ernennung dem Könige vorbehalten, doch hatten sie auch bei diesen den Vorschlag.

Friedrich Wilhelm nun zog alle Ernennungen an sich, nicht allein, weil er selber überall Herr sein wollte, sondern auch, weil er es für wichtig hielt, die erste Anstellung, auf der alles Folgende beruht, nicht dem Zufall oder persönlichen Rücksichten zu überlassen, sondern nach eigenem Ermessen darüber zu verfügen.

Die jungen Edelleute, welche als Freikorporale bei den Regimentern eintraten, bildeten die Pflanzschule seiner Offiziere; sie wurden hier zur größten Sorgfalt in wesentlichen und unwesentlichen Dingen angehalten, für jedes Versehen mit der strengsten Ahndung, ja Züchtigung belegt; wenn der König zu dem Regiment kam, erkundigte er sich nach ihren Eigenschaften, ließ sie sich vorstellen; bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum Fähnrich angenommen wurde und das Feldzeichen empfing, welches er niemals verletzen lassen durfte und das ihn in gewissem Sinn unverletzlich machte.

Der König wollte nur solche anstellen, die das Exerzitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirtschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen. Davon hing auch ihre fernere Beförderung ab. Die Konduitenlisten verzeichneten Jahr für Jahr, wie sich jeder in bezug auf Religion, sein eigenes Hauswesen und den Dienst gezeigt, ob er Kopf habe oder nicht. Über das Verdienst der Führer selbst gab der Zustand der Regimenter bei der jährlichen Musterung vor den Augen des Königs Zeugnis.

Es mag kleinlich erscheinen, wenn nun z. B. bei der Uniform alles und jedes bis aufs geringste vorgeschrieben war, wie groß die Manschetten, wie breit die Halsbinde sein, wieviel Knöpfe die

Stiefeletten haben, wie lang das Zopfband fliegen solle. Doch hat dies außer der für das Auge gewünschten Gleichförmigkeit noch den Grund, daß hier in der Armee jeder Unterschied aufhören, nur der Rang im Dienste etwas gelten sollte. Die verschiedenen Rangklassen gingen hauptsächlich nur untereinander mit einer gewissen Vertraulichkeit um. Wie hätte man dulden können, daß ein Abstand zwischen reich und arm sich irgendwo hätte kundgeben dürfen! Friedrich Wilhelm wollte nicht leiden, daß jemand außer dem Dienste in bürgerlicher Kleidung einherging: seit dem Jahre 1725 hat er die Uniform allezeit getragen.

Man weiß, wie hoch er den Soldatenrock schätzte. Wie in Dresden, so mißfiel ihm auch in Hannover nichts mehr, als daß man dort den Rang nach dem Dienste bei Hofe abmesse; ein General oder Oberster sei wenig angesehen, wenn er nicht zugleich eine Hofcharge habe; ein Jagdjunker gelte mehr als ein Brigadier. Ihm dagegen ging der Waffendienst über alles. Von sich selbst anfangend, rief er in den Offizieren ein Gefühl für den Stand hervor, wo die Tüchtigkeit im Dienst als der vornehmste Wert des Mannes erschien, die Unterordnung beinahe wie eine Naturnotwendigkeit, die Pflicht als Ehre.

In dem Soldaten suchte er vor allem religiöse Gesinnung zu pflegen. Eine ansehnliche Zahl von Feldpredigern, getrennt von der kirchlichen Verfassung des Landes und für sich in ein besonderes System vereinigt, waren im Heere wirksam, und der König kam ihnen mit Eifer zu Hilfe. Unter anderem ließ er Exemplare des Neuen Testaments mit einem Anhang von Gesängen an die Kompanien verteilen; er verordnete, daß man beim Gottesdienst nur eben diese Lieder singe, damit der Soldat sich daran gewöhne, sie auswendig lerne. Noch entwickelte man die rechten Eigenschaften eines Kriegsmannes an den Beispielen des Alten Testaments, an Benaja, der mit seinem Stecken den wohlbewaffneten Ägyptier erschlägt, oder an Samma, der mitten unter dem fliehenden Volk sein Ackerstück gegen den Feind verteidigt. An den ältesten Urkunden der menschlichen Geschichte nährte sich die künftige Tapferkeit des preußischen Heeres[1].

Die Aufrichtung eines so gewaltigen Institutes mußte nun aber auf alle Verhältnisse des Innern einen umbildenden Einfluß ausüben.

Um zunächst den Zustand des gemeinen Mannes nur zu berühren, welch eine ganz andere Bedeutung bekam die ländliche

[1] Vgl. das Nachwort und Weltgeschichte I, 21, wie auch Reformation III, 408, mit den dort vermerkten Stellen.

Bevölkerung, die bisher allein dazu geboren zu sein schien, den Acker zu bauen und untergeordnete Dienste zu leisten, durch ihre Teilnahme an der kriegerischen Haltung des Staates und ihre Unentbehrlichkeit dafür. Friedrich Wilhelm ließ die Kataster aus den Zeiten des größten materiellen Wohlstandes im Lande, vor den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1624, nachsehen, die Zahl der Hufen und Bauerstellen verzeichnen, und forderte ihre ungesäumte Besetzung, wenn nicht mit Vollbauern, doch mit Büdnern, Haus-, Dienst- und anderen Gewehrleuten. Der Mensch bekam einen höheren Wert, sobald er durch sein bloßes Dasein in unmittelbare Beziehung zur höchsten Gewalt trat. Wie weit entfernt von persönlicher Untertänigkeit ist der militärische Gehorsam, dessen Vollziehung persönliche Tüchtigkeit erfordert und der im Bewußtsein der allgemeinen Regel gegründet ist.

Etwas näher müssen wir das Verhältnis des Adels betrachten, das sich in ganz Europa durch nichts so sehr wie durch die Einführung der stehenden Heere umgewandelt hat.

Der Unterschied ist, daß die ursprüngliche Verteilung von Grund und Boden auf den Waffendienst berechnet war, wie überall, so noch besonders hier in der alten Markgrafschaft, nunmehr aber der persönliche Dienst sich nicht mehr an den Grundbesitz oder das Lehen knüpfte, der allmählich aufgerichtete Staatshaushalt vielmehr, zu dem das ganze Land beitrug, die Mittel herbeischaffte, das allezeit schlagfertige Heer zu nähren und zu besolden.

Schon Friedrich I. klagt, daß seine Lehnsherrlichkeit, so glänzend sie sich ausnehme, ihm doch nicht den mindesten Vorteil bringe: die Lehnsgüter seien von allen anderen Lasten frei; die einzige, die ihnen obliege, die Stellung der Lehnspferde, werde durch die Veränderung des Kriegswesens unnütz gemacht. Man hat die Lehnspferde noch 1669, 1678, sogar 1701 zusammengefordert, allein mit geringem Erfolg; die Verwandlung des Dienstes in Geld zeigte sich schwierig und unergiebig; immer mit umfassenden Entwürfen beschäftigt, dachte schon Friedrich I., den Lehnsnexus gegen eine Geldzahlung aufzulösen. Sein Plan ist von den Geheimen Räten erwogen, aber nicht ausführbar gefunden worden. Hauptsächlich rührte dies wohl daher, daß Friedrich I., nach dem Sinne seiner Staatswirtschaft, eine große Reluition der Lehnsverpflichtung auf einmal vorzunehmen und dadurch einige Millionen zu gewinnen dachte, die er anderweit zu militärischen Zwecken verwenden wollte.

Unter Friedrich Wilhelm nahm man diesen Gedanken mit

größerem Nachdruck auf. Ein Mitglied des Geheimen Rates, von Katsch, früher Militärjustizbeamter, setzte nochmals auseinander, wie wenig Vorteil der Lehnsherr von den Lehen habe — denn selbst der Heimfall nütze ihm nichts, da er die Güter, und zwar oft nach sehr beschränkenden Landesgesetzen, wieder verleihen müsse —, und wie beschwerlich dennoch der Lehnsnexus den Besitzern falle. Man plage sich mit Sporteln, namentlich bei der Mutung; es sei ihnen unmöglich, die geringste Verfügung vorzunehmen, ohne einen Konsens, den sich die Lehnskanzlei teuer bezahlen lasse; Unmündige seien in unaufhörlicher Besorgnis, einen Fehler zu begehen und dafür gestraft zu werden: und welch ein Verlust sei der Heimfall für Frauen und Töchter, die aus ihren Sitzen verstoßen werden und sich nicht zu nähren wissen. Würde dies alles beseitigt und dem Besitzer dagegen freie Hand über die Güter gelassen, so werde man den Anbau derselben in wenig Jahren verbessert und ihre Preise steigen sehen; der innere Reichtum des Landes werde sich wesentlich vermehren.

Dem ausschließend auf das Nützliche gerichteten Sinne Friedrich Wilhelms widersprach es ohnehin, veraltete Rechte aufrechtzuerhalten, die sich nur drückend erwiesen. Was ihn aber für den Vorschlag gewann, war der Nachweis der Möglichkeit, den Lehngütern eine jährliche Zahlung aufzulegen, deren Gesamtbetrag ein gar nicht unbedeutender Zuschuß für seine Kriegskasse sein würde. Da zumal einige Edelleute, denen er das Vorhaben eröffnete, ihm beistimmten, so erklärte er sich sofort bereit, gegen Zahlung eines Kanon die sämtlichen Lehen zu allodifizieren; nicht allein sein Heimfallsrecht wollte er aufgeben, sondern den Vasallen die Befugnis erteilen, ihre Güter zu veräußern oder Geld darauf aufzunehmen nach ihrem Belieben.

Das war jedoch nicht seine Stellung im Lande, daß er eine so tief in die Privatrechte eingreifende Neuerung einfach hätte anbefehlen dürfen: er mußte mit ständischen Korporationen darüber unterhandeln, und nicht das Unmerkwürdigste an der Sache ist die Art und Weise, wie das geschah.

Noch im Jahre 1713 waren die Deputierten von Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft und Städten diesseits und jenseits der Oder und der Elbe zusammengetreten, und ihre Ansprüche erscheinen sogar bedeutend, wenn wir sehen, daß die an die alten Abschiede von 1572, 1602, 1611, 1614, 1615, und vor allem an den großen Rezeß von 1653 erinnern, und die Bestätigung der darin gewährleisteten Rechte beantragen.

Indessen ist es doch zu dieser Bestätigung nicht gekommen.

Friedrich Wilhelm erwiderte ihnen, er müsse sich erst unterrichten, inwiefern diese Rezesse auf die veränderten Umstände noch anwendbar seien: die Stände bekannten, obwohl in Ausdrücken, worin sie ihre Gerechtsame festzuhalten suchten, daß dies ein höchsterleuchtetes Dafürhalten sei; auf die Aufforderung, ihre Wünsche näher anzugeben, haben sie doch nur einige einzelne Punkte in bezug auf Lehen und geistliches Patronat zur Sprache gebracht: politischer Natur war ihr Begehren nicht. Auch konnte es das nicht sein, da der Hader zwischen Ritterschaft und Städten unaufhörlich fortdauerte und die beiden Teile sich auch nicht in der geringsten Sache vereinigen konnten. Viel zu stark war die Monarchie, als daß der Adel derselben in die allgemeine Regierung hätte einreden können: seine Wirksamkeit war auf den Kreis der ihm eigentümlich zustehenden Rechte beschränkt.

Auch bei dieser Lage der Ritterschaften aber mußte über das jetzige Vorhaben des Königs mit ihnen unterhandelt werden. Bei der ersten Kunde davon erhob sich die Besorgnis, als wolle er den althergebrachten Vorrang des Adels aufheben: denn wie solle bei freiem Verfügungsrechte das Ansehen der Familien sich erhalten; alle Ansprüche der zu gesamter Hand Belehnten würden vernichtet werden; es scheine, als wolle man den Adel zu einem kontribuablen Stande machen, ihn Bürgern und Bauern gleichstellen. Wäre die Ritterschaft sofort zusammenberufen, der Antrag ihr in seiner ersten schroffen Gestalt vorgelegt worden, so würde sie ihn unfehlbar verworfen haben.

Nun befolgte man aber damals noch die der Einfachheit und Vertraulichkeit der Verhältnisse entsprechende Methode, die Verhandlungen auf den Kreistagen der Ritterschaft beginnen zu lassen, wo es dann mehr zu Besprechungen als zu eigentlicher Debatte kam. Ungezwungene Rede und Widerrede konnten der Regierung zeigen, was sie auszuführen vermöge, und ihre Absichten modifizieren.

Von den damals gehaltenen Kreistagen war ohne Zweifel der havelländische der merkwürdigste. Der Urheber des Entwurfes, Katsch, übernahm dessen Leitung, und es gelang ihm, die Anwesenden von dem Vorteil zu überzeugen, der ihnen aus der Veränderung entspringen werde. Bei der ersten Zusammenkunft der Abgeordneten der Kreise in Berlin ließ es dann die Regierung, in deren Schoße ebenfalls mancherlei Einwürfe laut geworden, ihr vornehmstes Bestreben sein, die Standesbesorgnisse wegzuräumen, die sich ihr am meisten entgegenstellten. Der König erkannte die Ansprüche der Gesamthänder an, beschränkte die Erb-

folge der Töchter auf den Abgang der männlichen Linie, genehmigte die Beschränkungen, denen die Veräußerungen und Verschuldungen unterlagen, und ließ überhaupt alles fallen, was dem Stande als solchem nachteilig werden konnte. Was er aufgab, war hauptsächlich sein eigenes Anrecht: Lehnware, Konsensgebühr und Heimfall. Dafür und zur Erstattung des Roßdienstes, zu dem ja bei der Bewaffnung der Nachbarn die Ritterschaft jeden Augenblick sich bereitzuhalten rechtlich verpflichtet sei, forderte er einen jährlichen Kanon, den er anfangs auf 50, später auf 40 Taler für das Lehnpferd festsetzte. Katsch hatte im ersten Eifer 60 Taler für möglich gehalten.

Die Deputierten sind hierüber, um sich mit ihren Standesgenossen in den Kreisen zu besprechen, nach Hause gegangen und noch zweimal, im April und Juni 1717, in Berlin wieder zusammengetreten.

Im April zeigte sich eine entschiedene Mehrheit bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Die ersten, welche der Regierung entgegenkamen, waren die Mittelmärker; diesen gesellte sich der uckermärkische und, von dem altmärkischen, mit dem er sonst zu stimmen pflegte, sich absondernd, der priegnitzische Adel hinzu.

Eine Schwierigkeit machte noch der Betrag des Kanons; am 24. Juni ist er von den Deputierten der genannten drei Ritterschaften übernommen worden. Die Neumark schloß sich an, zumal da der König versprach, auf die Armen billige Rücksicht zu nehmen. Dagegen unterzeichnete auch er einen Revers, durch welchen die allgemeinen Prärogativen des Adels aufs neue bestätigt wurden; doch hat er sich dabei nichts abgewinnen lassen, was dem Begriffe seines Staates widersprochen hätte, und jede fremdartige Forderung ferngehalten. Er sagte, was er fallen lasse, bestehe in Nichtigkeiten, was er gewonnen, in Realitäten; möchte er alle Tage solch einen Tausch machen können.

Er berechnete, daß der Kanon, wenn derselbe auch hie und da ermäßigt werde, z. B. in Pommern auf 40 Gulden, doch von seinen Reichslanden allein zwischen sechzig- und achtzigtausend Taler ertragen werde, worauf er zwei neue Regimenter begründen könne, und nahm sich vor, die Allodifikation in dieser eigentümlichen Form allenthalben durchzuführen.

Zunächst in der Altmark, wo man sich nicht für verpflichtet hielt, die Mehrheit der kurmärkischen Stände als maßgebend anzuerkennen, fand er viele Schwierigkeit; die Einwendungen dieser Provinz erscheinen sogar oft in bitteren Ausdrücken. Der König ließ sie unbeantwortet, beharrte aber auf seinem Willen. Einige

ergebene Landräte erwarben sich das Verdienst, von Rittergut zu Rittergut zu reisen und die Widerstrebenden durch mündliche Vorstellungen zur Einwilligung zu bringen.

Berühren wir überhaupt mit einem Worte, in welcher Lage sich der König zu den Landeseingesessenen befand. Ich finde nicht, daß er den Adel herabgewürdigt habe; er wollte nur, wie er sich ausdrückt, ihm kein Kondominat zugestehen. In Preußen hatte er durch die Einführung des Generalhufenschosses, wogegen die Kontribution wegfiel, Ordnung und Gehorsam geschaffen. Die alte Macht der Landräte existierte nicht mehr; jede Hinneigung zu Polen, die alte Einmischung polnischer Magnaten, selbst bei der Huldigung, wurde sorgfältig vermieden. Der König findet die Preußen sehr brauchbar für die Armee, die Kollegien und Negoziationen. Doch gibt es noch mancherlei Widerstreben; man müsse, sagt er, ein wachsames Auge auf sie haben. Die Vasallen in Pommern bezeichnet er als „treu wie Gold; gute Behandlung dämpfe bei ihnen jede Widerrede". Auf die Klagen der Neumärker brauche man nicht viel Rücksicht zu nehmen; das sei ihre Landesgewohnheit; und, was sie vorbringen, meistens unbegründet; die Vasallen der Mittel- und Uckermark erklärt er für die getreuesten von allen; dagegen beklagt er sich über die Renitenz derer in der Altmark und in Magdeburg, die besonders auch bei der Allodifikation der Lehen hervortrat; auch mit den Halberstädtischen ist er wenig zufrieden. Niemals will er einen Edelmann aus diesen Provinzen mit einer Amtshauptmannschaft innerhalb derselben versehen, wie er ja auch bei der Besetzung der gerichtlichen Ämter in den Provinzen die Eingeborenen auszuschließen liebte; er wollte dieses Provinzialinteresse unter keiner Form dulden. Sollten die Landräte in der Altmark einer Ordre widerstreben, die in der Mittelmark angenommen ist, so ist sein Sinn, daß sie kassiert und an ihrer Stelle andere ernannt werden, ohne daß die Ritterschaft dabei gefragt wird.

An den Vasallen in den westlichen Provinzen tadelt er ihre Halsstarrigkeit, ihre Bequemlichkeit, ihren Mangel an Talent, wohl auch ihre Hinneigung zu Holland und zu dem Kaiser; aber er findet doch, daß sie sich meistens mit Güte regieren lassen.

Überall zeigen sich noch Spuren alter Berechtigungen; aber schon verschwinden sie dem Willen des Fürsten gegenüber. Eben auch bei der Allodifikation der Lehen zeigt sich das. Nachdem die Sache einmal in den Marken durchgegangen, folgten die anderen Provinzen allmählich nach.

Merkwürdig, daß sich einst der Reichshofrat der Widerstreben-

den angenommen hat: er behauptete, die Neuerung laufe der uralten Verfassung des Deutschen Reiches entgegen: der König antwortete, was er getan, gereiche zur Verbesserung seines Adels und geschehe mit dessen Beistimmung; hoffentlich werde ihm niemand wehren wollen, alte auf die jetzige Zeit nicht mehr passende Einrichtungen, wenn es ohne Beschwerung geschehen könne, zu verändern.

Allemal war ihm ein Werk von der größten Bedeutung gelungen, die Kräfte des Adels zu dem allgemeinen Zweck der Landesbewaffnung herbeizuziehen, ohne denselben doch zu vernichten.

Dabei waltete nun eine sehr bewußte Absicht vor. Bisher waren fremde Offiziere zu hohen Stellen in der Armee aufgestiegen; einheimische Offiziere dienten in fremden Armeen. Friedrich Wilhelm hielt notwendig, beides abzustellen. Denn wenn das eine stattfinde, sei das andere nicht zu vermeiden; die Edelleute würden fremde Dienste suchen und dann den König nur obenhin respektieren; aber man müsse sie dazu anleiten, keinen anderen Herrn zu erkennen als den König; dann werde sich eine Armee aus Einheimischen bilden, wie sie kein Fürst der Welt habe; der König von Preußen werde ruhiger in seinem Lande und formidabler in der Welt werden. In der Organisation der Armee liegt dergestalt ein wichtiges Moment selbst für die innere Entwicklung des Staates. Friedrich Wilhelm I. sah darin das wichtigste seiner Institute. Er erinnert seinen Nachfolger: wenn er einmal sterbe, alle übrigen Zahlungen hintanzuhalten, nur nicht die für die Armee; er beschwört ihn, an deren Besoldung und Verpflegung nichts zu verkürzen; tue er es doch, so gibt er ihm seinen Fluch; leistet er aber Gehorsam, seinen väterlichen Segen.

König Friedrich Wilhelm I.
Gemälde von Antoine Pesne.
Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Zweites Kapitel.

Innere Verwaltung.

Wenn es unleugbar ist, daß die gesamte Administration den Zweck hatte, die Armee zu erhalten und zu vermehren: so wäre derselbe doch nicht durch einseitig drückendes Gebot zu erreichen gewesen. Die Verwaltung Friedrich Wilhelms charakterisiert es, daß sie zugleich die natürlichen Hilfsquellen des Landes erschloß und seine Ertragsfähigkeit hob. Dabei eröffnete sich ihm ein weites Feld für sein eigentümliches Talent und eine dem Bedürfnis entsprechende Tätigkeit. Bei seines Vaters Tode, sagt er einmal, habe er nicht allein die Armee in ungenügendem Stande gefunden, sondern auch die Domänen verpfändet und zum Teil in Erbpacht ausgetan; die Finanzen einem Bankerott nahe; in allen Dingen eine unbeschreibliche Unordnung; überdies das Land Preußen durch eine verderbliche Seuche herabgebracht. Alledem abzuhelfen, und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit, erklärt er für sein Meisterstück.

Die Grundlage von allem war die landwirtschaftliche Einrichtung, namentlich der Domänen.

Wir berührten schon, welchen Anteil er an dem Falle des Erbpachtsystems hatte; er hielt es für eine seiner dringendsten Angelegenheiten, die bei seiner Thronbesteigung noch in den Händen der Erbpächter befindlichen Domänen sich wieder zuzueignen; das Erbstandsgeld, das sie gezahlt, ließ er ihnen zurückgeben, aber sofort mit Sack und Pack sollen sie die Güter räumen, welche sein, des Königs, seien, deren Besitz ihm von Gott und Rechts wegen zugehöre. Die Gefahr dieses Versuches diente ihm zum Anlaß, eine alte Satzung des Hauses, nach welcher die von den Vorfahren angeerbten Lande nicht veräußert werden durften, in den stärksten Ausdrücken zu erneuern und auf alle die Güter und Einkünfte auszudehnen, die seitdem erworben seien oder noch erworben werden dürften. Der König führte überall die Zeitpacht zurück und genoß das Vergnügen, seine Einkünfte dabei sich noch mehren zu sehen. Man hatte nun erst das Verhältnis der Aussaat

zu dem Ertrag nach der Verschiedenheit des Bodens berechnen gelernt und durch die Erfahrung gesehen, was der Acker zu tragen fähig sei. Die Erbpächter, die nun wieder auf Zeit pachteten, trieben einander in die Höhe; aus den königlichen Ämtern soll dabei gegen ein Dritteil mehr aufgekommen sein als früher; daß die Pächter sich anstrengen mußten, um zu bestehen, beförderte hinwieder die bessere Bewirtschaftung überhaupt. Die Pacht war immer auf sechs Jahre bestimmt, und der König ordnete die strengste Aufsicht bei der Erneuerung derselben an. Der Präsident der Provinzialkammer, unter welchem die Ämter stehen, soll sie bereisen, sowie der Schnee schmilzt, nachsehen, ob die Zahl und Beschaffenheit der Äcker mit dem Anschlag übereinkommt, diese nötigenfalls wieder ausmessen lassen und sich in Person eine so genaue Kenntnis verschaffen, daß er weder von den Pächtern noch etwa von seinen Räten betrogen werden kann. Für jede Verbesserung sollen Voranschläge gemacht und diese alsdann um keines Hellers Wert überschritten werden; der Pächter, der durch seine Kaution gebunden ist, soll niemals Zahlungsfrist erhalten. Die Hofkammer, die an der Erbpachtssache so vielen Anteil genommen, ward aufgelöst und eine allgemeine Direktion der Domänen eingerichtet, unter welcher sämtliche Amtskammern standen. Eine andere Art von Aufsicht, die alle Behörden durchsetzte und in einer mehr durch Furcht als durch Hoffnung angeregten Spannung hielt, führte der König selbst; für den Betrieb der Landwirtschaft hatte er nicht weniger Gaben als für den militärischen Dienst und sich ebensoviel besondere Kenntnis davon erworben.

Man hat damals gesagt, was man von Friedrich Wilhelm I. nicht erwarten sollte, eine Stelle aus einem alten griechischen Klassiker habe in dieser Beziehung einst in seiner Jugend großen Eindruck auf ihn gemacht, ein Kapitel Xenophons, worin es von dem persischen Könige heißt, er bekümmere sich ebensoviel um den Landbau wie um den Krieg, bereise die verschiedenen Landschaften seines Reiches oder lasse sie besuchen; nach dem Zustand, worin er sie finde, messe er Belohnung und Strafen ab. So lebte und webte auch er in dieser doppelten Richtung der Tätigkeit.

Alle Jahre finden wir ihn von einer Provinz zur anderen reisen. Was ihn dabei am meisten beschäftigt, ist die Verbesserung der Domänen, mit der er systematisch vorgeht, nicht in allen Provinzen zugleich, sondern in einer nach der anderen.

Er hat dabei, wie seine Aufzeichnungen zeigen, auch allent-

halben die lokalen Interessen im Auge; in den östlichen Provinzen den Mangel an kleinen Städten, in Brandenburg die Regulierung des Forstwesens, namentlich den Verkauf des Holzes an die Holländer und Hamburger, um nicht etwa durch die Beamten selbst übervorteilt zu werden; im Magdeburgischen den Vertrieb des Salzes, die Erhöhung der Rente von den Kohlenbergwerken.

Man sieht überall den sorgsamen und gebieterischen Hausherrn, der seine Erträge erhöhen will, ohne jedoch, wie er versichert, die Untertanen zu drücken, die er vielmehr in besseren Stand zu bringen sucht.

Dem Sinne Friedrich Wilhelms widersprach die Naturallieferung, wie sie noch für die Kavallerie bestand; indem er die Reiterei in die Städte verlegte, verwandelte er die bisherige Verpflegung in eine Geldzahlung, die zugleich mit der Kontribution erhoben wurde.

Diese trug er Sorge, möglichst zu vereinfachen. Er schaffte alle jene auf einen bestimmten Zweck gerichtete Abgaben — für die Legationen oder den Schloßbau, wie man sie in Pommern hatte, Fortifikationssteuern, Justizsalariengelder, Marsch- und Fuhr- und Zuschußgelder, Kreisexpensen — ab und nahm hauptsächlich die Ertragsfähigkeit des Bodens zur Norm einer alle Einzelheiten ausschließenden Auflage. Es war eine der vornehmsten Tätigkeiten seiner früheren Jahre, Grund und Boden nach seiner Beschaffenheit in Klassen zu bringen und den Beitrag eines jeden diesen Klassen gemäß bestimmen zu lassen. Unabänderliche Festsetzung der Leistung schien ihm so notwendig für die Verwaltung der Kassen und die Ordnung des Staates wie für die einzelnen und deren Haushalt.

Er lebte noch in dem patriarchalischen Bestreben, keine Armen in seinem Lande zu haben. Den größten Wert legte er auf die Förderung der Manufaktur.

Die allgemeine Überzeugung in Deutschland, gegen Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ging dahin, daß die tief herabgekommene deutsche Industrie ohne strenge Maßregeln vollends zugrunde gehen müsse. In den gelesensten Schriften klagt man, daß das Übergewicht der französischen Manufaktur der deutschen Nation die innerste Kraft des Lebens, d. h. die der Hervorbringung, entziehe, das Blut aus ihren Adern sauge. Man hat einmal zu dem heroischen Mittel geraten, da keine Konkurrenz mit dem Auslande möglich sei, nur geradezu mit dem Verbote zu beginnen und dann erst die Gründung der

eigenen Industrie folgen zu lassen: denn wo keine Strenge, da sei auch kein Leben.

In der Mark Brandenburg sah man nun die traurigsten Beweise des Verfalles vor Augen. Die Tuche der Priegnitz und der Altmark, die bisher in Hamburg gefärbt und dann nach dem Norden verführt worden, ein nicht unbedeutender Erwerbszweig für Brandenburg, fanden dort keinen Absatz mehr, weil sie den gestiegenen Ansprüchen nicht mehr genügten. Wie sollten sie die englische Konkurrenz auf den fremden Märkten aushalten, da sie ihr auf den einheimischen unterlagen?

Von hohem Werte in dieser Hinsicht war die Einwanderung der französischen Flüchtlinge. Was bisher aus England oder aus Frankreich mit großen Kosten bezogen worden, wurde nun in dem eigenen Lande hervorgebracht, sogar mit dem Erfolg, daß es wieder ausgeführt wurde.

Friedrich Wilhelm war unendlich glücklich, daß das Geld im Lande bleibe; er sah die Manufakturen nach dem Ausdruck des Pater Vota wie ein ergiebiges Bergwerk an.

Sehr wahr, daß die Theorie, der er folgte, mit einer Überschätzung des baren Geldes zusammenhing; allein abgesehen hiervon, war es doch von der dringendsten Notwendigkeit, den gewerbetreibenden Teil der Bevölkerung dem Verderben zu entreißen, in den ersten Bedürfnissen des Lebens nicht ganz von dem Ausland abhängig zu werden. Wer wollte es tadeln, daß man der fremden Arbeit eigenen Fleiß entgegensetzte und das Unentbehrliche selbst hervorzubringen suchte. Die deutsche Nation durfte die gewerbliche Tätigkeit nicht aufgeben, welche in früheren Jahrhunderten einen so wichtigen Bestandteil des städtischen Lebens ausgemacht hatte.

An seiner Stelle fand nun König Friedrich Wilhelm in dem Bedürfnis der Armee ein Mittel, die Manufaktur zu heben, indem er ihr eine umfassende Beschäftigung anwies. Er wollte, daß die Bekleidung der Armee ganz durch einheimischen Stoff beschafft würde. Einer der früheren Minister, der bei dem neuen König übrigens wenig in Gunst stand, erwarb sich doch das Verdienst, den Gedanken ausführbar zu machen. Noch war die einheimische Manufaktur in allem, was zur Bekleidung der Soldaten gehörte, gerade in diesem Punkt sehr mangelhaft; es war schon ein Gewinn, daß nur zuerst die Arbeit der Weber zum Verbrauch benutzt ward. Bald aber sah man doch, daß dies nicht zum Ziele führte: die Arbeit war schlecht, der Preis viel zu hoch dafür, und man fand nötig, noch stärker in das Gewerbe einzugreifen. Jener

Minister, der Generalempfänger Kraut, zog geschicktere Arbeiter heran und wußte den Preis der Wolle mit dem Gelde, das man aufzuwenden hatte, in Verhältnis zu bringen. Nach einiger Zeit gelang es, zugleich feine und wohlfeile Tuche zu erzielen, welche nicht nur die ausländischen verdrängten, sondern auch selber Eingang in fremde Länder fanden; bald zeigte sich mehr ein Mangel als ein Überfluß an Wolle; das Lagerhaus, so nannte man das Institut, beschäftigte Tausende von fleißigen Händen in Berlin und im ganzen Lande.

Friedrich Wilhelm hielt darüber, daß der Soldat allezeit in sauberer Kleidung einherging, ein jeder immer mit zwei Monturen versehen war. Bald aber legte er auch der Ritterschaft und den Untertanen als eine Pflicht auf, seinem und seiner Armee Beispiel hierin zu folgen, sich sowohl zu ihrer Bekleidung wie zu jedem anderen Behuf nur einheimischer Wollwaren zu bedienen. Und nicht allein die fremden Produkte aus diesem Stoffe verbot er, sondern auch die baumwollenen, denen das Land nichts Gleiches entgegenzusetzen hatte. Im November 1721 hat er verfügt, daß binnen acht Monaten niemand, weder von männlichem noch von weiblichem Geschlecht, von hohem oder niederem Stande, auf dem Lande oder in Städten, denn so pflegen seine Edikte die verschiedenen Kategorien der Beteiligten aufzuzählen, feine oder grobe Kattune tragen solle, bei einhundert Reichstaler fiskalischer Strafe. Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und sieben Jahre darauf versichert man uns, daß niemand mehr an die fremden Waren denke; überall seien sie durch wollene Landzeuge und Linnengewebe ersetzt. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn die Ausfuhr der Wolle, wobei dem einheimischen Gewerbe nur der schlechteste Teil übrigblieb, fortgedauert hätte; die sogenannte Wollpragmatika des Königs und viele erläuternde Edikte verbieten sie auf das strengste, suchen sie unmöglich zu machen. Man traf Einrichtungen, um den Verkauf der gefallenen Wolle bei der Akzise zu kontrollieren. Es konnte nicht an lebhaften Beschwerden fehlen: der König erwiderte: in Staatsangelegenheiten gehe das Heil des Ganzen dem Nutzen des einzelnen allemal vor.

Um aber nicht nach so viel empfindlichen Beschränkungen am Ende doch mit schlechter Arbeit heimgesucht zu werden, ordnete er eine scharfe Aufsicht über die Gewerbe an. Den Tuchmachern ward vorgeschrieben, wie die Wolle zu säubern, nach ihrer Beschaffenheit zu sondern, geschmeidig zu machen, zu kämmen sei, wieviel Stein zu jeder Art von Zeug verwandt werden müsse; nicht

anders, als wie einst Colbert den französischen Gewerken die ausführlichsten technischen Vorschriften gab; auch die preußischen Schaumeister schwuren, die Tücher, wenn sie vom Wirkstuhl aus der Walke und aus der Färbe kommen, genau zu prüfen, die vorkommenden Mängel zu gebührender Bestrafung anzuzeigen. Dem Gildebrief der Garnweber ward eine Tabelle beigegeben, aus der ein jeder sehen könne, wieviel Ellen Linnen er von seinem Garn zu fordern habe. In den Jahren 1734—1736 erhielten 63 Gewerke neue Gildenbriefe, um allen eingerissenen Mißbräuchen zu steuern und jedem sein besonderes Gebiet anzuweisen. Auch die fünf Handwerke, die man auf dem Lande duldete, wurden durch beschränkende Gesetze an die städtischen Innungen gebunden. In den Städten aber untersuchte man nach der Zahl der Einwohner und der Summe des Verbrauchs, wieviel Handwerker etwa in dem einen oder dem anderen Zweige noch fehlen und daselbst ihre Nahrung finden möchten. Ausländern, welche sich dazu melden würden, bot man nicht unansehnliche Begünstigungen dar; Einheimische ließ man nur dann zu, wenn sie nachwiesen, daß sie in dem Ort ihres Aufenthalts nicht zu bestehen vermöchten. Man organisierte gleichsam die Arbeit vom monarchischen Standpunkt.

Und kein Zweifel, daß diese Bemühungen im allgemeinen einen erfreulichen Erfolg hatten. Das Gewerbe selbst konnte in kurzem die Konkurrenz der Nachbarn aushalten: die blauen Tuche von Berlin erwarben sich einen gewissen Ruf in Europa.

Ein wichtigerer Vorteil ist es, daß die städtische Bevölkerung in der Mark wieder an Bestand gewann. Nach den vorliegenden, freilich unvollständigen Listen kann man sie in den Jahren 1713 und 1714 wohl nicht höher als 100 000 anschlagen, wovon gegen die Hälfte auf Berlin kommen; im Jahre 1723, von dem wir genau unterrichtet sind, zählte man in den märkischen Städten 137 945, im Jahre 1738 206 520 Einwohner. Die Bevölkerung war in diesen späteren Jahren um ein Dritteil, in der ganzen Regierungszeit wahrscheinlich um die Hälfte gestiegen. In der Hauptstadt wuchs die Einwohnerzahl auf achtzigtausend an, ungerechnet die Garnison, welche 16 000 Mann betrug. Es leuchtet ein, daß der gewerbetreibende Stand hierdurch eigentlich aufs neue begründet worden ist.

Von der Armee darf man wohl sagen, daß ihr Bestehen diesen allmählichen Fortgang nicht nur nicht behindert, sondern gefördert hat. Ohne die Garnisonen wäre an den Ertrag der Verbrauchssteuer, auf dem das ganze Finanzsystem beruhte, nicht zu denken gewesen.

Friedrich Wilhelm ließ dieselbe in der Hauptsache, wie er sie fand, erhöhte aber den Steuersatz der ausländischen Waren zum Besten der inländischen Fabrikate. Er war hierzulande der erste, der Schutzzoll und Akzise in die enge Verbindung brachte, in welcher sie hernach geblieben sind. Er bekannte sich zu dem Grundsatz, das eben sei der Stein der Weisen, daß man das Geld im eigenen Lande zurückhalte.

Ebensowenig würden ohne den durch die Armee gesteigerten Verbrauch von Lebensmitteln die Bauern ihre Kontribution haben bezahlen können.

Der König selbst bemerkt einmal, daß, wenn die Armee außer Landes gehe, das Gewerbe und die Erträge der Städte merklich verlieren würden. Die Akzise würde einen großen Verlust erleiden, die Preise der Dinge würden heruntergehen, die Ämter würden ihren Pacht nicht mehr liefern, alles in Verfall geraten.

Nur mit Unrecht hätte sich der Adel über die Beschränkungen beklagt, die ihm auferlegt wurden. Der steigende Verbrauch, der sonst nicht möglich gewesen wäre, kam doch wieder dem Landbau zustatten. Was man gesagt hat, daß kein Morgen Landes in England sei, der nicht aus dem Anwachs von London Vorteil ziehe, fand, wenngleich in geringerem Maßstab, auch hier Anwendung. Zunächst Mittel- und Uckermark mußten durch die Nähe von Berlin gewinnen: die Uckermark wird als die Kornkammer der Hauptstadt bezeichnet. Aber auch die anderen Provinzen jenseits der Oder und der Elbe fingen an, den Überschuß ihres Getreides daselbst abzusetzen. Was man bei dem Wollhandel verlor, ersetzte man durch den Verkauf des Getreides wieder. Niemals hätte der König geduldet, daß dies zu tief im Preise gefallen wäre.

Ich hoffe, daß ein der Sache Kundigerer auch diesem Zweige der Staatswirtschaft Friedrich Wilhelms einmal eingehende Aufmerksamkeit widmen wird, doch sei mir erlaubt, dieses eine Beispiel derselben noch zu berühren. Das Getreide durfte nie unter einen gewissen Marktpreis sinken. Wie oft hätte man in Königsberg oder in Tilsit, bei freier Zufuhr aus Polen, um ein Achtteil oder ein Sechsteil eines Talers kaufen können, wofür man jetzt wenigstens ein Vierteil bezahlen mußte. Der nächste Grund war, daß der König selbst seine Pächter nicht in den Fall kommen lassen wollte, zahlungsunfähig zu werden; aber die Anordnung kam allen Gutsbesitzern zustatten. Für die Städte und die Miliz ward man dadurch besorgt, daß man den Preis auch wieder nicht allzu hoch steigen ließ. In Zeiten von Mißwachs und Teuerung

öffneten sich die königlichen Magazine, die in wohlfeilen Jahren gefüllt worden waren, und nicht selten erwies sich diese Fürsorge überaus segensreich. Im Jahre 1736 z. B., wo man in der Nachbarschaft, in Polen und Schlesien, das ganze Unheil einer Hungersnot aushalten mußte, empfanden die brandenburgischen Lande kein besonderes Ungemach. Der Bauer ward mit Korn zur Aussaat unterstützt, das er nach eingebrachter Ernte zurückerstattete.

Das wohlgeordnete Staatswesen sollte sich über die Zufälligkeit der Anwendung menschlicher Kräfte und die Schwankungen der Natur erheben.

Man hat es als den vornehmsten Grund betrachtet, warum die Alten sich so wenig wissenschaftlich mit finanziellen Fragen beschäftigt haben, daß es dabei darauf ankomme, aus immer ungleichen Einkünften die immer ungleichen Bedürfnisse zu bestreiten; hier war vielmehr der Sinn, beide fortwährend gleich zu halten und in gleichem Verhältnis miteinander zu entwickeln.

Friedrich Wilhelm stiftete in dem Generaldirektorium eine Behörde, die vor allem auf die Erreichung dieses Zweckes hinarbeiten sollte.

Man weiß, daß die nächste Veranlassung zur Gründung derselben in den Zwistigkeiten lag, die zwischen dem Kriegskommissariat, welches die Kriegsgefälle in den Städten und auf dem Lande, Akzise und Kontribution verwaltete, und dem Finanzdirektorium, das die Bewirtschaftung der Domänen leitete, ausbrachen. Ihre Befugnisse, aus verschiedenem Ursprunge herrührend, stießen nicht selten gegeneinander. In dem einen erschien der Fürst als großer Landbesitzer, seinem Adel gleichartig, in dem anderen als allgemeiner Kriegsherr; es kam vor, daß die Domänenkammern den Pächtern Zugeständnisse machten, die den Anordnungen des Kommissariats widersprachen, und Klagen gegen dasselbe, welche die Stände erhoben, in aller Form mitunterzeichneten. Durch den allgemeinen Wetteifer im Dienst, den der Ernst und die Wachsamkeit des Königs erweckt hatte, ward das Übel erst recht zutage gebracht.

Hierauf beschloß Friedrich Wilhelm die beiden Behörden zu vereinigen. Wie es scheint, ist dieser Gedanke zuerst im Gespräch von Leopold von Dessau geäußert worden; der König machte ihn ganz zu dem seinen und warf sich mit aller Energie des Geistes darauf, ihn auszuarbeiten und durchzuführen. Es verdient wohl berichtet zu werden, wie er dabei verfuhr.

Bei einem einsamen Aufenthalt in Schönebeck im Dezember 1722 setzte Friedrich Wilhelm den Entwurf einer Instruktion,

in aller Ausführlichkeit, mit eigener Hand auf. Sein Ehrgeiz war dabei, daß niemand etwas Wesentliches daran auszusetzen finden sollte. Das Schriftwerk ist, wie billig, aufbewahrt worden: es enthält die ganze Grundlage der später so bedeutend gewordenen Instruktion des Generaldirektoriums.

Um sie in eine mitteilbare Form zu bringen, beschied der König, als er nach Potsdam zurückgekehrt war, den Kabinettssekretär Thulemeier zu sich. In sehr hausväterlicher Weise lud er ihn ein, des anderen Tages zu ihm zu kommen, es war eines Sonntags, nachmittags um zwei Uhr, versehen mit Schreibmaterialien, gutem starken Papier „und schwarzem silbermelierten Heftfaden", und sich so einzurichten, daß er ein paar Tage bleiben könne. Hier ward nun der Inhalt nochmals erwogen und möglichste Sorgfalt angewendet, alles in ordentlichen, präzisen, keinem Mißverständnis Raum lassenden Ausdrücken abzufassen. Es dauerte bei den mancherlei Unterbrechungen, die in Potsdam unvermeidlich waren, bis zum 14. Januar, ehe man damit fertig wurde. Einige Abschriften waren noch zu machen; dann, unverweilt, schritt man dazu, die Sache ins Leben zu führen.

Am 19. Januar 1723 wurden die Mitglieder der beiden Kollegien, des Generalkommissariats und des Finanzdirektoriums, die noch keine Ahnung von der ihnen bevorstehenden Veränderung hatten, nach einem Zimmer des Schlosses zusammenbeschieden. Ilgen, der, wie wir sehen, in den inneren Angelegenheiten so tätig war wie in den äußeren, las den Versammelten ein Schreiben vor, worin der König ihnen seine Absicht kundtat, nicht ohne dem allgemeinen Tadel auch manchen sehr persönlichen beizumischen. Das Provinzialkommissariat der Kurmark, das bisher mit dem allgemeinen vereinigt gewesen, ward von demselben abgesondert, und unverzüglich entfernten sich die dazu bestimmten Mitglieder. Die Zurückbleibenden führte Ilgen in das neue für das Generaldirektorium eingerichtete Lokal, wies einem jeden seinen Platz an, verlas, neben dem Bildnis des Königs stehend, die Instruktion, übergab jedem der dafür ernannten Minister eine Abschrift davon und legte eine andere auf den Tisch. Hierauf begaben sich zuerst die Minister, dann die Räte in das Audienzzimmer, wo der König ihrer wartete, und leisteten einen neuen Eid in seine Hände. Sie geloben darin, Sr. Majestät Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und die Konservation seiner Untertanen nach allen ihren Kräften zu befördern.

Es ist das keine leere Phrase, sondern der Sinn und Zweck der ganzen Verwaltung.

Die Minister werden dafür verantwortlich gemacht, daß alles einkomme, was in den Etats angegeben ist; den Pächtern kann nach verflossenem Vierteljahr allenfalls eine Zahlungsfrist von zehn Tagen gestattet werden, aber keine Stunde mehr; Kontribution und Akzise müssen auf das prompteste eingehen, damit am Ende jeden Monats pünktlich die Regimenter ihre Assignationen erhalten. Aber dabei soll keine Anlage gemacht werden, bei welcher der Untertan nicht bestehen könnte: in der Kontribution soll man die genaueste Gleichheit beobachten, die Akzise soll die königlichen Wagen so gut untersuchen wie jeden anderen: das vornehmste Bestreben soll darauf gerichtet sein, dem Landmann aufzuhelfen, die Städte in blühenden Stand zu bringen.

Die Instruktion für das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektorium — denn diesen Titel führte die kombinierte Behörde — besteht aus 34 Artikeln, wovon manche 20, 30 Paragraphen haben; kein Auszug könnte seinen Inhalt vergegenwärtigen, Herausheben einzelner Stellen dürfte vielmehr einen falschen Eindruck machen. Es sei genug, die allgemeine Tendenz zu bemerken.

Die Hauptabsicht ging, wie berührt, auf die Herstellung einer größeren Einheit.

Auch in den Provinzen wurden Kammern und Kommissariat verbunden. Für diese gab der König nach, daß der eine Beamte sich mehr dem einen, der andere sich mehr dem anderen Zweige widmen möge; doch fordert er die genaueste Kenntnis derselben. Der Rat z. B., dem die Städte obliegen, soll deren Zustand in bezug auf Handel und Wandel, Armut und Nahrung, Bürger und Einwohner so genau kennen wie ein Kapitän den Zustand seiner Kompanie. Dagegen sollen die Mitglieder der höchsten Behörden mit beiden Zweigen vertraut sein, ebensowohl der Landwirtschaft wie dem Städtewesen. Hier waren immer mehrere Provinzen in eine Abteilung unter einem Minister vereinigt; die östlichen übernahm Grumbkow, die mittleren Kraut, die westlichen Kreuz und Görne; doch war für jede Abteilung ein besonderer Tag zum Vortrag bestimmt, dem dann auch die Minister der anderen beiwohnten; für die Beschlüsse, die gefaßt wurden, waren sie insgesamt verantwortlich. Der König behielt sich das allgemeine Präsidium vor. Wie der Gedanke in seinem Kopfe seine Gestalt empfangen, so zeigte er sich unermüdlich tätig, ihn fruchtbar zu machen, überzeugt, daß er dadurch die Wohlfahrt

des Landes und die Macht seiner Krone auf sicherem Grunde befestige.

Später konnten Zeiten eintreten, wo eine Einrichtung dieser Art nicht mehr zureichte: damals aber bot sie einen großen Fortschritt dar. Man erhob sich über das einseitige Verfolgen partikularer Bestrebungen in dem Mittelpunkte des Staates zu einer Anschauung der allgemeinen Bedürfnisse und der Mittel, sie zu erledigen. Die Idee der Gesamtheit bekam eine Art von Repräsentation. Bei den staatswirtschaftlichen Versuchen seit Colbert ist es vielleicht überhaupt das Wichtigste, daß die Auflage, nach dem Sinne des Wortes eine einseitig gebotene Last, wofür sie auch manche anzusehen fortfuhren, mit dem politischen Gedanken und dem allgemeinen Fortschritt unmittelbar in Verbindung trat.

In Preußen war es nun erst möglich, den Staatshaushalt systematisch zu ordnen.

Schon war der Versuch einer Rechenkammer gemacht, die aber aus zwei Kollegien bestand, das eine für die Domänen, das andere für die Kriegsgefälle: diese wurden jetzt ebenfalls vereinigt und dem Generaldirektorium beigegeben. Bei der Abnahme der Provinzialhauptrechnungen sollte jedesmal ein Mitglied desjenigen Departements, zu dem die Rechnung legende Provinz gehörte, auf die Oberrechenkammer gehen, daselbst den Vorsitz führen und die gemachten Bemerkungen alsdann bei dem Direktorium vortragen. Die Rechnungen der Generalkasse sollte die Rechenkammer zwar prüfen, aber das Direktorium allein abnehmen.

Die Zusammenstellung dieser Generalkassenrechnungen in genügender Form hatte nun aber eine nicht geringe Schwierigkeit. Die erste dieser Art ward im September 1724 zustande gebracht: „Ein importantes Werk", wie es in dem Berichte heißt, „zu welchem etliche tausend Stück Quittungen und Belege mit unbeschreiblicher Mühe aus allen Provinzen eingezogen werden müssen und zu der man ein ganzes Ries Papier verschrieben habe."

Die Rechnungen reichten immer vom 1. Juni bis 31. Mai, und wenigstens die Summen der Beträge, wobei aber die beiden Kassen ferner geschieden blieben, finden sich seitdem in den Akten des Generaldirektoriums verzeichnet.

Wenn man sie zuerst ansieht, so könnte es scheinen, als wären die gesamten Einkünfte viel höher gestiegen, als man bisher, aus allerdings unzureichender Wissenschaft, angenommen hatte.

Im Jahre 1724 schließt die Generaldomänenkasse ab mit nahe

an drei Millionen, im Jahre 1726 mit mehr als viertehalb, 1727 mit etwas über vier Millionen: die Generalkriegskasse in dem ersten der genannten Jahre mit 3 800 000, dem zweiten über 4 200 000, dem dritten 4 600 000 Taler, und man sollte glauben, daß nun die Gesamteinnahme mehr als neuntehalb Millionen des Jahres betragen habe; — allein dem ist doch nicht so. Die Domänenkasse hatte außer einem eisernen Bestand von 150 000 Taler auch noch einen veränderlichen, der sich aus den von den letzten Jahren noch einzuziehenden Resten und den für einzelne Zweige gemachten Vorschüssen zusammensetzte und unter der Einnahme berechnet wurde; im Jahre 1726 beträgt er mehr als 800 000 Taler, in anderen weniger, doch immer genug, um einen bedeutenden Abzug von der Einnahme zu bilden. Auch bei der Kriegskasse findet sich ein Bestand, wiewohl um vieles geringer, im Jahre 1726 von etwas über 60 000, im Jahre 1727 von ungefähr 140 000 Taler und ferner allmählich anwachsend; hauptsächlich aber empfing die Kriegskasse einen sehr ansehnlichen Zuschuß aus der Domänenverwaltung, der bei ihrer Einnahme verrechnet wird; in den Jahren 1726/27 macht er bei achtehalbhunderttausend Taler aus. Zieht man diese Posten ab, so erhebt sich die Gesamtsumme von beiderlei Einkünften doch nicht über sieben Millionen Taler.

Wäre die staatswirtschaftliche Grundlage, auf welcher diese Einnahmen beruhen, nicht zureichend gewesen, so würde man sie bald nicht mehr haben einbringen können; in der Tat aber finden wir sie in fortwährendem Anwachsen begriffen.

In der Kurmark stiegen z. B. die Kriegsgefälle, welche 1728 sich auf 669 544 Taler belaufen, 1737 auf 771 545, also um etwas über 100 000 Taler. Fragen wir näher nach, worauf dies beruht, so war es nicht die Kontribution, welche auf immer festgesetzt blieb, noch auch Lizent oder Kriegsmetze, welche letztere kaum um 1000 Taler zunahm; die ganze Erhöhung beruht auf der Berliner Ziese, welche um 15 000 Taler, und hauptsächlich der Akzise selbst, die von 365 000 auf 450 000 Taler gestiegen ist. Das Ansteigen der Verbrauchssteuer beruht auf dem Fortgang der städtischen Bevölkerung und des städtischen Lebens.

Ebenso war es im allgemeinen in Preußen. Die Erträge der Akzise und der Tranksteuer schwankten nach dem Ergebnis der Ernte, dem besseren oder schlechteren Einschnitt; doch waren sie im Steigen begriffen. Im Jahre 1727 trug in den kleinen Städten die Akzise 78 000, die Tranksteuer 22 000 Taler; im Jahre 1733 jene 105 000, diese 42 000. In Königsberg trug die Akzise im Jahre 1728 wenig über 100 000 Taler, im Jahre 1736, welches

freilich wegen der Anwesenheit des Königs Stanislaus und seiner Polen besonders ergiebig ausgefallen, 140 000, aber auch in den übrigen immer ungefähr 130 000 Taler.

So stieg der Akziseüberschuß in Halberstadt von 8400 auf 18 000 Taler; in Kleve von 28 000 auf 40 000 Taler.

Dadurch wurde es möglich, daß die Ausgabe der Kriegskasse schon im Jahre 1726 um eine halbe Million erhöht wurde, von 3 700 000 auf 4 200 000, und sich alsdann nicht allein auf diesem Fuße hielt, sondern im Laufe der Regierung noch um eine halbe Million — ungefähr das Mehr des allgemeinen Einkommens —, auf 4 700 000 Taler anwuchs.

Doch ward nicht dieser ganze Betrag auf die Regimenter allein gewendet; ein nicht geringer Teil davon ward für den Festungsbau, besonders in Magdeburg und in Stettin, in Anspruch genommen; eine Rechnung liegt vor, nach welcher der Bau der Festungen in regelmäßiger und außerordentlicher Aufwendung vom 1. Juni 1713 bis 1. September 1732 über drittehalb Millionen (2 518 919) Taler gekostet hat.

Überdies aber war die ganze Ökonomie des Staatshaushalts so eingerichtet, daß zu außerordentlichen Ausgaben immer Rat wurde.

In den ersten Jahren war die Schuld Friedrichs I. zu tilgen, der pommersche Krieg zu führen; dann wurden große Güter gekauft, in zwei Jahren, 1717—1718, allein für 600 000 Taler; vom Juni 1720 bis Januar 1721 war man imstande, die zwei Millionen abzuführen, die zur Besitznahme von Pommern erfordert wurden; indessen war schon das große Werk der Herstellung von Preußen begonnen. Hier hatte die Pest mehr als ein Dritteil der Einwohner hingerafft; am meisten hatte sie in Litauen gewütet, wo ihr volle Dreivierteile der ohnehin nur spärlichen Bevölkerung erlegen waren; weit und breit überwuchsen die Ländereien mit Gesträuch und Unkraut. Dem entgegenzutreten, hielt nun der König für eine seiner dringendsten Pflichten; in den Jahren 1721, 1724, 1726, 1728, 1731, 1736 ist er selber in Preußen gewesen; er hat die Pläne entworfen und ihre Ausführung überwacht; Litauen mußte gleichsam neu kolonisiert werden. Im Jahre 1722 langten, wie in dem dreizehnten Jahrhundert, Schwaben, Franken, Niedersachsen in guter Anzahl an; der König ließ sie auf seine Kosten von Halberstadt nach Stettin, von da zu Schiffe nach Königsberg bringen; schon waren die Häuser erbaut, in die sie eingewiesen werden sollten; sie empfingen die Ackergeräte, wo denn der halberstädtische Pflug den einheimischen

verdrängte: die Anzahl dieser Kolonisten mochte sich gegen das Jahr 1730 auf 17 000 belaufen. Eine ungefähr gleiche Anzahl machten die Salzburger aus, welche hier für ihre religiöse Überzeugung die erwünschte Freistätte fanden und nun dem Ganzen erst recht Charakter verliehen. Im Jahre 1736 zählte man schon 332 mit bäuerlichen Wirten neu besetzte Dörfer. Der Boden erwies sich freigebiger, als man erwartete. Zugleich aber hatte Friedrich Wilhelm zehn wohlgelegene Marktflecken und Kirchdörfer mit Stadtrechten und Magistratspersonen versehen, wo man das gewonnene Getreide vertrieb oder das aufgezogene Vieh mit den polnischen Grenznachbarn austauschte; wo man auch auf die kurmärkische Weise in Wollenmanufakturen arbeitete, die Beamten für Regierung und Rechtspflege ihren Sitz nahmen und kleine Garnisonen einlagerten. Auch hierbei stand Leopold von Dessau dem König zur Seite. Von Friedrich Wilhelm aufgefordert, hat er einen ansehnlichen Teil der wüsten Ländereien erworben, mit Kolonisten von der mittleren Elbe her besetzt; zum Bau des prächtigen Schlosses, das er in Bubainen errichten ließ, schickte er die Handwerker aus seinem Erblande. So erhob sich hier an den Grenzen der germanischen Welt eine neue Schöpfung. „Die Erde ist wieder angebaut", sagt der Kronprinz in einem Briefe von 1739, „das Land bevölkert; wir haben mehr Städte als jemals früher, und der Handel kommt in Blüte; der König hat es weder an eigener Mühe noch an dem, was andere antreiben kann, fehlen lassen; keinen Aufwand hat er gespart: Hunderttausende denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück."

Auch noch andere Agrikulturunternehmungen hat der König in Ostpreußen versucht: oft freilich mit größerem Aufwande als Erfolg. Es machte ihn zuweilen unglücklich, wenn er bedachte, daß in den fünf Jahren von 1722 bis 1727 über 3 Millionen nach Preußen gegangen, was er anderswo mit diesem Gelde geschafft haben würde und wie wenig dort damit ausgerichtet sei.

Doch wurden die übrigen Provinzen mitnichten verabsäumt. Im Jahre 1724 wurde auf einmal in zehn vorpommerschen Städten mit königlicher Beihilfe gebaut; Häuser und Tore erhoben sich in Stettin; der Hafen von Kolberg, die Fährschanze von Anklam wurden instand gesetzt. Kleve und Mark empfingen Beihilfe zur Erweiterung der Städte Krefeld, Sonsbeck, Iserlohn und zum Behuf ihrer Wasserwerke und Salzsiedereien. Neuanbauende finden wir besonders zahlreich im Bezirk von Magdeburg, in dieser Stadt selbst, in Genthin, Schönebeck, Salze; eine pfälzische Kolonie ward daselbst angesiedelt. Bis zum Jahre 1732

sind überhaupt 2 Millionen auf Zivilbauten verwendet worden, welche jeder Provinz nach ihrem Bedürfnis zugute kamen. Wieviel Städte der Kurmark haben, besonders wenn ein Brandunglück eintrat, wie so häufig, zu besserem Aufbau unterstützt werden müssen. An anderen Stellen wurden die Dämme verbessert, z. B. bei Spandau, Fehrbellin. Ein in seiner Art vortrefflich gelungenes Werk war die Urbarmachung des freien havelländischen Luches, wo die wilden Gewässer, die das Land sieben Meilen weit bedeckten, durch ein paar große Kanäle, mit vielen Binnengräben und mehr als dreißig ansehnlichen Dämmen gebändigt und den Elementen der für eine holländische Musterwirtschaft eben geeignete Boden abgewonnen wurde. So ward nun auch der Hauptstadt eine Sorgfalt ohnegleichen gewidmet. Die Friedrichsstadt, welche von Friedrich I. schon zu einem ansehnlichen Umfang gebracht war, wurde um die Hälfte erweitert. Die großen Plätze in der Mitte der Stadt und an den drei Toren, die schönsten Paläste in der Wilhelmsstraße, einige vortrefflich gelegen zwischen Hof und Park, mit geräumigen, hohen Zimmern und großen Sälen, die das Maß nicht überschreiten und eine solide Wohlhabenheit atmen, die meisten mit weiten und schattigen Gartenanlagen versehen, sind das Werk dieser Zeiten. Im Gedächtnis der Menschen, das erduldete Leiden nicht leicht vergißt, sind besonders die Zwangsmaßregeln geblieben, die zur Erbauung der Straßen angewendet wurden, und bei dem ohnehin mit Mühseligkeiten erfüllten Dasein der meisten Menschen sind sie vielen ohne Zweifel unendlich beschwerlich gefallen; aber ebenso wahr ist, daß der König wieder mit eigener Anstrengung zu Hilfe kam. Viele Millionen von Mauersteinen, zuweilen auch Kalk und Holzwaren, sind den Anbauern geliefert worden.

Zu gleicher Zeit wurde Potsdam um drei Vierteile seines früheren Umfangs erweitert; ganze Wälder wurden in die tiefen Moräste getrieben, um die Karrees darauf zu errichten, worin die Soldaten des großen Regiments Wohnung finden sollten; Häuser von derselben Höhe und Form und Farbe; jede Abwechslung wäre gleichsam Willkür gewesen, da der König allein baute und überall dasselbe Bedürfnis obwaltete. Dort in der Kirche, welche er für die Garnison errichtete, ließ er ein Gewölbe mit Marmor auslegen, darin er selber begraben sein wollte; in der Mitte seiner militärischen Stiftung, nicht bei seinen Altvordern im Dome zu Berlin.

Im Jahre 1736 beliefen sich die Baugelder auf nahe an viertehalbhunderttausend Taler.

Zunächst zum äußeren Glanz, aber doch mit der Rücksicht, daß in dringenden Fällen auch ein anderer Gebrauch davon gemacht werden könne, schaffte man gediegenes Silber an: Tische, Spiegelrahmen, Blakers; dann und wann erscheinen noch in uralter Weise Augsburger Goldschmiede dabei tätig; zwischen 1729 und 1732 hat man 600 000 Taler darauf gewendet.

Noch bestand eine Extraordinarienkasse, um unvorhergesehene Ausfälle zu decken, Nachlässe ohne Verwirrung in dem übrigen Rechnungswesen möglich zu machen, wohl auch neuanbauenden Kolonisten oder irgendeinem Werkmeister, der dessen zu einem öffentlichen Zwecke bedurfte, mit einem Vorschuß zu Hilfe zu kommen, von ihrem Rentmeister die Albrechtsche genannt. Meistens finden wir sie schon in den ersten Monaten des Rechnungsjahres erschöpft: nach einiger Zögerung erhöhte sie der König, der diese eigentlich nur ihn selbst beschränkende Art von Verwaltung liebte; überdies bedachte er sie noch oft mit neuen Ergänzungsmitteln.

Diese königlichen Kassen erscheinen wie die großen Behälter, in welchen die Gewässer sich ansammeln, um sogleich wieder in mancherlei Wegen auszuströmen.

Ein nicht geringer Teil ward jedoch immer zurückgehalten. Die Überschüsse der Einnahmen flossen in den Schatz, der bei großen Gelegenheiten, z. B. jenen pommerschen Friedensschlüssen, die außerordentlichen Zahlungen übernahm, aber dann sogleich wieder zum Behufe unvorhergesehener Fälle ergänzt und vermehrt ward. Man hatte damals die übertriebensten Vorstellungen davon: fremde Gesandte, die in Berlin gestanden, haben ihn einige Jahre vor dem Tode des Königs auf zwanzig Millionen angegeben; gegen sieben hat er aber in der Tat betragen: die volle Einnahme eines Jahres.

Und wie überaus notwendig war auch dieser Rückhalt.

Die Aufstellung eines Heeres, wie groß auch immer, bedeutete noch nichts, wenn man nicht die Mittel besaß, es jeden Augenblick ins Feld zu führen und ein oder ein paar Jahre darin zu erhalten.

Früher hatte man ohne fremde Subsidien niemals einen Staatshaushalt bestreiten können, bei dem es auf eine einigermaßen ansehnliche Waffenmacht abgesehen war; der vornehmste Erfolg der Verwaltung Friedrich Wilhelms lag darin, daß eine Streitmacht, unvergleichlich größer, als sie bisher jemals aufgestellt worden, allein auf die eigenen Erträge des Landes gegründet ward. Was ist der Sinn einer Macht, als daß

Prinz Heinrich von Preußen.

Prinz August Wilhelm von Preußen.

Die Brüder Friedrichs des Großen.

sie sich frei, nach ihrem eigenen Triebe und Entschlusse, bewegen kann[1]? Eben dies war der Zweck und auch der Erfolg des ganzen Systems.

Alles wirkte zusammen, griff ineinander; noch waren in der romanisch-germanischen Welt die Kräfte eines Landes wohl nie so zusammengenommen worden. Kaiser Friedrich II., an den man denken könnte, verfolgte doch bei seiner Verwaltung von Neapel ein diesem Lande fremdes Ziel. Unter Ludwig XIV. stellte sich nicht selten Louvois den Absichten Colberts entgegen. In Preußen durchdrangen einander Mittel und Zweck, und in allen Zweigen herrschte nur ein das Ganze umfassender Verstand.

Will man von der verwaltenden Tätigkeit Friedrich Wilhelms einen Begriff bekommen, so muß man die Akten ansehen, worin er den Eingaben seiner Behörden oder den Vorstellungen von Privatleuten seine Entscheidungen beigefügt hat. Zuweilen, wiewohl selten, sind sie ziemlich ausführlich: sie sind auf ungewöhnlich starkes, blaugraues, doch für die Feder nicht unbequemes Papier hingeworfen, auf ganzen Bogen, in ungeraden Linien, mit großen, kaum zu entziffernden Schriftzügen, in wildgewachsener Orthographie, regelloser Satzbildung; aber in der Sache zum Ziel treffend, gesund im Kerne: auch die flüchtigsten Worte enthalten seinen Gedanken und Sinn. Mit Recht weist er einmal den Kronprinzen an, in seinen Marginalien die Landesverwaltung zu studieren. An den einzelnen Dingen entwickelte sich die Behandlung derselben, die mehr auf lebendigem Begriff als auf einem vorher angenommenen Grundsatz beruhte.

Manchmal machen seine Anordnungen den Eindruck des kleinlichen Zwanges: wie wenn er bei der Errichtung der Feueranstalten den Obrigkeiten befiehlt, die gefährlichen Feuerstellen abzuschaffen, wo es an Steinen fehlt, sie mit einer leimenen Wand in nötiger Höhe zu umziehen und die von oben herabhängenden Hürden abnehmen zu lassen; sollte ein Beamter dies versäumen, so soll er gehalten sein, den entstehenden Schaden zu ersetzen; wer durch Verwahrlosung eine Feuersbrunst veranlaßt, der soll mit Staupenschlag angesehen werden. In diesem Stile wird ferner das Abreißen der Stroh- und Schindeldächer in den Städten, das Anschaffen von Feuerhaken und Spritzen, das Aufstellen der Wachtmannschaften eingeschärft; überall ist die genaueste Anweisung und ernste Bedrohung verbunden. Dabei aber kann man

[1] Vgl. Päpste II, 448 und 471 über den Begriff einer Großmacht. Vgl. auch Bd. I, 175 und Reformation II, 352.

nicht leugnen, daß die Sache von großer staatswirtschaftlicher Bedeutung war. Der mühsam erworbene Besitz der Kultur, den die menschlichen Wohnungen ausmachen und enthalten, muß vor der verderblichen Gewalt der Elemente soviel wie möglich geschützt werden. Sollten dann alle Vorkehrungen erfolglos bleiben, so sorgt man wenigstens dafür, daß nicht der einzelne zugrunde gehe. Die Anordnungen, die Friedrich Wilhelm zu gegenseitiger Versicherung aufstellte, gehören zu den ersten in ihrer Art und enthalten die für die Sache wesentlichen Bestimmungen.

Nach allen Seiten hin übte er diese fürsorgende Aufmerksamkeit aus. Den Gesundheitsämtern, die er einrichtete, schreibt man zu, daß durch ihre Vorkehrungen ansteckende Krankheiten abgewendet worden seien: seine Almosenämter suchten die private Wohltätigkeit mit oder ohne den Willen der Menschen zu dem unumgänglich Erforderlichen herbeizuziehen.

Aus dem Standpunkt, den er einmal eingenommen, erklärt sich, wie er die Wissenschaften ansah. Man dürfte zwar nicht glauben, daß das einmal Gegründete unter seiner Regierung zurückgegangen sei: an den Universitäten wirkte eine Anzahl ausgezeichneter Professoren, wie Heineccius, Böhmer, Ludewig; die Gesellschaft der Wissenschaften besaß in Pott einen der größten Chemiker des Jahrhunderts, in Frisch einen Philologen von seltenem Umfang des Wissens; Gunst und Förderung aber hatte sich nichts zu versprechen, als was zu dem öffentlichen Nutzen beitrug, und zwar dem unmittelbaren, wie ihn der König verstand. Bei der Gesellschaft der Wissenschaften schuf er ein neues Institut für medizinisch-chirurgische Studien, das der Armee erheblichen Vorteil geschafft hat; an der Universität Halle stiftete er, einen in diesen Zeiten öfter vorgetragenen Wunsch erfüllend, eine besondere Professur in Ökonomie-, Polizei- und Kameralsachen zur Bildung seiner Beamten und übertrug sie einem Gelehrten, der zugleich des Dienstes kundig war. Die Mitglieder der Fakultäten sollten sich der vorliegenden Bedürfnisse des Lebens annehmen. Den hallischen Juristen trug er auf, den Entwurf eines neuen Landrechts auszuarbeiten, und sehr bemerkenswert sind die Gesichtspunkte, die er ihnen angab. Danach sollte das römische Recht aufrechterhalten, aber von allem, was seinen Ursprung in der besonderen Verfassung des alten Römischen Staates habe, entkleidet, mit der gesunden Vernunft, der natürlichen Billigkeit und den heutigen Zuständen in Übereinstimmung gebracht werden; er wünschte namentlich den weitläufigen Prozessen abzuhelfen, die gesamten Rechtssatzungen dem gemeinen Manne ver-

ständlich gemacht zu sehen. Für das Kriminalrecht hielt er den einfachen Grundsatz fest: wer Blut vergieße, dessen Blut müsse wieder vergossen werden, damit kein Blut auf dem Lande bleibe. Er gehörte zu den Männern, deren Gesinnung sich durch das Alte Testament gebildet hat[1]. Die theologische Gelehrsamkeit hielt er sehr hoch; er drang auf strenge Prüfungen, wodurch, wie schon sein Vater angeordnet hatte, der Einfluß der Kirchenpatrone bei der Besetzung der Vakanzen eingeschränkt und geregelt wurde. Niemals sollte ein Sohn dem Vater in derselben Pfarrstelle folgen dürfen. Zugleich aber nahm er Bedacht, den Geistlichen keinen weltlichen Einfluß zuzugestehen, wohin ihr Trachten wohl auch unter den Protestanten gerichtet sei. Er hielt mit Strenge darüber, daß auf den Kanzeln von den streitigen Lehrsätzen, namentlich von der Gnadenwahl, nicht die Rede sein dürfe, und wies die Fiskale an, darauf achtzuhaben. Die Prediger aller Parteien sollten die ihnen anvertrauten Seelen nur in der „Furcht des Herrn und dem wahren, tätigen Christentum“ unterweisen. Er machte sich eine Pflicht daraus, in vollkommener Toleranz voranzugehen. Als die Dreifaltigkeitskirche, die er für den neuen Stadtteil von Berlin gebaut, am vierzehnten Sonntag nach Trinitatis 1739 eröffnet wurde, brachte er selbst die silbernen Altargefäße mit, die der einen evangelischen Konfession so gut wie der anderen zum Gebrauch dienen sollten; er hörte die beiden Einweihungsreden, am Morgen die reformierte, am Nachmittag kam er wieder, um auch der lutherischen Predigt beizuwohnen. Von den Jesuiten wollte er nichts hören; aber für den Gottesdienst der katholischen Einwohner von Berlin hat er ein besonderes Haus eingeräumt. Für die Katholiken in seinen Regimentern billigte er nicht allein, sondern beförderte die Wirksamkeit einiger Dominikanermissionare: er hat sich die Namen derjenigen angeben lassen, welche in den herkömmlichen Zeiten nicht zur Beichte kamen; er wußte wohl, daß ohne die allgemeinste religiöse Verpflichtung, die Heilighaltung des Eides, weder sein Staat noch sein Heer bestehen würden[2]. Mit großem Eifer nahm er den lutherischen Klerus, zu dessen Lehrbegriff er sich überhaupt hinneigte, in seinen Schutz. Unter den Ansprüchen, auf welche die Ritterschaft im Jahre 1713 zurückkam, war auch die Befugnis, die Prediger auf ihren Dörfern, wenn denselben ein Vergehen nachgewiesen sei, zu entlassen. Friedrich

[1] Vgl. Band I, Seite 378.
[2] Vgl. Seite 138.

Wilhelm antwortete: wie der Prediger von dem Konsistorium, an des Königs als obersten Bischofs Stelle geprüft und bestätigt werde, so müsse dasselbe auch beurteilen, ob ein solcher entlassen werden dürfe: sonst würde dem Patron eine größere Macht zustehen als dem Konsistorium. Schützte er aber vermöge seines bischöflichen Amtes, so hielt er es auch wieder für sein Recht, in die äußeren Kirchenordnungen einzugreifen. Der Formen, Feiertage, Zeremonien waren ihm noch zu viel, und nicht ohne Gewaltsamkeit suchte er namentlich die letzten zu beschränken. In seinen Anordnungen atmet schon der dem Jahrhundert eigene Lehrgeist. Die Predigt wird dadurch noch mehr zur Hauptsache bei den gottesdienstlichen Zusammenkünften erhoben, als sie es schon war: im Sinne der Spenerschen Schule wird die Katechisation eifrig anbefohlen. Bei einem Teil der Predigten sollte Luthers Katechismus zum fortlaufenden Text genommen, in andern nach der Reihe der Hauptstücke durch Sprüche erläutert, die Predigt öffentlich in den Kirchen durch Frage und Antwort wiederholt werden; der Taufe und dem Abendmahl sollte eine Unterweisung der daran Teilnehmenden, auch der älteren Leute in dieser Form vorangehen. Die christlichen Lehren sollten von allen und jeden begriffen, ein Gemeingut des Volkes werden.

In diesem Sinne suchte er nun auch den Schulunterricht zu befördern. Was nur zum Schmucke oder zur gelehrten Übung des Geistes dienen sollte, fand bei Friedrich Wilhelm keine Stätte, so wenig als einst die Rhetorik im Staate der Spartiaten. Er sorgte für das Bedürfnis des gemeinen Mannes. In der Provinz Preußen sind unter ihm gegen tausend neue Schulen gestiftet worden; der Schulbesuch ward zur Pflicht gemacht. Eine große Wirkung mußte es haben, daß er den Konfirmationsunterricht einführte und niemand dazu zu lassen gebot, der nicht lesen könne. Die Anhänger Speners, die das tätige Christentum predigten, wollten auch von anderem unfruchtbaren Unterricht nichts hören; sie kehrten zuerst die reale Seite desselben mit Entschiedenheit hervor. In dem Militärwaisenhaus, wo die Zungen „vieler hundert Kinder“ für den König beteten, ward auch darin ein Anfang gemacht, der eine allgemeine Nachfolge fand. Wenn Bürger und Bauern in den brandenburgischen Landen mehr und früher als anderswo zur Kultur des menschlichen Geschlechts herangezogen worden sind, so hat Friedrich Wilhelm I. dazu den Grund gelegt.

Es bedarf der Erinnerung nicht, daß wir uns hier nicht in einem Gemeinwesen befinden, wo freie Menschenkräfte sich

durch eigenen Trieb naturgemäß entfalten. Alles ging von der höchsten Gewalt aus, die den Zweck begriffen und die Mittel mit einseitigem Gebote vorschrieb.

Jedermann weiß es, bei aller großartigen Richtung hatte der gesamte Zustand noch den Beigeschmack des Gewaltsamen und Drückenden.

An den unbedingten Wert, den man dem Soldatenstande beimaß, knüpfte sich, so sehr man es zu vermeiden suchte, ein beschwerliches Übergreifen desselben in andere Sphären des Lebens. In den Städten übte der Steuerrat eine Autorität aus, vor der die Magistrate in Schatten traten; sie wurden oft nicht mehr gewählt, sondern gesetzt. Die Landräte, die zugleich Deputierte der Landschaft waren, wurden auf eine dieser unbequemen Weise von der Kammer abhängig. Nicht ohne Grund klagte der Adel überhaupt, daß er die Bescheidung der Kriegs- und Domänenkammern auch da hinnehmen müsse, wo diese ein dem seinen zuwiderlaufendes Interesse hätten. In der Mitte des Staates erhob sich das Generaldirektorium mit überwiegendem Ansehen: wir finden, daß die Minister in anderen Zweigen, wiewohl kleinlaut, klagen, nachdem es einmal zum höchsten Gipfel aufgestiegen, so reiße es alles andere mit sich fort. Zuweilen aber konnten sich auch noch unter dem besonderen Schutze der königlichen Gnade Emporkömmlinge geltend machen, wie der berufene Eckart, der, nachdem er durch einige Proben von Geschicklichkeit sich Zutrauen verschafft hatte, zur Erhöhung der Einkünfte Dinge in Vorschlag brachte und auszuführen unternahm, durch welche die Pächter der Domänen, die Verwalter der städtischen Kammergüter, die Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammern selbst in eine widerwärtige Aufregung gerieten.

Eigentlichen Widerstand hat Friedrich Wilhelm darum jedoch nicht gefunden. Es ist wahr, daß sich die magdeburgische Ritterschaft der sonst allenthalben geltend gewordenen Veränderung der Lehen niemals gefügt hat: in einem Verzeichnis der Renitierenden finden wir die vornehmsten Geschlechter; sie ließen sich ihren Lehnskanon jedesmal abpfänden, aber ohne alle Bitterkeit, auf die beste Manier. Überhaupt hätten nur die Edelleute widerstreben können. Diese aber erfüllten das Heer, das ihnen eine ihrem angeborenen Sinn entsprechende Lebensform darbot; sie konnten sich nicht ernstlich gegen eine Verfassung des Landes auflehnen, durch welche die Kriegsmacht, der sie mit Stolz angehörten, allein erhalten wurde.

Wenn man früge, ob der Staat, wie er nunmehr erschien, die

einfache Verwirklichung des als notwendig Begriffenen, die nur so und nicht anders mögliche Ausführung der ursprünglichen Idee gewesen sei, so möchte ich das nicht bejahen; es ist unleugbar, daß sich Konsumtionssteuer, Bewirtschaftung der Domänen, die Bewaffnung selbst hätte noch anders einrichten lassen; aber jeder Versuch dieser Art war gescheitert. Dann war in der Mitte der widereinander streitenden Elemente dieser energische Geist erschienen, der den allgemeinen Zweck, den mächtigen Nachbarn ein auf sich selbst beruhendes unangreifbares Staatswesen entgegenzusetzen, in bestimmter Form anschaute, die Mittel, ihn zu erreichen, mit dem treffenden Blicke des Genius erkannte und ohne alle Rücksicht durchführte.

Drittes Kapitel.

Verhalten Friedrich Wilhelms in bezug auf die polnische Thronkandidatur 1732, 1733.

Wenn es von großem Wert gewesen war, die Krone zu erwerben, so wurde die Selbständigkeit, welche dieser Titel in Anspruch nimmt, erst durch die Organisation realisiert, wie sie der starke, umsichtige, nur auf das Ziel gerichtete Wille Friedrich Wilhelms ihr gab.

Welch eine ganz andere Stellung hatte der Staat in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts als in den entsprechenden des siebzehnten. Er konnte jetzt wirklich daran denken, unter den Mächten der Welt eine den anderen analoge Stellung zu ergreifen.

Für die allgemeinen und die deutschen Verhältnisse war es von hohem Wert, daß die alten Verbündeten, der Kaiser aus dem Haus Österreich und das Haus England-Hannover, sich entzweiten. In ihrer Mitte kam Preußen zu eigentümlicher Bedeutung. Wenn es sich von England losriß und an Österreich anschloß, so geschah das doch unter einer Bedingung, welche hinwieder auch die kaiserliche Politik bestimmen mußte.

Aber die Natur des preußischen Staates lag darin, daß er zugleich, wie es seine Entstehung mit sich brachte, auch dem nordischen System angehörte; sein Verhältnis zu Polen war von jeher von maßgebendem Einfluß für Brandenburg-Preußen gewesen; jetzt durch das Emporkommen Rußlands erhielt aber alles eine neue Gestalt.

Unter allen Bündnissen, die jemals in der Welt bestanden haben, gibt es keins, das größere Erfolge hervorgebracht und länger gedauert hätte als die Allianz der drei nordischen Mächte in dem neunzehnten Jahrhundert.

Schon in dem ersten Dritteil des achtzehnten, eben unter Friedrich Wilhelm I., ward sie angebahnt; wieviel Umwälzungen aber haben eintreten müssen, ehe sie im Konflikte ganz anderer Weltkräfte als der damaligen nachhaltig zustande kam! Es ist

sehr der Mühe wert, zu betrachten, worauf sie sich zuerst gründete und wodurch sie in jenen Zeiten wieder unterbrochen wurde. Denn für alle Verhältnisse bindend, von unbedingter Geltung konnte sie nicht sein.

Die Verbindung zwischen Österreich und Preußen beruhte, wie wir sahen, zugleich auf ihren besonderen Anliegen und den allgemeinen deutschen Interessen. Jene waren: für Österreich die Erhaltung der Monarchie in ihrem vollen Umfang, für Preußen eine Erwerbung, Durchführung jener uralten Ansprüche auf die niederrheinische Erbschaft. Diese: Erhaltung eines guten Verständnisses zwischen beiden Religionsteilen in Deutschland, Ausschließung jedes fremden Einflusses, sowohl des französischen als des englischen, die bisher vorgewaltet hatten.

So gründete sich auch die Verbindung zwischen Österreich und Rußland auf die wichtigsten allgemeinen Motive. Sie lagen vor allem anderen in den gleichartigen Verhältnissen, in denen sie beide zu dem Osmanischen Reiche standen. Nicht als ob aus denselben nicht einmal in Zukunft Irrungen hätten hervorgehen können; wenn etwa die Osmanen dahin gebracht wurden, dem einen größeren Einfluß als dem anderen zu gestatten: damals aber ließ sich daran nicht denken, beide durften von dem Diwan, besonders unter der fortdauernden Einwirkung von Frankreich, nichts als noch immer sehr gefährliche Feindseligkeiten erwarten. Der Sieger von Zenta erklärt, man habe nicht mehr die Kriegskunst der Osmanen zu fürchten, aber wohl ihre Überzahl und brauche gegen sie einen beständigen Alliierten. Auch für Rußland wäre es eine empfindliche Entbehrung gewesen, zum Widerstand gegen diesen Feind oder auch zum Angriff auf ihn, nicht einen Verbündeten wie Österreich an seiner Seite zu sehen. Es wußte, daß es eines mächtigen Österreichs bedürfe.

Daher kam es, daß Rußland sofort bereit war, die Erbfolgeordnung Karls VI. anzuerkennen: schon im August 1726 haben die beiden Mächte einen Vertrag geschlossen, einen der historisch wichtigsten im achtzehnten Jahrhundert, durch welchen sie einander ihre sämtlichen Besitzungen in Europa gewährleisteten und sich sogar zu gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigen zu wollen erklärten.

Der König von Preußen wurde eingeladen, diesem Vertrage beizutreten; aber seine Minister machten ihn aufmerksam, daß er dadurch in fernab liegende unübersehbare Verwicklungen geraten würde, vielleicht einmal gegen die Türken Hilfe leisten solle, und er lehnte es ab.

Dagegen gab es andere Beziehungen, in welchen seine eigenen Angelegenheiten sich mit den österreichischen und russischen auf das engste berührten, in Polen.

Man hat oft angenommen, daß schon in diesen Zeiten zwischen den drei Mächten ein Verständnis zu einer Teilung von Polen obgewaltet habe; das ist aber ohne Zweifel ein Irrtum. Wenn man die Machtverhältnisse ins Auge faßt, so lag ein solcher Gedanke sehr nahe. Für Preußen z. B. erschien es fast als eine Lebensbedingung, die damals noch polnischen, früher dem Deutschen Orden und dem Deutschen Reiche unterwürfig gewesenen Ostseeprovinzen an sich zu bringen. Andere Forderungen erhoben die anderen Mächte. Und da es ferner schon das Ansehen hatte, als würde Polen keinen rechten Widerstand dagegen leisten können, so sind auch wirklich von Zeit zu Zeit Teilungspläne zum Vorschein gekommen; nach einem früheren, der noch in Karl Gustavs Kopfe entsprungen und auf eine Mitwirkung Schwedens berechnet war, im Jahre 1710 ein anderer, den nunmehrigen Verhältnissen näher liegender; wahrscheinlich das Werk eines russischen Staatsmannes, von dem jedoch Peter I. nichts wissen wollte; auf diesen Grund in den Zeiten, in denen wir stehen, sogar ein dritter, dessen wir sogleich gedenken werden. Allein bei alledem erhielt sich doch auch die Überzeugung, daß diese aristokratische Republik — denn dazu war Polen unter den letzten Königen geworden — in der Gesamtheit der europäischen Staaten ein wesentliches Glied bilde und ihr Untergang viele andere Übelstände nach sich ziehen würde. Friedrich Wilhelm war infolge der Ratschläge, die der „bis in den Tod getreue" Ilgen ihm gegeben, wider jede große Veränderung in Polen, wenn sie auch mit einer ansehnlichen Gebietsvermehrung verbunden sein sollte.

Das Interesse der drei Mächte ging vor allem nur dahin, hier weder bei einer Thronvakanz noch durch andere Ereignisse eine Gewalt aufkommen zu lassen, von welcher Widerwärtigkeiten zu besorgen wären. Wie leicht dies geschehen konnte, zeigte eben damals das Beispiel Augusts II., der seine Thronbesteigung dem Einfluß von Österreich, seine Wiederherstellung den Waffen der Russen verdankte, dennoch in seinen letzten Jahren eine beiden Höfen entgegengesetzte Politik einschlug. Wir müssen dieses Fürsten und seiner Bestrebungen mit ein paar Worten gedenken.

August II. war ein Mann von sehr außerordentlichen persönlichen Eigenschaften, vielseitig oder vielmehr, wie Friedrich Wilhelm sagte, universell. Was er angriff, dazu hatte er Geschick, und immer mußte er etwas Neues vorhaben, sei es den Bau eines

Palastes oder einer Kirche, die Einübung eines Regimentes oder die Anordnung einer geräuschvollen Festlichkeit, einen Liebeshandel oder eine politische Intrige; er stürzte sich nur immer von einer aufregenden Beschäftigung zur anderen, von Genuß zu Genuß, ohne auf Pflicht oder Anstand Rücksicht zu nehmen; er gefiel sich in einem Gemisch von Kraft und Sittenlosigkeit. Noch weniger hätte er sich Verschwendung übelgenommen: er betrachtete solche vielmehr als wohltätig für das Land; die Paläste, die Menge der Diener, der Glanz des Hofes belebe Handel und Wandel und gewähre den Kunstbeflissenen die Mittel, sich zu erhalten. Aber sein Erbland war ihm zu klein, um seinem Triebe zur Tätigkeit zu genügen: er warf sich in das „immerwallende Meer" der zweifelhaften Geschäfte der polnischen Nation. Da hatte er im Innern einen Widerspruch zu bekämpfen, der sich vor keiner Willensmeinung beugte und sich nur durch eine lebendige Gegenwirkung auf mannigfaltige Persönlichkeiten brechen ließ. Nach außen hin brachte ihn der Besitz dieses Thrones zu allem, was in Europa mächtig war, in unmittelbare Beziehungen. Er hatte eine Vorliebe für die geheimen Wege der Politik: wie er denn in Wien dem Prinzen Eugen lieber vorbeiging, in Petersburg sich durch die Gemahlin seines Gesandten einen Zugang zu der weiblichen Umgebung der Kaiserin suchte. Sein Pagen halfen ihm den Briefwechsel führen, der hierzu nötig war: auf diesem Wege hat Brühl sein Glück gemacht. Zu seinem Wesen, dem Reize des Lebens, dessen er bedurfte, gehörte es nun aber, daß er sich hierbei in den Aussichten eines unbeschränkten Ehrgeizes bewegte. Er dachte einst die öffentliche Gewalt in Deutschland an einen Fürstenbund zu bringen, denn das Haus Österreich sei nicht mehr fähig, die Würde des Reiches aufrechtzuerhalten. Keinen Augenblick gab er auf, beim Abgange Karls VI. die Rechte geltend zu machen, welche durch die Gemahlin seines Sohnes in seine Familie gekommen seien; aus dem Munde Brühls wissen wir, daß er sich mit Frankreich über eine Teilung der österreichischen Erblande in Unterhandlungen einließ. Wäre es ihm gelungen, wie er sich bewilligen ließ, Böhmen samt Mähren und Schlesien mit dem reichen Sachsenlande zu verbinden, wie einst die Lausitzen: dann, emanzipiert von der kaiserlichen Gewalt, welche Rolle hätte er in Deutschland spielen können! Doch war August II. damit noch nicht zufrieden. Nachdem er lange darüber gesonnen und geschwankt, wie er Polen beherrschen, seine Dynastie dort befestigen könne, blieb er dabei stehen, daß er sich wenigstens in einem Teile desselben souverän zu

machen versuchen müsse. Um dies aber zu vermögen, von den benachbarten Mächten keinen Widerstand zu erfahren, vielmehr unterstützt zu werden, bot er denselben einige Provinzen des Königreichs an. Rußland sollte Litauen, Preußen das sogenannte polnische Preußen erhalten, doch jenes ohne Wilna, dieses ohne Danzig, die er sich selber vorbehielt; an Österreich wollte er die Zipser Landschaft abtreten. Von den verschiedenen Teilungsvorschlägen ist der erste, welcher ernstlich in Überlegung genommen ward, von einem Könige von Polen selber ausgegangen. Im Spätjahr 1732 hat August II. dem preußischen Gesandten Marschall von Biberstein ganz unumwunden Anträge gemacht. Marschall fragte ihn, ob er schon einige Magnaten des Reiches dafür gewonnen habe, ob er auf die Armee zählen könne; die Antworten des Königs lassen erkennen, daß er dafür noch wenig getan, aber er hielt es auch nicht für notwendig; denn mit den Polen werde man schon fertig werden, wenn die Mächte nur einig seien. Marschall fragte, ob er sich der Zustimmung auch des vierten seiner Nachbarn, des Großherrn, versichert habe; der König antwortete mit einer der glänzenden Redensarten, die er liebte: „Den Adlern, welche in die Sonne schauen, werde vor dem Halbmonde nicht bange werden."

Im Anfang des Jahres 1733 machte August eine Reise nach Polen: auf sein dringendes Gesuch ward General Grumbkow, den er als den Vertrauten des Königs von Preußen dazu ausgebeten, nach Krossen geschickt, ihn zu bewillkommnen; sehr charakteristisch ist die Konferenz, die hier zwischen ihnen gehalten ward. Grumbkow nahm seine Einwendungen am meisten von dem Verhältnis zu Österreich her, das vor kurzem erst ein Abkommen mit Polen getroffen habe und sich auf so zweifelhafte Unternehmungen um so weniger einlassen könne, da es wegen der Erbfolge auf einen Krieg mit Frankreich gefaßt sein müsse. König August ließ sich dadurch nicht in Verlegenheit setzen; das Hindernis der Verträge schlug er ohnehin nur sehr gering an; die Gefahr eines Krieges wollte er nicht zugestehen, wofern man nicht im Reiche zur Wahl eines römischen Königs schreite. Grumbkow deutete ihm an, wenn es doch zum Kriege käme und er sich etwa mit Frankreich verbände, so würde er in seinen sächsischen Erblanden von Österreich und Preußen zugleich angegriffen werden; der König antwortete, er verzweifle nicht sich zu verteidigen, doch wünsche er mit Preußen gut zu stehen; er werde sich, wenn diese Macht ihn unterstütze, auch in der jülich-bergischen Sache willig finden lassen. Auf altdeutsche Weise

setzte man die Beratung beim Gelage fort, wo der König den Champagner nicht sparte. Er ließ sich eine Karte von Polen bringen und entwarf die Disposition zu einem Feldzug, wo entweder Russen und Preußen allein agieren oder er seine Truppen zu ihnen stoßen lassen würde. Mit Vergnügen ruhten seine Augen auf den weiten Gebieten, die er für sein Haus zu erwerben hoffte. Sechs Stunden saßen sie beieinander; so warm es aber auch dabei herging, so vergaß sich doch keiner der eingeübten Politiker. Es schien einmal, als besorgte der König zu viel gesagt zu haben, wenn er erzählte, der Wiener Hof habe ihm Eröffnungen machen lassen, und denjenigen nannte, durch den das geschehen sei; aber Grumbkow glaubte ihm nicht, daß er jemals zu viel sagen könne, und schloß höchstens aus seinen Worten, daß er selber Anträge in Wien gemacht habe. Grumbkow hatte sich bei Tisch sehr in acht genommen und mehr Wasser als Wein getrunken. Der König erstaunte, als er ihn den anderen Morgen frisch und munter bei sich eintreten sah; während er sich den Kopf wüste fühlte. Wie er so dastand, mit halbnackten Beinen, am Feuer des Kamins, mit allen Zeichen zunehmender Gebrechlichkeit, hätte man nicht glauben sollen, daß er sich mit so weltumfassenden Plänen trage. Grumbkow dachte beinahe, es sei nicht sein Ernst, vielleicht habe die französische Partei diese Entwürfe an die Hand gegeben, um „die Adler zu entzweien".

Hätten die drei Mächte auch eine größere Neigung gehabt, auf eine Teilung von Polen einzugehen, als in dieser Epoche wahrzunehmen ist, so würden doch die übrigen politischen Absichten, welche August II. verfolgte, sie davon zurückgescheucht haben. Wie wenig konnte er bei dem engen Verhältnis des Königs von Preußen zu Österreich mit jenem Gedanken einer bewaffneten Fürstenvereinigung auf denselben Eindruck machen. Friedrich Wilhelm begegnete ihm mit einer einfachen Bemerkung, die aber das Wesen der Sache traf. Er fragte, wer wohl eine solche Armee kommandieren solle; er, der König von Preußen, werde es gewiß keinem anderen gönnen, aber auch ihm werde es niemand gönnen; besser deshalb, man bleibe bei dem gewohnten Oberhaupt. In hohem Grade widerwärtig war ihm die Verbindung Augusts II. mit Frankreich. Die Aufrechterhaltung der österreichischen Erbfolge bildete in diesem Augenblick den Mittelpunkt ihrer gemeinschaftlichen Bestrebungen; im Bunde mit Frankreich dieselbe bestreiten wollen und zugleich zu einem Unternehmen gegen Polen auffordern, waren Gedanken, die einander in sich selbst widersprachen.

Eben um der anstößigen Beweglichkeit der sächsischen Politik ein Ende zu machen, waren die Mächte seit einiger Zeit in Unterhandlungen begriffen, die sich nach einem ganz anderen Ziele richteten.

Bereits im Jahre 1726 hatten Rußland und Preußen die Verabredung getroffen, dahin zu wirken, daß bei der nächsten Thronvakanz in Polen ein Fürst aus der Wahl hervorgehe, welcher weder der polnischen Freiheit noch seinen Nachbarn gefährlich sei und von dem sich erwarten lasse, daß er die alten Verträge der Republik mit Brandenburg wie mit Rußland beobachten werde.

Im Jahre 1729 ward zwischen den drei Mächten viel über die Frage verhandelt, ob man sich im voraus zur namentlichen Ausschließung der beiden zunächst zu erwartenden Kompetenten, des Stanislaus Leszczynski und des Kurprinzen von Sachsen vereinigen solle. Rußland und Preußen waren hierzu einverstanden; Österreich sträubte sich, da es einen Bruch mit Sachsen zu vermeiden wünschte. Da aber die beiden ersten nichts tun wollten, dem das letzte nicht beitreten könnte, so sprachen auch sie die Exklusive nicht in aller Form aus, sondern blieben wie früher bei allgemeineren Ausdrücken stehen. Der Traktat, der im Oktober 1729 geschlossen und, nachdem Kaiserin Anna den Thron bestiegen, von dieser im Oktober 1730 bestätigt worden ist, ist eigentlich nur eine Wiederholung des früheren. Er enthält nichts Neues als eine verstärkte Klausel über den Schutz der Dissidenten evangelischen und griechischen Glaubens. Die Worte lauten so harmlos, daß man ihn dem König von Polen sogar mitteilen konnte.

In kurzem fand man es, namentlich in Petersburg, doch auch ratsam, sich über den Kandidaten, dem bei der Wahl der Vorzug zu geben sei, bestimmter zu verständigen. Preußen und Rußland fielen auf einen polnischen Magnaten, der sein Geschlecht von den Piasten herleitete, den Fürsten Sanguszko; sie meinten, daß dieser, der die Bewirtschaftung seiner Güter mit größerer Sorgfalt betrieb als andere, selbst etwas für sich tun könne, ohne fremden Beistandes allzusehr zu bedürfen, und daß er doch nicht so ehrgeizig sei, um den Nachbarn Besorgnisse zu erwecken. Dagegen schlug der Wiener Hof den Infanten Don Emanuel von Portugal vor.

Es sieht sehr wunderbar aus, daß ein portugiesischer Infant den polnischen Thron besteigen sollte; doch liegt es nicht so ganz fern, wie es scheint. Don Emanuel war durch seine Mutter ein

Enkel jenes Kurfürsten von der Pfalz, der einst, auch von Brandenburg unterstützt, mit ziemlicher Aussicht nach dem polnischen Throne gestrebt hatte, er war Geschwisterkind mit dem Kaiser. Schon lange hatte er Portugal verlassen. Man weiß nicht genau, ob dies wirklich darum geschehen ist, wie damals gesagt wurde, weil er zum geistlichen Stande genötigt werden sollte; genug, er verließ sein Vaterland nicht mit Vorwissen seines Bruders, des Königs. Auch von Paris riß sich der Infant von der Aufsicht, die dessen Gesandter über ihn ausüben wollte, mit geschickter Entschlossenheit los; er sagte, er wolle bei der kaiserlichen Armee „sein Handwerk lernen". In dem Dienst der Waffen hat er sich dann auch sehr hervorgetan; in der Schlacht bei Peterwardein (1716) stürzte er sich mit einer Kühnheit in den Feind, die ihm einen glänzenden Lobspruch des Prinzen Eugen verschaffte. Seitdem hatte er die meisten Höfe von Europa besucht, sich eine mehr europäische Bildung, bei Landsleuten und Fremden einen gewissen Namen verschafft. Was ihn empfahl, war ohne Zweifel auch die Erwartung, die man hegte, daß sein Bruder Johann V., der sich durch große Werke der Pracht und des Nutzens in den Ruf ausnehmenden Reichtums gesetzt hatte, ihn unterstützen würde, um das kostspielige Wahlgeschäft durchzuführen. Der Wiener Hof forderte denselben in wiederholten Anschreiben dazu auf. Der Gegensatz, in dem auch er sich gegen die Bourbonen fühlte, deren Übermacht leicht auf Portugal zurückwirken konnte, schien ein hinreichendes Motiv, ihn dazu zu bewegen.

Ohne Mühe willigte der König von Preußen in diesen Vorschlag: er hatte keinen anderen Zweck, als einen ruhigen nicht im Widerspruch mit seinem jetzigen System stehenden Nachbar zu bekommen. Einen Augenblick zögerte Kaiserin Anna — ein Aufenthalt, den Don Emanuel in Petersburg gemacht, scheint ihm nicht förderlich gewesen zu sein —; im Herbst 1732 erklärte sie sich aber unzweifelhaft für ihn. Einer der Großen ihres Hofes, Graf Löwenwolde, erschien mit dieser Erklärung in Berlin und fügte ihr noch eine andere von nicht geringer Wichtigkeit für Preußen selbst hinzu.

Schon öfter war die Rede davon gewesen, das Herzogtum Kurland an einen preußischen Prinzen zu bringen, hauptsächlich auch darum, um der Absicht der Polen, dasselbe aufzulösen und in Woiwodschaften zu verteilen, eine andere Kombination entgegenzustellen; schon Peter I. hatte sich sehr geneigt dazu gezeigt; jetzt trug Kaiserin Anna bestimmter als je „aus Freundschaft

und Hochachtung für das Haus Brandenburg" demselben an, ihm bei der bevorstehenden Vakanz den Besitz dieses Landes zu verschaffen.

Von Dingen, die sich einmal zerschlagen, liebte Friedrich Wilhelm an und für sich nicht wieder zu hören: er fürchtete, abermals zu scheitern, viele Kosten zu haben, nichts als Unannehmlichkeiten einzuernten; wie ihm aber jetzt der Antrag mit einer für sein Haus so schmeichelhaften Bestimmtheit geschah, so hielt er es fast für eine Pflicht gegen dasselbe, darauf einzugehen.

Es war auf jenem Jagdhause zu Wusterhausen, wo Löwenwolde und Seckendorf, ganz allein mit dem König, darüber unterhandelten; erst als die Punktation festgesetzt war, zog Friedrich Wilhelm seine Minister in das Geheimnis, und diese brachten nach einigen Beratungen am 13. Dezember 1732 eine Übereinkunft zustande, der man den Namen der löwenwoldischen gegeben hat.

Der Hauptvertrag war so eingerichtet, daß er, wenn es nötig sei, auch anderweit mitgeteilt werden könnte. Er enthält hauptsächlich, daß man in Polen die Wahlgerechtsame der Nation zwar aufrechterhalten, aber dieselben nicht durch eine Faktion zugunsten Frankreichs oder des Stanislaus Leszczynski mißbrauchen lassen wolle; ebenso werde man die Wahlfreiheit der kurländischen Ritterschaft achten, doch unter der Bedingung, daß sie nicht zum Nachteil der drei Verbündeten angewandt werde. Bestimmungen von vorzüglicherem Inhalt waren in geheime Artikel verwiesen. Der eine sagt, daß man alles, was mit dem freien Wahlrecht der Polen nur immer vereinbar sei, tun wolle, um den portugiesischen Infanten Don Emanuel auf den polnischen Thron zu bringen; eine Geldsumme wird namhaft gemacht, die man zu dem Ende anwenden wolle; darum soll aber dem neuen König alsdann doch keine Verpflichtung auferlegt werden, die ihn bei seinen Untertanen verhaßt machen könnte; man will ihm durch Vermählung eine Partei in dem Lande zu verschaffen suchen. Der zweite geheime Artikel bezieht sich auf Kurland; die Kaiserin verspricht alles, was nur immer mit der freien Wahlgerechtigkeit der kurländischen Ritterschaft vereinbar sei, anzuwenden, um ihre Wahl auf den zweiten preußischen Prinzen, August Wilhelm, oder im Fall, daß dieser abginge, auf einen seiner jüngeren Brüder zu lenken. Diese Wahl sollen alsdann Österreich, Preußen und Rußland gewährleisten und aufrechterhalten.

Es ist wahr, daß Seckendorf den Traktat, über den er mit großem Eifer unterhandelte, dann nicht förmlich unterzeichnet, daß auch Löwenwolde sich die Ratifikation seiner Kaiserin ausdrücklich vorbehalten hat; hätte man aber wohl an dieser zweifeln dürfen, da der Antrag von beiden Seiten auf diese Bahn gebracht war?

Die Mächte erschienen überhaupt enger als jemals vereinigt: General Seckendorf spielte in Berlin eine ähnliche Rolle wie einst Königsegg in Madrid; von fremden Höfen eingehende Berichte wurden ihm mitgeteilt; mit seiner Hand hat er die Instruktion geschrieben, welche Grumbkow für seine Zusammenkunft mit August II. erhielt. So ward das Fest der preußischen Krone, 18. Januar, in Petersburg von Kaiserin Anna feierlich begangen. Man betrachtete es als den Schlußstein dieser Verbindung, daß der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, Neffe der Kaiserin, der in kurzem der Schwager des Kronprinzen von Preußen werden sollte, zum Gemahl der damals zur Thronfolgerin in Rußland bestimmten Prinzessin von Mecklenburg ausersehen wurde. Eben gegen die Absichten Augusts II. war diese Verbindung der Mächte gerichtet; es läßt sich nicht denken, daß er jemals fähig gewesen wäre, sie zu sprengen.

In diesem Augenblicke aber erlag dieser Fürst schon den Krankheiten, die er anderen und vielleicht sich selber nicht gestehen wollte; den Reichstag, den er berufen, konnte er schon nicht mehr in Person eröffnen: er starb in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar zu Warschau.

Es war an sich von Bedeutung, daß diese unaufhörlich unruhige Kraft verschwand, welche Osten und Westen zu bewegen, die verschiedenen Systeme der Politik umzugestalten sich vermaß: damit trat nun aber zugleich die große Thronerledigung ein, welche noch immer einen Angelpunkt der europäischen Bewegungen gebildet hatte. Auch jetzt mußte sie dazu werden.

Ohne alle Rücksicht auf den zu erwartenden Widerspruch nahm Frankreich Partei für Stanislaus Leszczynski. Denn schon war es dort wieder so weit gekommen, daß die traditionelle Politik, im Norden wie im Süden von Europa einen dominierenden Einfluß auszuüben, wieder aufgenommen werden konnte. Ludwig XV., Schwiegersohn dieses Fürsten, sah es fast als eine Ehrensache an, daß derselbe den Thron wieder besteige, von dem man ihn verjagt hatte, und versah seinen Gesandten in Warschau mit den Mitteln, ihm Anhang zu verschaffen. Denn dabei blieb es, daß man hauptsächlich mit Geschenken um Stimmen warb;

August II., der Starke,
Kurfürst von Sachsen, König von Polen.

Stanislaus Leszczynski,
König von Polen.

die Polen wollten es so; einen der mächtigsten Magnaten hörte man sagen: mit Ehrenbezeigungen sei nichts getan; vor diesem habe man Geld gegeben, dabei müsse man es jetzt und für die Zukunft lassen. Doch wäre es ein Irrtum, zu glauben, daß nun eben alles durch Geld ausgerichtet worden sei. Stanislaus hatte Anhänger, die sich aus natürlicher Hinneigung oder auch konsequenten politischen Ansichten für ihn erklärten. Viele behaupteten, er habe nie aufgehört, König zu sein, man brauche ihn nur zurückzurufen.

Nun liegt am Tage, daß ein solches Vorhaben sowohl in Rußland als in Österreich Mißfallen erregen mußte. Eben durch die russischen Waffen war Stanislaus entfernt worden: ohne viel Umschweife ließ sich der leitende Minister in Petersburg, Graf Ostermann, verlauten, Rußland werde eine erneuerte Wahl des Verjagten als eine Kriegserklärung betrachten. Einen so direkten politischen Grund hatte man zu Wien nun wohl nicht, sich dieser Rückkehr zu widersetzen; aber man besorgte, daß unter Stanislaus der französische Einfluß in Polen herrschend und von dort aus, bei dem zu erwartenden Kampfe über die Erbfolge, der Zukunft des österreichischen Hauses gefährlich werden dürfte. Man könnte nicht sagen, daß hierin etwas Neues liege. Gerade deshalb hatte man die Verabredungen getroffen, deren wir gedacht haben, und einen, wie es schien, allen angenehmen Kandidaten ausgesucht. Soviel wir finden, hatte Don Emanuel wirklich Freunde in Polen.

Da trat nun aber in Wien noch eine andere Betrachtung ein. August II. hatte einen Sohn hinterlassen, Erben seines Namens, doch nicht seiner Talente, weder im Guten noch im Bösen, auch nicht seiner politischen Beweglichkeit; durch seine Gemahlin stand er mit dem Hause Österreich in naher Verwandtschaft. Über die Ansprüche derselben an die Erbfolge gab er jetzt Erklärungen, die den Wiener Hof befriedigten. Schon Mitte März äußerte Prinz Eugen in einer Abendgesellschaft, der sächsische Gesandte erteile ihm solche Versicherungen, daß man mit dem Nachfolger besser zufrieden sein zu können hoffe als mit dem Vorgänger. Und war es nicht von dem größten Interesse, ihn zu gewinnen, da er unter denen, welche Ansprüche machen konnten, wo nicht die erste, doch die zweite Stelle einnahm? Es mag sein, daß auch die Mutter der neuen Kurfürstin von Sachsen, die verwitwete Kaiserin, ihren Einfluß dafür verwandte. Aber die Hauptsache lag in der Hoffnung, zugleich eines sehr widerwärtigen Anspruches erledigt zu werden und einen zuverlässigen Freund auf

dem polnischen Throne zu sehen. Da es offenbar leichter werden mußte, mit dem Erben eines letzten Königs, der alles getan, um sich eine Partei zu verschaffen, wenn er von den Mächten unterstützt wurde, durchzudringen, als mit einem portugiesischen Infanten, der wenigen bekannt war, so neigte man sich auch in Rußland zu dieser Auskunft.

Da erhob sich aber die Frage, wie die dritte Macht, Preußen, diese Umwandlung der politischen Absichten aufnehmen, ob es sie billigen und teilen würde.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß Preußen selbst sich nicht in so entschiedener Notwendigkeit befand, den französischen Einfluß von Polen entfernt zu halten, wie die beiden anderen Mächte, denen die Einwirkungen Frankreichs von der Türkei her früher oftmals gefährlich geworden waren, dem Hause Österreich noch besonders in Ungarn. Zog man das allgemeine Weltverhältnis in Betracht, so stand Preußen in seiner Besonderheit in keinem Gegensatze der Politik mit Frankreich. Sehr unbequem aber konnte es ihm werden, wenn der nächste Nachbar in Deutschland, mit welchem aus mancherlei Gründen Streitigkeiten und Mißverständnisse kaum zu vermeiden waren, jetzt durch den Besitz der polnischen Krone verstärkt wurde, die sogar einen alten Anspruch auf Oberhoheit festhielt. Sollte Friedrich Wilhelm so ohne weiteres nachgeben, daß statt eines Piasten, wie er ihn immer gewünscht, jenes wenigstens unschädlichen Portugiesen, den er sich gefallen ließ, ein angesehener deutscher Fürst auf den polnischen Thron steigen sollte, von dem er eine der seinen vielfach zuwiderlaufende Politik erwarten mußte? Sollte er sich sogar entschließen, die Verpflichtung einer Verteidigung mit den Waffen, die er für einen anderen Fall übernommen, auch auf diesen zu übertragen?

Er erklärte sich nicht abgeneigt, sich auch jetzt an Rußland und Österreich anzuschließen, wofern nur Sachsen die Bedingungen annehme, die er gegen ein so großes Zugeständnis aufstellen müsse. Im Mai waren die Unterhandlungen so weit gediehen, daß er sie namhaft machte.

Er forderte vor allem Anerkennung und Förderung seiner Ansprüche sowohl auf das Großherzogtum Berg als nun auch auf Kurland; — dies war die Hauptsache: denn das übrige, was er noch verlangte, Anerkennung der ostfriesischen wie des königlichen Titels, Begünstigung in der Reluitionssache von Elbingen und bei dem Salzhandel, verstand sich entweder von selbst oder wollte nicht viel sagen. Die preußischen Minister und der König

zweifelten nicht, daß der Kurfürst von Sachsen auf die Vorschläge eingehen werde, zumal da man ihm zugleich anderweite Vorteile hoffen ließ.

Der Dresdener Hof glaubte jedoch, daß er, da er Österreichs und Rußlands sicher war, sein Ziel auch ohne preußische Hilfe erreichen zu können.

Die Antwort desselben war in den höflichsten, freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßt, aber abschläglich: durchaus in allen Punkten. In denen, die Polen berührten, bezog er sich auf die Beschränkungen, denen ein König in diesem Reiche unterworfen sei, ohne auch nur seine guten Dienste anzubieten, in der bergischen Sache auf die Verhältnisse zu den Lehnsvettern; den ostfriesischen Titel versprach er anzuerkennen, wenn es der Kaiser tue, gleich als hätte es dann in seiner Macht gestanden, dies zu verweigern; selbst die Anerkennung des königlichen Titels erschien noch zweifelhaft.

Eine zweite Antwort, die bald darauf einging, lautete nicht besser. König Friedrich Wilhelm sagte, er falle aus den Wolken, er müsse deutsch mit den Sachsen reden.

Sah er aber weiter um sich her, so konnte ihm nicht entgehen, daß sich ihm seit dem Tode Augusts II. das Verhältnis zu seinen Verbündeten überhaupt verändert hatte.

Kaiserin Anna hatte den Vertrag, der in ihrem Namen angeboten worden, noch nicht ratifiziert. Graf Löwenwolde, dem man eine Chiffre mitgegeben, um eine geheime Korrespondenz mit seinem Hofe zu unterhalten, hatte sich derselben nicht bedient, niemals ein Wort geschrieben: alle Anfragen über die Sache wurden ausweichend beantwortet, und es fiel in die Augen, daß man dort von dem ganzen Projekt lieber nichts mehr hören wollte. Ein Verfahren, das sich erklärt, wenn es wahr ist, was die Historiker der Zeit einmütig versichern, daß der Kurfürst von Sachsen dem Oberkammerherrn und Günstling der Kaiserin, Biron, jenes Kurland versprochen habe, welches dem Vertrage zufolge an einen preußischen Prinzen kommen sollte.

Was aber Österreich betrifft, so trat ein Vorfall ein, der die Seele des Königs in ihrem Innersten aufregte.

Im Juni 1733 sollte die von dem österreichischen Hofe früher so eifrig unterstützte Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern vollzogen werden. Die preußischen Untertanen waren in einem Rundschreiben, wodurch ihnen das sonst herkömmliche Geschenk erlassen wurde, und überdies auf das feier-

lichste von allen Kanzeln davon unterrichtet worden: der Großvater der Prinzessin, Herzog Ludwig Rudolf, Vater der Kaiserin, hatte übernommen, die Hochzeit in dem damals durch seine Kunstschätze berühmten Schloß Salzdahlum auszurichten; König und Königin von Preußen mit ihrem Hofstaat waren schon daselbst angekommen, als bei Seckendorf, der den Hof auch hier begleitete, ein Schreiben des Prinzen Eugen einlief, worin ihm befohlen ward, der Sache womöglich noch eine andere Wendung zu geben. Einst, als eine Verbindung von England mit Preußen gegen Österreich zu besorgen war, hatte der kaiserliche Hof alles getan, um dieselbe zu trennen; jetzt, da er nur noch mit Frankreich zu kämpfen hatte, mit England eben wie mit Preußen wieder gut stand, erschien es vorteilhaft, die beiden Mächte, zunächst die beiden Familien wieder zu vereinigen. Schon einmal hatte Seckendorf eine Andeutung gewagt, der König sich aber in seiner Tabaksgesellschaft darüber unwillig geäußert. Aber allzu wichtig war die Sache; die Erneuerung der großen europäischen Allianz gegen Frankreich schien sich daran zu knüpfen: Seckendorf mußte endlich, obgleich er an dem Erfolge zweifelte — wie denn auch Grumbkow allen Anteil daran ablehnte —, zu einer förmlichen Eröffnung schreiten, und zwar unverweilt, ehe es zu spät geworden. Der König lag noch im Bett, als Seckendorf bei ihm erschien, wie er selbst erzählt, mit lächelnder Miene. Sein Antrag ging dahin, daß der König, allem Vorgefallenen zum Trotz, nun doch seinen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin vermählen möge, wogegen die Braut desselben mit dem Prinzen von Wales verlobt werden könne. Es zeigt sich, daß man auch in Wien den König, seine Intention und Denkweise, nicht kannte; man bildete sich gleichsam ein, die Intrige gespielt zu haben, über welche der englische Hof klagte: man hatte keine Ahnung von dem Ernst und der Gesinnung, die hinter dem aufbrausenden gewaltsamen Wesen dieses Fürsten schlummerte und seinem Tun zugrunde lag. Der König hörte Seckendorf ruhig an; er ließ ihn das Schreiben Eugens und die darauf bezüglichen englischen Noten vorlesen; er geriet auch dann in keine Aufwallung; aber er erklärte mit der größten Entschiedenheit: an eine Sache wie diese lasse sich nicht denken, sie sei wohl von seinen Feinden ausgesonnen, um ihn in der Welt als einen wankelmütigen Mann ohne Ehre vorzustellen, aber er wolle diesen Schandfleck nicht haben noch wider sein Gewissen handeln. Ohne alle Zögerung, 12. Juni 1733, ward das verlobte Paar von Mosheim, dessen Traurede gedruckt

ist, eingesegnet, und wenigstens das fand der Prinz daran nicht mehr zu tadeln, daß seine Gemahlin keine englische Prinzessin war; diesen Wunsch hatte er seit der Verheiratung seiner Schwester vollkommen aufgegeben.

Die dynastische Verflechtung hing mit der politischen genau zusammen. Der kaiserliche Hof war wieder versöhnt mit Georg II., was ihm in dem westlichen Europa, wo sich die bourbonischen Tendenzen wieder regten, eine andere Stellung gab, in welcher er Preußens nicht unbedingt bedurfte; sein Bemühen war dann, auch Preußen in dieses Verhältnis hineinzuziehen. Für den Norden war er mit Rußland verbündet und mit Sachsen einverstanden; er machte den Anspruch, daß auch Preußen dieser Abwandlung folge. Hauptsächlich darauf bezog sich das Mißverständnis, das damals zwischen den beiden vorwaltenden österreichischen Staatsmännern obwaltete. Prinz Eugen trug den Ansprüchen von Preußen Rechnung; Stahrenberg wandte sich davon ab. Und diese Richtung behielt von nun an in Wien die Oberhand. Aber Friedrich Wilhelm war nicht der Meinung, einer ausschließend russisch-österreichischen Direktion zu folgen. Wenn er sich im Bunde mit Österreich von England losgerissen, so nahm er jetzt Österreich und Rußland gegenüber eine unabhängige Haltung an. Er war noch entfernt davon, sich an Frankreich anzuschließen; aber er nahm doch wieder die durch seine geographische Lage gebotene Rücksicht auf diese Macht.

Die Unterhandlungen nahmen sogleich einen ganz anderen Ton an.

Noch im Juni forderte Seckendorf den König auf, einer Erklärung beizutreten, durch welche die Mächte die Ausschließung Stanislaus Leszczynskis vom polnischen Throne aussprechen wollten—allein er fand damit nicht mehr die alte Bereitwilligkeit.

Die Minister erinnerten den König, daß der löwenwoldische Vertrag von Österreich und Rußland nicht ratifiziert worden sei, ebendeshalb Preußen nicht binden könne. Die Bemerkung, die gegen England gegolten, wendeten sie nun gegen Rußland und Österreich an: man würde eine subalterne Macht sein, wenn man so schlechthin dem nachtreten wollte, was von den beiden Nachbarn beschlossen worden. Spreche Preußen, sagen sie dann weiter, die Exklusive des Stanislaus aus, so sei es auch verpflichtet, dieselbe aufrechtzuerhalten. Nun wisse man aber, daß der König von Frankreich die Ausschließung seines Schwiegervaters als eine Kriegserklärung ansehen wolle; mit leichter Mühe werde er sich

der westlichen preußischen Besitzungen, Kleves, Gelderns, Neufchatels bemächtigen; auch an den polnischen Grenzen, vielleicht selbst in Pommern, werde man feindliche Anfälle auszuhalten haben. Und alles das wozu? Um einen Fürsten auf den polnischen Thron zu setzen, der jedes billige Zugeständnis verweigere, und um eine Allianz gründen zu helfen, von der man sich vielleicht einmal müsse Gesetze vorschreiben lassen, also zu dem eigenen Verderben.

Da Seckendorf sich auf die Verpflichtungen bezog, die der König durch die früheren Traktate übernommen habe, und auf den Grund derselben die unverweilte Aufstellung einer Truppenschar an den polnischen Grenzen forderte, so befahl der König seinen Ministern — denn er wolle erfüllen, was er schuldig sei, aber nicht einen Schritt weiter gehen —, ihm darüber bei Eid und Pflicht die rechte Wahrheit zu sagen, nicht aus ihrer Erinnerung allein, sondern sich nach dem Archiv zu verfügen und den Inhalt der ratifizierten Traktate im Original nachzusehen.

Recht förmlich ward dies in Ausführung gebracht; auch Grumbkow ward nach dem Wunsche des Königs zu dieser Handlung herbeigezogen.

Man fand nur zwei ratifizierte Traktate, welche in Betracht kommen konnten, den Berliner von 1728 und die Erneuerung des russischen vom Jahre 1730. In dem einen und dem anderen war von diesen Dingen nur ganz im allgemeinen die Rede.

Die Minister erklärten auf ihre treue Eidespflicht, daß in denselben kein Wort stehe, wodurch der König gebunden sei, den Stanislaus vom polnischen Throne abzuhalten. Wenn man später einmal diese Absicht zu teilen schien, so war das nur unter der Voraussetzung der Ratifikation des löwenwoldischen Vertrags geschehen, zu der es aber nie gekommen war. Sie urteilten, daß der König hierin völlig freie Hand habe; möge er in dieser Sache tun, was er wolle, so sei der Kaiser doch verpflichtet, seine anderweiten Versprechungen — in bezug auf Berg — auszuführen.

Hierauf ward den beiden Kaiserhöfen zu erkennen gegeben, Preußen könne sich in ein so gefährliches Unternehmen nicht einlassen, wenn nicht erstlich Sachsen seine Postulate annehme und man ihm zweitens Entschädigung für den in dem Kriege möglich werdenden Verlust zusage; nach der Ausdrucksweise der Zeit heißt es in einer amtlichen Eröffnung vom 9. Juli, man fordere „eine proportionierte Konvenienz und ein Dedommagement“: hierüber müsse eine neue Abkunft in aller Form zwischen

den Höfen aufgerichtet werden, wenn man es nicht vorziehe, den löwenwoldischen Vertrag noch zur Stunde zu ratifizieren.

Es ist hierüber noch eine Zeitlang unterhandelt worden.

Seckendorf sagte: wenn die jülich-bergische Sache in vollkommene Richtigkeit gebracht sei, so werde sein Hof kein Bedenken tragen, Kurland einem preußischen Prinzen zu garantieren; die preußischen Minister verweigerten, auf eine so fernliegende Bedingung einzugehen.

Seckendorf blieb dabei, die kaiserlichen Höfe würden gewiß mit Sachsen nicht abschließen, wenn dies nicht vorher dem König von Preußen in dessen „moderaten und billig-mäßigen Postulatis" Genugtuung gegeben. Allein er sagte damit mehr, als er wußte. In diesem Augenblick war die Sache in Wien schon anders entschieden. In Gegenwart des Kaisers wurden einige Konferenzen über die Frage gehalten, ob man sich auch ohne Teilnahme von Preußen mit Sachsen vereinbaren solle oder nicht. Am 16. Juli entschloß man sich endlich, da Preußen so viele Schwierigkeiten mache, die Ausschließung des Stanislaus auszusprechen, den Traktat mit Sachsen allein zu Ende zu bringen. Er ward an demselben Tage unterzeichnet.

Darin ist allerdings noch die Erwartung ausgesprochen, daß Preußen sich dem Wahlgeschäfte anschließen, der Kurfürst von Sachsen auf dessen billige Wünsche Rücksicht nehmen werde; aber ein gewaltiger Unterschied ist es doch, eine Abkunft verschieben, bis die Bedingung, an die man sie knüpfen will, angenommen worden, und sie unterzeichnen, ehe dies geschehen ist. Es ließ sich leicht voraussehen, daß der sächsische Hof dem König von Preußen nichts bewilligen würde, wenn er sich nicht genötigt fühle; dennoch schloß man in Wien den Vertrag ab; der russische Hof trat demselben bei.

Wir wollen den Staatsmännern, die damals die Politik der beiden Mächte leiteten, kein Verbrechen aus ihrem Verfahren machen. Der Traktat, über dessen Nichtratifikation sich Preußen beschwerte, war eben darum, weil eine solche nicht erfolgt war, weder für die eine noch für die andere bindend. Wenn Preußen sich beklagte, daß man den Abschluß mit Sachsen nicht länger verschoben habe, so hat doch auch die Antwort der Höfe etwas für sich: die Weigerung des Königs von Preußen, die Exklusive gegen Stanislaus Leszczynski auszusprechen, habe ein längeres Warten unmöglich gemacht; man hätte sonst besorgen müssen, daß derselbe sich festsetze, ehe man etwas gegen ihn tun könne.

Aber dabei ist doch unleugbar, daß das ganze bisherige politische System eine Änderung erfuhr. Die beiden Mächte zogen der bisher so engen Verbindung mit Preußen den von ihnen selbst früher bekämpften und ausgeschlossenen Kurfürsten von Sachsen vor.

Wenn wir die Verhältnisse am russischen Hofe richtig beurteilen, so beruhte alles darauf, daß, wie Löwenwolde sich die Bildung der Allianz mit Österreich und Preußen zu einer fast persönlichen Angelegenheit gemacht hat, der Oberkammerherr Biron dagegen die Allianz mit Österreich und Sachsen-Polen beförderte. Biron aber war bei weitem der mächtigere. Man hat damals von ihm gesagt, zum Kaiser fehle ihm nichts als der Name: so entscheidend war sein Wort in jeder Beziehung.

Österreich, das ohne Zweifel auch hierauf mitwirkenden Einfluß ausübte, hatte nur immer den einen Zweck vor Augen, seine Erbfolgeordnung zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen. Dazu schien ihm nichts dringender, als die Ansprüche des Kurfürsten von Sachsen zu beseitigen, die allerdings ein großes Gewicht erlangen konnten, wenn er in die bereits angebahnten Unterhandlungen trat. Um ihn zu gewinnen, war die Thronfolge in Polen das einzige, das entscheidende Mittel. Ihm dabei Bedingungen zugunsten eines Dritten zu setzen, welche seinen guten Willen wieder irremachen könnten, hielt man nicht für ratsam. Man knüpfte überhaupt an diesen Abschluß die größten Hoffnungen. Wenn auch zuletzt Frankreich, vielleicht mit den bayerisch-pfälzischen Höfen, bei seinem Widerspruch verharrte, so dachte man ihm ein großes europäisches Bündnis entgegenzustellen. Man hoffte, Rußland, Polen-Sachsen, die Seemächte und Preußen zu vereinigen, eine Allianz, stärker als jemals eine andere gewesen war, zumal da man jetzt von Schweden nichts mehr zu fürchten brauchte, so daß Frankreich eher auf Verteidigung denken, als sich zu einem Angriff entschließen müsse.

Der König sagte einmal, man wolle ihn wie einen Papagei in einem Bauer einschließen, daß er sich nicht regen könne. Friedrich Wilhelm I. war nicht der Mann, der dies nicht sofort empfunden oder es sich hätte gefallen lassen wollen. Daß Preußen sich nach den Gesichtspunkten, die sein Wesen gebot, bewegen könne, war die Summe seines Ehrgeizes, die tiefste politische Regung, die in ihm lebte. Er beschloß in seinem Sinne, diese Dinge getrennt zu halten, da sie es von Anfang an gewesen waren: die geheime Allianz zu beobachten, so weit sie reichte; übrigens aber seinen eigenen Weg zu gehen. Sich von dem Kaiser auch nur einseitig zu trennen, ward ihm unendlich schwer; er hat es oft

mit einer Treuherzigkeit ausgesprochen, die keinem Zweifel Raum läßt[1]; aber es war nun nicht mehr anders, und zuerst in den polnischen Angelegenheiten mußte es geschehen.

Wollen wir wahrnehmen, wie seine Politik überhaupt eine andere Haltung gewann, so müssen wir ihn in diese und die sich daran knüpfenden allgemeinen Verwicklungen begleiten.

[1] Nur eine Randbemerkung des Königs vom 26. März 1733 sei erwähnt: Meine Feinde mögen tun, was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treue und Blut sein (bin) und bis in mein Grab verbleibe.

Viertes Kapitel.

Teilnahme Friedrich Wilhelms an der polnisch-französischen Verwicklung 1733—1735.

Friedrich Wilhelm kehrte auf seinen ersten Gedanken zurück, daß die Polen einen aus ihrer Mitte zu ihrem König wählen möchten; nicht gerade Stanislaus, den er zwar nicht ausschloß, aber auch nicht empfahl, sondern einen anderen von minderer politischer Bedeutung. Auch gab es eine Anzahl polnischer Großen — man nennt die Wisnowiezki, Radziwill, Sanguszko, Lubomirski, Sapieha —, die, ohne darum sächsisch zu sein, doch nicht billigen wollten, daß ein zu verschiedenen Malen durch die Republik für einen Feind des Vaterlandes Erklärter jetzt auf den Thron berufen werde. Auf verschiedenen Diätinen hat man festgesetzt, daß der zu wählende Piast keine Verbindung mit auswärtigen Mächten haben, dem übrigen Adel gleichstehen solle. Und gewiß wäre nichts wünschenswürdiger gewesen, als daß die Nation sich ein unabhängiges drittes, keiner der beiden Parteien angehöriges Oberhaupt gegeben hätte. Allein die genannten Magnaten konnten sich über ein solches nicht vereinigen; mehrere hätten selber die Krone davonzutragen gewünscht. Dagegen erklärten sich die Potocki mit der ganzen Schar des geringen Adels und zugleich ihre sonstigen Widersacher, die Czartoryski und Poniatowsky, für Stanislaus. Schon bei der Festsetzung des Generalkonföderationseides behielten sie, obgleich nicht ohne mancherlei Gewaltsamkeit und Kampf, die Oberhand; sie merzten jene Bedingung aus der Formel aus. Der Primas, Theodor Potocki, Erzbischof von Gnesen, und der französische Gesandte hielten die Partei zusammen. Als der Wahlreichstag Ende August zusammentrat, zeigte sich eine unzweifelhafte Mehrheit für Stanislaus; von den Andersgesinnten wagten einige nicht zu erscheinen, andere zogen sich nach einiger Zeit zurück; bei den ersten Umfragen, am 11. und 12. September, war alles entschieden. Auf dem Wahlfelde hatten die verschiedenen Woiwodschaften und Povjatys (Distrikte) die ihnen angewiesenen Plätze

eingenommen; dann setzte sich der Primas des Reiches in Bewegung, mit einem Geleit von 500 Mann zu Pferde; zuerst zu den Großpolen; sie riefen alle: Es lebe Stanislaus; so die übrigen: von allen Povjatys haben nur zwei von Sendomir ihn ausgeschlossen; ein einziger Edelmann hat den Kurfürsten von Sachsen genannt, doch nicht, ohne sich dadurch tumultuarische Mißhandlungen zuzuziehen. Man hat dem Primas nachderhand vorgeworfen, daß die widerstrebenden Stimmen durch die Vivats seiner Begleiter übertäubt worden seien; doch ist kein Zweifel, auf dem Wahlfelde herrschte eine beinahe einmütige Stimmung: endlich schwieg auch der letzte Widerspruch eines Wolhyniers; mit allgemeinem Beifall ward Stanislaus begrüßt, der selbst, verkleidet und insgeheim, mitten durch die deutschen und die preußischen Länder herbeigekommen war; er wurde unter den gewöhnlichen Zeremonien zum König ausgerufen.

Die Polen sahen in dem Rechte einer freien Königswahl eine Prärogative, die sie vor allen Nationen der Welt auszeichne. In der Rede, mit welcher der Konvokationsmarschall Massalski die Versammlung auf dem Wahlfelde eröffnete, wird ihr Glück gepriesen, indem Gott in ihnen das Andenken der Freiheit erhalte, die er den Menschen von Anfang an gegeben habe: — bei anderen Völkern könne es geschehen, daß ein Erbherr, dem die Hände noch mit dem Wiegenbande gebunden, als Gesetzgeber erscheine, die Unterwerfung der Polen stamme aus ihrem freien Willen. Bei solcher Gesinnung hätten sie nun entweder allem fremden Einfluß widerstreben oder, wenn sie gar Annäherung an eine auswärtige Macht ratsam fanden, diese dann mit aller Anstrengung gegen europäische Widersacher aufrechterhalten müssen. Es flößt ein moralisches Mitleiden ein, wenn man sieht, wie die Polen bei alle diesem Selbstgefühl sich doch zu keiner Handlung wahrer Selbständigkeit erheben, sich durch fremden, mit Geld, wir wollen nicht geradezu sagen, hervorgebrachten Einfluß fortreißen lassen, ohne sich recht bewußt zu sein, was sie tun. Das mächtige Rußland hatte ihnen angekündigt, es für eine Kriegserklärung halten zu wollen, wenn sie Stanislaus wählten; nichts war gewisser, als daß dies Wort erfüllt werden würde: welche Vorkehrungen traf man, um einem solchen Anfall zu begegnen? Man hat nichts bedacht, nichts vorgekehrt. Wie die Sachen gingen, so fanden die Russen nicht allein keinen Widerstand, sondern eine bessere Unterstützung, als sie jemals hätten hoffen können. Die Nichteinverstandenen, welche sich von dem Wahlreichstag getrennt und nach Praga begeben hatten — noch besonders dadurch be-

leidigt, daß man dort gar nicht einmal die Rückkehr der zu ihnen abgeschickten Boten erwartet, sondern den Primas zu unverzüglicher Proklamation des Stanislaus genötigt hatte —, begaben sich unter den Schutz der von ihnen selbst eingeladenen, unter Lascy heranrückenden russischen Truppen. Dann aber blieb ihnen nichts weiter übrig, als demjenigen ihre Stimme zu geben, den die Kaiserin und einige Bischöfe ihnen vorschlugen. Noch ehe der Termin des Wahlreichstags vollends abgelaufen, kamen sie in die Nähe von Warschau zurück und nahmen auch ihrerseits ein Wahlfeld ein, wo vor Zeiten wenigstens ein König, Heinrich von Anjou, erhoben worden war; hier, nicht ohne die altherkömmlichen Formen zu beobachten, soweit ihre geringe Anzahl es gestattete, erwählten sie am 5. Oktober 1733 den Kurfürsten von Sachsen zum König von Polen. In einem nahen Walde standen die Russen. Noch waren ihrer nicht mehr als 12 000. Wer hätte nicht erwarten sollen, daß der feurige Adel, bei 100 000 Köpfe stark, sich gegen sie erheben und sie zurückwerfen würde? Die Zeiten solcher Tatkraft aber waren vorüber. Damals setzten die Polen ihre ganze Hoffnung auf französische Hilfe.

Auch nahm man nirgends in der Welt einen so lebhaften Anteil an dem polnischen Ereignis wie eben in Frankreich. Eine Anzahl reicher Privatleute, Geldbesitzer, Große des Hofes haben den Freunden des Stanislaus über Amsterdam und Hamburg ansehnliche Summen zukommen lassen und seine Erhebung unterstützt. In der Schloßkapelle zu Versailles sang man ein Tedeum dafür: in Paris mußte eine beabsichtigte Erleuchtung durch ein Verbot gehindert werden. Wir berührten schon, daß Ludwig XV. hatte erklären lassen, die Ausschließung seines Schwiegervaters werde er als eine Kriegsankündigung desjenigen Hofes betrachten, der sie ausspreche.

Einander gegenüber erscheinen diese beiden Drohungen, Rußlands, die Wahl des Stanislaus, Frankreichs, die Ausschließung desselben als eine Kriegserklärung betrachten zu wollen; doch ist zwischen ihren Drohungen ein großer Unterschied. Rußland richtete die seine gegen die polnische Nation, insofern sie für Stanislaus sei; Frankreich die seine nicht etwa gegen die Polen, welche gegen ihn waren; seine vornehmsten Absichten gingen gegen die Höfe selbst, besonders gegen Österreich.

Wir wissen, mit welcher Eifersucht man in Versailles den Fortgang der österreichischen Erbfolgesache beobachtete; sie verdoppelte sich, wenn man in Betracht zog, daß der Herzog von Lothringen zum Gemahl der Erbin von Österreich und zugleich

zum römischen König bestimmt war, daß hierdurch sein Land in den großen Komplex der kaiserlichen Gebiete gezogen werden sollte. Wie oft ward die Friedensliebe des Kardinals Fleury angeklagt, daß er es versäume, sich der Vollziehung eines solchen Ereignisses entgegenzusetzen: bald werde Lothringen ein furchtbares militärisches Bollwerk gegen Frankreich bilden. Marschall Villars, der noch in den Erinnerungen des Zeitalters Ludwigs XIV. lebte, hat einst im versammelten Geheimen Rat den Kardinal gefragt, ob dies Vorhaben nicht ebenso gefährlich für Frankreich sei wie einst die Ligue von Augsburg, und da dies einleuchte, ob man nicht ebensogut zu den Waffen greifen müsse wie damals; — Ludwig XV. habe keinen Verbündeten gehabt, jetzt habe man deren.

So friedfertig Kardinal Fleury auch erschien, so setzten sich doch in ihm — es wird uns noch oft entgegentreten — die alten Grundsätze der französischen Politik fort, die auf ein allgemeines Übergewicht gerichtet waren; nur daß er weniger lärmend und ungeduldig als seine Vorgänger, mehr im stillen vorbereitend zu Werke ging[1]. Eben erst der Verbündeten suchte er sich jetzt zu versichern. Pfalz und Bayern hatte er schon lange, unter anderem auch durch das Versprechen, das erste in der Bergischen Sache zu unterstützen, an sich gefesselt. Es gelang ihm, den König von Sardinien, in dessen Rate einige von dem Wiener Hofe beleidigte Minister das Wort führten, zu gewinnen. Hauptsächlich ward jede Irrung beseitigt, die noch mit Spanien obwalten konnte; es ward ein Vertrag verhandelt und nach kurzer Zeit zustande gebracht, in welchem sich die beiden Mächte vereinigten, sich der Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der ältesten Tochter des römischen Kaisers, als welche die Sicherheit des bourbonischen Hauses gefährde, mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Alle Pläne wachten auf, welche die Bourbons jemals gehegt, in deren Erreichung sie nur durch die Dazwischenkunft der Seemächte und der protestantischen Deutschen gestört worden waren. Fleury soll gesagt haben, er denke auf eine Karte gegen Österreich ein paar Königreiche zu gewinnen.

Diese Karte im Hasardspiel der Politik und des Krieges war die polnische Sukzession. Deren Durchführung erschien ihm wünschenswert, aber noch viel höher schlug er die Gelegenheit an, den alten Kampf gegen Österreich unter günstigen Umständen zu erneuern.

---

[1] Französische Geschichte, 17. und 18. Buch.

Man möchte zuweilen verzweifeln an dem Nutzen menschlicher Voraussicht, bei der Art, wie Staatsangelegenheiten geführt werden. In Wien ist der Gang dieser Dinge von dem ersten Augenblick an, wo Maria Leszczynska aus einem Kloster von Innsbruck verschwand, um mit dem König von Frankreich vermählt zu werden, vorhergesehen, und jeder weitere Schritt in dieser Richtung beobachtet, dahin ausgelegt worden; die Ausführung dieser Absichten aber hat man darum nicht gehindert, sondern eben das getan, was dem Gegner dazu erwünscht war.

Österreich war so wenig gegen Frankreich gerüstet wie Polen gegen Rußland; dennoch trug weder das eine noch das andere Bedenken, den Fehdehandschuh aufzunehmen, der ihm hingeworfen wurde; Polen wählte Stanislaus, Österreich schloß ihn aus.

Hätte man aber nicht glauben sollen, daß Österreich, als es sich auf diese Weise mit einem Kriege an den westlichen Grenzen bedroht sah, nun auch wenigstens darauf denken würde, den Freund, dessen Bundesgenossenschaft ihm bereits von unbeschreiblichem Nutzen gewesen, gegen den es Verpflichtungen übernommen, die von diesen Dingen unabhängig waren, den König von Preußen wieder an sich zu ziehen, um mit ihm im Bunde zugleich die deutsche und die eigene Sache zu verteidigen? Es schlug ein Verfahren ein, fast noch unerklärlicher als das erste.

Der König von Preußen fühlte sich in den polnischen Angelegenheiten verletzt; darum hätte er aber nimmermehr den Franzosen am Rheine den Sieg gegönnt; daß sie Lothringen erobern sollten, lief gegen seine Politik. Ihm seinerseits war es ganz recht, wenn dies Land einmal mit Österreich verbunden wurde: wofern nur dagegen auch der preußische Anspruch auf Berg zur Ausführung gelangte.

Obwohl mißvergnügt, näherte er sich doch, als der Krieg ausbrach, von freien Stücken dem Wiener Hofe. Er bot dem Kaiser an, mit aller seiner Macht an demselben teilzunehmen, noch im November 1733 mit dreißig- bis vierzigtausend Mann am Niederrhein zu erscheinen, sich entweder mit den Völkern des Kaisers und des Reiches zu vereinigen oder auch allein nach jeder Seite hinzuwenden, wo eine Gefahr drohe. Dagegen forderte er nichts, als was ihm ohnehin zugesagt war und allem menschlichen Ansehen nach zufallen mußte, das Herzogtum Berg, nur zugleich mit Düsseldorf und unter der Bedingung, sich dasselbe durch vorläufige Besitznahme ohne Verzug zu sichern. Ich kann nicht finden, daß er irgendeine andere Absicht gehegt hätte.

An dem Wiener Hofe konnte man unmöglich den Vorteil verkennen, den eine Hilfsmacht wie die dargebotene hätte leisten können; aber man würdigte sie vielleicht nicht nach Gebühr; und vor allem, man fühlte eine unbezwingliche Scheu, diese nunmehr so gewaltig fortwährend anwachsende Kriegsmacht, welche nicht mehr in einer untergeordneten Rolle festzuhalten war, neben sich erscheinen zu sehen. Der König bekam aus Wien eine Antwort wie kurz vorher aus Dresden, in allen Formen des freundlichsten Verständnisses, aber ausweichend und ablehnend. Es hieß darin, der Kaiser werde zufrieden sein, wenn Preußen die im Allianztraktate festgesetzte Hilfe von 10 000 Mann ins Feld stelle; wogegen er nochmals heilig versichere, zur Herbeibringung von Berg, sobald es erledigt werde, alles mögliche beizutragen. Der König war erstaunt und verwundert. „Siehe da", sagt er in einem seiner Briefe, „wie gut beraten Se. Ks. Majestät ist; es geht ihm in der französischen Sache wie in der polnischen; — mögen nun die Franzosen den Meister spielen, ich habe mich nicht hineinzumischen, aber so mag denn auch der Kaiser sich einen anderen Verbündeten suchen, um alles für ihn einzusetzen, wie ich getan haben würde."

Es war ein peinvoller Augenblick für König Friedrich Wilhelm, in welchem er fast selber irre wurde in dem Kerne seiner politischen Gedanken. Er hatte alles getan, um ein starkes Heer aufzustellen, von dem er sich Ansehen und Einfluß in Europa versprach. Jetzt, bei der ersten Gelegenheit, wo er die Dienste desselben einem Verbündeten anbot, der ihrer dringend bedurfte, nur unter der Bedingung der vollen Ausführung der durch einen früheren Traktat festgesetzten Zusagen, ward er zurückgewiesen. Er hat wohl einmal gesagt, es wäre besser, die Armee gar nicht zu haben; wollte er sich begnügen, zehntausend Mann zu halten, so würde er keiner Kontribution bedürfen, sein Land würde dann noch in viel bessere Aufnahme kommen und eins der reichsten in der Welt werden. Fast schien es ihm, die Macht bedeute doch nicht so viel, als er geglaubt hatte.

Wir dürfen sagen: er war nur noch nicht mächtig genug! Sein Kriegsheer erweckte Eifersucht, aber erzwang ihm keine unbedingte Rücksicht. Man wußte sehr wohl, daß seine Gedanken von dem reichsständischen Gesichtskreis, wiewohl er sich hie und da von demselben loszureißen suchte, wesentlich umfangen wurden. Obgleich zurückgestoßen von Österreich und Rußland und noch immer nicht ohne den Stachel der alten Beleidigung von England, war er doch nicht in der Stimmung und Sinnes-

weise, um, ohne die äußerste Not, eine Wendung nach der französischen Seite hin zu nehmen.

Er war beleidigt und hatte Waffen; aber man brauchte ihn nicht zu fürchten.

Der kaiserliche Hof blieb dabei, daß man den König von Preußen nicht als einen Verbündeten, Gleichstehenden behandeln müsse, sondern als einen Reichsstand.

Das war überhaupt für die Macht der deutschen Nation das Verderblichste in dem alten Reichssystem, daß diese nur aus der selbständigen Kraft der größeren Gebiete hervorgehen konnte; daß aber, sobald eine solche sich erhob, in dem Reichsoberhaupte darüber eine Eifersucht entstand und entstehen mußte, die ihm früherhin Unterdrückung, jetzt, wo daran nicht zu denken war, ein Beiseitehalten derselben wünschenswert erscheinen ließ, selbst in so dringenden Fällen wie der damalige.

Bei alledem würde der Kaiser seinen reichsoberhauptlichen Standpunkt nicht so schroff hervorgekehrt haben, wenn er nicht anderer Verbündeten sicher zu sein geglaubt hätte. Er rechnete mit Bestimmtheit auf den Beistand der Seemächte; es schien ihm unmöglich, daß diese das Gleichgewicht von Europa, für das sie so oft das Schwert gezogen, nicht auch in der augenscheinlichen Gefahr, in der es sich jetzt befand, verteidigen sollten.

Was England anbetrifft, so wäre König Georg II. für seine Person sehr geneigt gewesen, das Verhältnis der alten Allianz wiederherzustellen. Sein Gesandter hat in einem Augenblick, wo Österreich noch zweifelte und schwankte, eine Erklärung darüber gegeben, welche alles hoffen ließ. Nation, Parlament und besonders die Kaufmannschaft des Reiches aber waren nicht dieser Meinung. Sie hatten nicht vergessen, in welchen Gegensatz mit ihnen Karl VI. durch seine merkantilen Bestrebungen vor kurzem getreten war. Die Dinge nach ihrem Erfolge kurz und gut beurteilend, hatten sie gefunden, daß es dem englischen Handel keinen Vorteil bringe, wenn Neapel und Sizilien von Wien aus regiert werde.

Dazu kam, daß der leitende Minister Robert Walpole, der ein durchaus friedliches System befolgte und immer in guten Verhältnissen mit Frankreich stand, nicht geneigt war, sich in die Verlegenheit zu stürzen, welche ihm seine Feinde wünschten. Er erklärte, er könne nichts ohne Holland tun.

Von Holland aber lag am Tage, daß es nichts tun würde. Man sieht da recht, wie sehr es Fleury zustatten kam, daß er seinen Angriff auf den durch die Friedensschlüsse anerkannten Bestand

Herzog Carl von Braunschweig.

Graf Heinrich von Brühl.
Nach dem Porträt von Balechoux.

der kaiserlichen Lande durch einen anderweiten Kriegsanlaß begründete. Die Republik Holland hat den Kaiser, noch ehe die Sachen zu ihrer Entscheidung gelangten, gewarnt, sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, selbst wenn er das Recht haben sollte, dies zu tun; in ihren Verträgen mit ihm sei kein Artikel zu finden, ihm alsdann Hilfe zu leisten. Daran hielten sie fest, auch als der Krieg ausbrach.

Genug, die beiden Seemächte, auf die man in Wien vornehmlich rechnete, rührten sich nicht. Und da auch die freie, nicht bloß reichsständische Bundesgenossenschaft Preußens zurückgewiesen wurde, so mußte sich nun das Schicksal erfüllen.

Die Franzosen besetzten Lothringen und Bar, um es niemals wieder zu verlassen. Diese Eroberung ließ sich in diesem Augenblick so wenig verhindern, daß man ihrer in der deutschen Geschichte kaum mit einem flüchtigen Worte gedacht hat. Die Aufmerksamkeit ward durch andere noch dringendere Gefahren gefesselt.

Noch lebten ein paar von den Kriegsanführern, welche den Ruhm der Zeiten Ludwigs XIV. darstellten und an der Idee derselben festhielten: sie waren, solange der französische Hof eine andere Politik befolgte, wenig in Tätigkeit und ohne Einfluß gewesen; plötzlich traten sie wieder hervor.

Unter allen Feldherren Ludwigs XIV. hatte Berwick wohl das meiste zur Befestigung Philipps V. in Spanien beigetragen, durch geschickte Manöver wie im Jahre 1706 und durch entscheidende Schlachten, er ist der Sieger von Almanza; — er hatte sich auch in seiner Zurückgezogenheit von Fitzjames, wo er der Gartenkunst pflegte, überaus glücklich gefühlt. Jetzt, zu neuen Waffentaten aufgerufen, erschien er bei der Armee in Straßburg. Man erlebte zum erstenmal, was es bedeute, daß Straßburg im letzten Frieden an Frankreich überlassen worden. Ohne Verzug wurde von da aus der Rhein überschritten; Oktober 1733 besetzte er Kehl, um den Übergang für die Folge freizuhalten.

Villars, der schon 1672 dem König Ludwig XIV. in seinem Unternehmen gefolgt war, einmal im Begriff gestanden, den Kurfürst von Bayern nach Wien zu führen und an der späteren Politik seines Hofes am meisten tadelte, daß sie 1725 die Gelegenheit versäumt hatte, ein drittes Haus Bourbon zu errichten, welchem die österreichische Monarchie zugefallen wäre, wurde gleichsam wieder jung, als die alten Absichten wieder emportauchten; mit Freuden übernahm er den Oberbefehl über die Armee in Italien, soviel Jahre er auch schon zählte; ich glaube,

sagt er in seinen Memoiren, meinem König und dem König von Spanien meine Dienste nicht versagen zu dürfen, solange noch ein Blutstropfen in meinen Adern übrig ist. Schon am 3. November 1733 ward Mailand von der französisch-sardinischen Armee in Besitz genommen; im Dezember eroberte Villars das damals sehr feste Pizzighetone; in einem Augenblick war er Meister der ganzen Lombardei.

Und da nun die österreichische Macht dergestalt am Po und am Rhein vordringende Feinde zu bekämpfen hatte, so konnten die alten Pläne des spanischen Hofes, in denen sich der Ehrgeiz der Farnesen mit dem der Bourbons durchdrang, ausgeführt werden. Don Carlos, der infolge der früheren Festsetzungen Besitz in Parma ergriffen hatte, erhob sich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, das der Graf von Montemar in Toskana gesammelt, zur Eroberung von Sizilien und Neapel. Ich möchte nicht ohne Einschränkung wiederholen, was man oft gesagt hat, die Abneigung der Neapolitaner gegen das österreichische Regiment, ihr Wunsch, eine eigene Regierung zu haben, sei dabei sehr wirksam gewesen: der unparteiische und wohlunterrichtete Foscarini versichert vielmehr, seit Jahrhunderten sei von den Einwohnern des Königreichs keiner Regierung mehr Ergebenheit bewiesen worden als der damaligen; aber dazu reichte diese doch nicht hin, um den Kaiserlichen, die auch ihrerseits auf den Kampf nicht vorbereitet waren, die Behauptung des Landes möglich zu machen. Die Spanier beherrschten die See; den Österreichern kam diesmal keine englische Flotte zur Hilfe. Dem durch den Kirchenstaat einbrechenden Kriegsheer vermochten die Kaiserlichen keinen Widerstand zu leisten. Schon im Mai 1734 konnte Don Carlos den Titel eines Königs beider Sizilien annehmen. Ein paar feste Plätze hielten sich eine Zeitlang, diesseits der Meerenge Gaeta und Capua, jenseits derselben Siracusa und Trapani, jedoch ohne daß dies die Besitzergreifung gehindert hätte.

Man muß dies Unternehmen als eine Fortsetzung des Spanischen Erbfolgekrieges ansehen. Wenn der bourbonisch-spanische Hof einst beim Wiener Frieden auf seine Ansprüche Verzicht leistete, so hatte er das doch nur in der Hoffnung getan, seine Absichten auf eine andere Weise zu erreichen. Da daraus nichts geworden war, so kehrte er zu seiner früheren Politik zurück. Als Philipp V. 1731 seinen Sohn nach Italien schickte, umgürtete er ihn feierlich mit dem Schwerte, das er selber einst getragen, als er von Ludwig XIV. nach Spanien entlassen wurde.

Doch kann man diese Ereignisse kaum einen Krieg nennen. Es

war die Besitznahme militärisch vernachlässigter, unverteidigter Provinzen; wollte der Kaiser sein Erbteil behaupten, so mußte er es wieder erobern.

Von Anfang an aber sah es nicht aus, als ob er dazu fähig sein würde. Es dauerte bis in den Sommer des Jahres 1734, ehe er zwei Heere ins Feld brachte, das eine im Mantuanischen unter Mercy, das andere unter dem Prinzen Eugen am Rhein, bei welchem die Reichstruppen standen; doch zeigten sich diese höchstens geeignet, dem Feinde ein weiteres Vordringen zu verwehren, nicht etwa ihm seine Eroberungen zu entreißen.

Glücklicherweise haben wir nicht die traurige Pflicht, die Feldzüge von 1734 und 1735 ausführlich zu schildern.

An dem ersten nahm der König von Preußen, dem sein Kronprinz vorausgegangen, persönlich teil. Er stellte die 10 000 Mann, welche ihm der Berliner Vertrag auflegte — denn von dem wollte er kein Haar breit abweichen, und Eugen bekannte — die preußischen Truppen seien bei weitem die besten von allen, welche erschienen waren. Aber gegen die Franzosen anzugehen, welche in zwei Abteilungen über den Rhein gekommen und Philippsburg belagerten, die Verschanzungen anzugreifen, die sie hier um sich gezogen — mit einer Kunstfertigkeit, in der sie noch den Preis von Europa hatten —, hielt sich Eugen doch keinen Augenblick für stark genug; vor seinen Augen ging diese wichtige Festung verloren. Er begnügte sich, durch wohlgewählte Stellungen bei Heilbronn und Bruchsal die vorderen Reichslande zu decken. Als der König von Preußen angekommen, war er zufrieden, daß dieser, dem er die Gründe seines Verfahrens auseinandersetzte, dasselbe billigte. So feurig der Kronprinz eine Schlacht gewünscht hätte, so meint er doch, dem alten Feldherrn mache jetzt auch seine Untätigkeit Ehre.

Im Jahre 1735 waren die Dinge besser vorbereitet. Zu den Truppen des Kaisers und des Reiches, neben denen man besondere Abteilungen der Preußen, Sachsen, Hannoveraner und Hessen unterschied, stießen diesmal auch die russischen Hilfsvölker, für die man vorzügliche Sorge trug. Die Armee konnte 130 000 Mann stark sein; unter ihrem vorsichtigen Führer, dem Prinzen Eugen, der im Anfang des Juni den Oberbefehl übernahm und sein Lager zuerst bei Bruchsal, dann bei Heidelberg aufschlug, genügte sie, die Franzosen, welche, wenn nicht in gleicher, doch in wenig geringerer Zahl, unter dem Marschall von Coigny eine Stellung bei Ost- und Westhofen genommen, auf dem linken Rheinufer festzuhalten. Man erschöpfte sich gegenseitig in Bewegungen, wie

sie die gelehrte Kriegskunst ratsam erscheinen ließ, aber ohne alle Erfolge. Es waren schon Ereignisse, wenn ein französischer Parteigänger, La Croix, der herübergekommen, im Rheingau in die Hände der Landmiliz fiel, oder wenn preußische Husaren von einem Ausfall einige Gefangene und viele Wunden zurückbrachten. Mochte man aber auf diese Art sich tapfer erweisen, so konnte man weder die verlorenen Festungen noch vollends Lothringen wiedererobern. Die Franzosen behaupteten alle Vorteile, deren sie sich im Beginn des Krieges bemächtigt hatten.

Noch weniger ließ sich in Italien eine günstige Umwandlung der Dinge erwarten. Die Verbündeten erschienen in der Lombardei mit dreimal stärkeren Kräften als der Kaiser, und der General, welchem nach mancherlei Wechsel der Oberbefehl über dessen Truppen mit einiger Zuversicht anvertraut worden, Graf Königsegg, erwarb sich einen gewissen Ruhm schon dadurch, daß er das Heer ohne Niederlage in das Gebiet von Trient zurückzog.

Es gibt große Ereignisse in der Weltgeschichte ohne große Taten. So wenig literarische Genugtuung sie dem Erzähler oder dem Leser gewähren, so sind sie doch der Betrachtung überaus würdig; eines von ihnen ist das vorliegende.

Wenn man den Ursachen der österreichischen Unfälle nachforscht, so liegen sie, wie berührt, nicht in der Abneigung der Völker, auch wenigstens nicht allein in dem Mangel an militärischer Vorbereitung. Oder hätten die österreichischen Truppen Neapel und Sizilien wohl in der Tat gegen die spanisch-französiche Flotte verteidigen können, wenn ihnen keine eigene Kriegsmarine zur Seite stand? Daß der Krieg einen so ganz anderen Gang nahm als der über die spanische Erbfolge geführte, kam allein von der veränderten Lage der großen Mächte her. Ohne die Hilfe von England und Holland und die Teilnahme der protestantischen Deutschen war Österreich einem Anfall wie der, den es erfuhr, nicht gewachsen. Der Erfolg beruhte weniger auf Waffentaten als auf dem politischen Machtverhältnis im allgemeinen. Wenn man die Kräfte, die miteinander im Kampfe waren, gegeneinander abwog, so war dies das Resultat. So wird es immer gehen, wofern sich nicht Regierungen und Völker, jene mit Umsicht führend, diese mit Tapferkeit streitend, zu kräftigem Widerstand vereinigen. Davon aber war damals nicht die Rede.

Und da nun Frankreich im Westen vollauf beschäftigt war und dem Osten keine eigentliche Aufmerksamkeit zuwenden konnte, so erfolgte hier nach demselben Gesetze, daß sich das Übergewicht nach der anderen hin neigte. Die Anhänger Leszczynskis

muteten sich keine ernstlichen Anstrengungen zu, sie wichen wie aus der Hauptstadt, so weiter von Ort zu Ort; endlich mußte es eine ursprünglich deutsche, allerdings seit Jahrhunderten mit der Republik verbundene Stadt sein, das schon manchesmal vergeblich belagerte Danzig, welches dem zurückweichenden König zur Zuflucht diente; übrigens aber hatten die Russen allenthalben die Oberhand.

Schon durch diesen Gang der Dinge geriet der König von Preußen in eine sehr nachteilige Lage. Man sieht hier wohl, was es sagen will, wenn sich einst der Große Kurfürst zum Grundsatz gemacht hatte, niemals neutral zu bleiben; das ist: keine Entscheidung der europäischen Dinge zuzulassen, ohne das Gewicht seiner Kräfte hineinzuwerfen. König Friedrich Wilhelm war jetzt in den Fall gekommen, davon ausgeschlossen zu sein: aber dadurch geschah ihm dann, daß auf beiden Seiten seine Sympathien mehr dem geschlagenen Teile galten. Am Rheine war er gegen die Fortschritte der Franzosen, und er setzte sich ihnen als Reichsstand entgegen; in Polen war er gegen die Befestigung des Kurfürsten von Sachsen und die Fortschritte der Russen an den Mündungen der Weichsel.

Wie gern hätte er die Belagerung von Danzig, zu der die Russen sich anschickten, verhindert! Er ließ der Kaiserin Anna vorstellen, welch ein unersetzlicher Schade seinen preußischen Untertanen dadurch erwachsen werde; sie antwortete ihm, das Betragen der Danziger gegen sie sei so unehrerbietig gewesen, daß sie dieselben strafen müsse. Im Frühjahr 1734 zog General Münnich zur Belagerung heran. Friedrich Wilhelm mußte zusehen, daß eine Stadt, der er den lebhaftesten Anteil widmete, von feindlichen Bomben zerstört, ihre Fluren weit und breit verwüstet wurden. Die Bürgerschaft, von den Franzosen nur durch wirkungslose Demonstrationen unterstützt, faßte den Gedanken, sich an den König von Preußen anzuschließen: sie hat wirklich einmal angefragt, ob er sie in seinen Schutz nehmen wolle, wenn sie mit ihren Privilegien zu seinem Throne herzutrete. Ein Schritt dieser Art wäre aber der damaligen Ordnung der Dinge in Europa entgegengelaufen, und Friedrich Wilhelm konnte sich nicht dazu entschließen.

Noch wurden ihm von beiden Seiten unaufhörlich Anträge gemacht. Einverstanden mit den Großen der Krone, die ihn umgaben, erbot sich König Stanislaus zu einer Länderabtretung, durch welche Ostpreußen und Pommern in unmittelbare Verbindung gesetzt würden; die Republik sollte dieselbe später sank-

tionieren, Frankreich sie gewährleisten. Noch zu größerem Gewinn machte die Kaiserin Anna Hoffnung. Sie trug dem König Friedrich Wilhelm, wenn er sich für Sachsen erkläre, die Woiwodschaft Pommerellen nebst den dazu gehörigen Starosteyen, den Besitz von Elbingen an, auch die Ratifikation des löwenwoldischen Vertrages ließ sie noch einmal hoffen. Und ob nun der König nicht einen Entschluß fassen, das eine oder andere mit rascher Hand hätte ergreifen sollen? Die Sachen waren dahin gediehen, daß beides mit der größten Gefahr verknüpft war. Hätte er sich mit den Franzosen und ihren Freunden vereinigt, so würde er mit dem Kaiser gebrochen haben, was er wegen seiner Reichspflichten und jener Rücksicht auf Berg nicht tun wollte. Hätte er sich den Russen angeschlossen, so würde er leicht mit den Franzosen, die nun die Übermacht besaßen, zerfallen sein und seine rheinischen Landschaften einem Einfall derselben ausgesetzt haben. Überdies aber: er konnte kein rechtes Zutrauen mehr fassen; die Welt, sagte er, sei voller Betrug, „wer sich mit niemandem verbinde und sich geschlossen halte, der fahre am besten".

Zunächst trug er nur Sorge, jede Anmutung von sich zu weisen, mit der jemand seiner Unabhängigkeit zu nahe trat.

Nachdem Stanislaus Leszczynski sich noch in dem letzten Augenblicke der Gefahr unter Abenteuern höchst mühseliger Art, von denen er selbst mit gewandter Feder Bericht erstattet hat, aus Danzig in das preußische Gebiet gerettet und nach Königsberg gekommen war, machte der Wiener Hof dem Könige von Preußen den Antrag, den Flüchtling der Zarin auszuliefern. Friedrich Wilhelm fand diesen Gedanken grausam und wies ihn weit von sich. Vielmehr gab er dem Kaiser aufs neue den Rat, Stanislaus auch jetzt noch anzuerkennen, wodurch er allein die Provinzen, die man ihm entreißen wolle, zu retten vermöge. Er wiederholt, was er immer gesagt, die Sache sei nicht gerecht; warum wolle man ihn nicht König in Polen sein lassen; warum halte man sich nicht an seine alten Freunde, die Seemächte und das Reich; warum ziehe man die russische Freundschaft jeder anderen vor? Man werde keinen Vorteil von derselben haben; Gott sei nicht bei dieser Sache. Er schreibt mit dem herzlichen Eifer eines alten Reichsfürsten, in welchem bei aller Verwerfung der Politik des Kaisers eine innere Hingebung gegen denselben gleichsam wider Willen fortdauert. „Er werde Gott anrufen, daß er dem Kaiser die rechte Gesinnung eingebe."

Bald darauf hörte man, General Münnich, mit dem man schon

vor Danzig in einem widerwärtigen Briefwechsel verwickelt worden war, habe sich vernehmen lassen, wenn der König nicht in Güte zu bewegen sei, Stanislaus und dessen Umgebung aus Königsberg wegzuschaffen, so sei das russische Heer nicht zu entfernt, um nicht dort im Lande ihm eine Visite zu geben und Stanislaus mit Gewalt wegzuführen. Der König von Preußen nahm diese Drohung sehr ernsthaft. Er ließ den Gesandten der drei Höfe, Lichtenstein von Wien, Brackel von Petersburg und Ponikau von Dresden entbieten: sollte ein Gedanke dieser Art, was er nicht glaube, gehegt werden, so würde er nicht allein seine am Rhein stehenden Truppen auf der Stelle zurückziehen, sondern sich auch wegen des Schadens, den er in Preußen erleiden dürfte, an Sachsen halten. Er ruhte nicht, bis Münnich erklärte, er habe niemals Reden dieser Art geführt; denn wohl sei ihm bewußt, welche Rücksicht er dem Könige von Preußen verschulde.

Dem Könige war wohl angemutet worden, den französischen Gesandten aus Berlin zu entfernen, nachdem das Deutsche Reich den Franzosen den Krieg erklärt habe. Er antwortete, er sei nicht allein ein Reichsfürst, sondern auch ein souveräner König, dem es zustehe, fremde Gesandte an seinem Hoflager zu sehen, möge sich dies nun in Königsberg in Preußen oder in der Mark Brandenburg befinden. Aber darum hatte nun dieser Gesandte — der Marquis de la Chetardie — nicht etwa gute Tage in Berlin: oft suchte er vergebens um Audienz nach; zuweilen wurden unangenehme Erklärungen gewechselt; auch ihm ward nichts nachgesehen, was dem Unabhängigkeitsgefühl des Königs entgegenlief. Eines Tages, noch im Juni 1734, trat Chetardie denselben auf der Parade von Potsdam an, um ihm zu sagen, die französische Regierung nehme einigen Anstoß daran, daß sich der Kronprinz zur Armee begebe: überhaupt müsse sie eine bündige Versicherung erhalten, daß der König nicht mehr als die 10 000 Mann ins Feld stellen und sonst eine strenge Neutralität beobachten wolle, wo nicht, so werde sie sich genötigt sehen, feindlich gegen ihn zu verfahren. Der König antwortete, da sein Verhalten in der polnischen Angelegenheit den französischen Bundesgenossen — denn ihn gehe Stanislaus nichts an — zu so großem Vorteil gereiche, hätte er nicht erwartet, daß man ihm Dinge dieser Art unter die Augen sagen würde: einen Revers, wie man fordere, werde er niemals ausstellen, sich von der Sache des Reiches nimmermehr trennen, sich die Hände nicht binden lassen: wolle Frankreich Krieg mit ihm haben, so sei er bereit, einen solchen anzunehmen. Die Minister, an die eine ähnliche Eröffnung von Frankreich gelangt war,

fügten hinzu: wenn der Prinz zur Armee gehe, so suche er sich nur in dem zu vervollkommnen, was ihm als dem Erben der Krone das Notwendigste sei; was den König betreffe, so müsse sich dieser das Recht vorbehalten, sich seiner ganzen Macht zu bedienen, sei es, daß dies wegen seiner Ansprüche auf Jülich-Berg oder auch deshalb nötig werde, weil die französischen Waffen zu tief in Deutschland eingedrungen. Es ist sehr auffallend, daß die Franzosen, obwohl ihnen der Reichskrieg erklärt war, doch weder am mittleren noch am niederen Rheine etwas Ernstliches unternahmen. Nur aus der Rücksicht auf Preußen kann man es erklären. Weder Köln noch Mainz noch auch Koblenz sollten die Franzosen angreifen: die preußischen Minister sagen ihnen, würden sie eine von diesen Städten oder auch nur Rheinfels besetzen, so wüßten sie nicht, wie es weiter zwischen ihnen gehen werde. Ohne Zweifel waren die Generalstaaten derselben Gesinnung. So viel fehlte daran, daß zwischen Preußen und Frankreich ein Verständnis obgewaltet hätte. Über die Sache von Berg ist einmal zwischen ihnen unterhandelt worden. Nur mit einigem Widerstreben ließ sich der König darauf ein und stellte noch stärkere Forderungen auf, als die ihm der Kaiser bewilligt hatte: man ist einander damals keinen Schritt breit näher gekommen.

Berührungen mit fremden Mächten riefen in Friedrich Wilhelm das Bewußtsein des Gegensatzes auf, in welchem er zu ihnen stand. Gegen den Kaiser machte er geltend, daß er ein souveräner Fürst sei, gegen Frankreich, daß er reichsständische Pflichten habe.

Eine Stellung abermals der Neutralität, doch nicht wie jene von 1727, wo Preußen das Zusammentreffen der Mächte verhinderte: in der Mitte der schon ausgebrochenen Bewegungen, in die man sogar an einer Stelle mit eingriff, mußte sie jetzt behauptet werden; nicht eben aus Friedensliebe; der König war auf einen isolierten Standpunkt gedrängt, weil er fremden Absichten keinen Einfluß verstatten wollte; eigensinnig hielt er ihn ein, aber voll Würde und Mannhaftigkeit; in der Ruhe ehrgeizig. Wir sehen das stolze Selbst des Staates, niemandes bedürftig, beruhen auf seiner eigenen Kraft, während die anderen um ihn her ihre Angelegenheit ausfechten. So mag sich, wenn wir das Unähnliche vergleichen dürfen, in der Mitte parlamentarischer Kämpfe ein seiner Sache sicherer Staatsmann fühlen, der sich keiner der streitenden Parteien anschließt und seine Zeit erwartet.

Im Sommer des Jahres 1735 hat der König selbst einen Entwurf zu der allgemeinen Pazifikation gemacht, aus welchem man wenigstens sieht, wohin seine Ideen gingen. Er wünschte, daß beide, Stanislaus und August, zurücktreten und sich mit dem königlichen Titel begnügen möchten: die Polen sollten dann zu einer neuen Wahl schreiten; bei dieser müßten alle Fremde, Deutsche oder Franzosen, ausgeschlossen sein; aus ihrer Mitte aber sollten die Polen wählen können, wen sie wollen, ohne alle Einmischung. Bei der damaligen Lage der Dinge im südlichen Europa schien ihm auch, daß sich der Kaiser nicht weigern könne, Neapel und Sizilien fahren zu lassen: aber darum dürfe doch Ludwig XV. keine neue Erwerbung gestattet werden, vielmehr müsse derselbe die Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der Erbin von Österreich genehmigen. Sollte er es verweigern, so sei man in Deutschland noch stark genug, ihn zu bestehen; er selbst wolle sich mit aller seiner Macht gegen ihn erheben, sein Heer vier Jahre hintereinander gegen ihn im Felde erhalten. Die Bedingungen, die er zu eigenem Vorteil aufstellt, sind doch sehr bescheiden. Er denkt nicht mehr an Kurland, er wiederholt nur die schon bei Ausbruch des Krieges aufgestellte Forderung, daß ihm eine teilweise militärische Besetzung und vorläufige Huldigung des Herzogtums Berg bewilligt werde.

Dahin also gingen die Gedanken des Königs von Preußen noch immer: ein freies Polen unter einem Piasten ohne fremde Einmischung; Behauptung von Lothringen in seiner Verbindung mit dem Deutschen Reiche; für sich die Durchführung seines Erbanspruches.

Um denselben Raum zu machen, wäre aber ein kräftigeres Eingreifen nötig gewesen, als wozu er sich entschloß. Die Neutralität, die der König beobachtete, mochte in sich selbst gerechtfertigt sein, mußte wohl auch im Laufe der Zeit einmal vorkommen: aber zu Einfluß und Wirksamkeit konnte sie nicht führen.

Fünftes Kapitel.

Veränderte politische Haltung.
Verhandlungen über die Bergische Angelegenheit.

Indem Friedrich Wilhelm — davon durchdrungen, was Stanislaus Leszczynski in beredten Flugschriften entwickelte, daß Frankreich ihn niemals fallen lassen werde, es überhaupt mit Polen sehr ernstlich meine — sich noch mit jenen Ideen trug, bei denen dagegen auch die Integrität des Deutschen Reiches gesichert gewesen wäre, wurden zwischen den Höfen von Wien und Versailles Unterhandlungen ganz anderer Art gepflogen.

Aus einigen Briefen des Prinzen Eugen ergibt sich, in welch eine unglückliche Lage mit einem Schlage Österreich geraten war. Der Prinz machte den Kaiser besonders auf die Gefahren aufmerksam, denen der Bestand der deutschen Erblande bei Fortsetzung des Krieges ausgesetzt sei. Diese Lande seien von allen Seiten auf und voll von Gärung. Selbst Sachsen könne wohl, einmal in Polen befestigt, seine alten Ansprüche auf Böhmen wieder erneuern; Frankreich könne Bayern, Sachsen und selbst Preußen, das sich ihm bereits in der polnischen Sache nähere, für sich gewinnen; dagegen habe man kein Mittel zum Widerstande. Er täuschte sich nicht darüber, daß von den Seemächten Beistand zu erlangen nicht die mindeste Hoffnung gehegt werden dürfe. In dieser verzweifelten Lage sah der Prinz nur einen Ausweg, der der Politik, welche er sein ganzes Leben verfochten hatte, widersprach; ein äußerstes Heilmittel bei dem äußersten Übel, das man aber eben darum ergreifen müsse. Er riet zu der engsten Vereinigung mit dem Hause Bourbon. Und da, wie man auch in einer Konferenz zu Wien voraussetzte, diese Verbindung nicht anders zu erlangen sei als durch eine Vermählung der ältesten Erzherzogin mit dem ältesten Sohne der Königin von Spanien, so blieb er bei diesem Vorschlage stehen. Er meinte, dann würden die Erbkönigreiche und -lande, mit Einschluß der italienischen, für die Monarchie gerettet werden; man würde anderen Feinden Widerstand leisten können. Wir erwähnen der anderen Erörte-

rungen nicht, in denen er allerlei Möglichkeiten abwog. Genug, dies war sein Vorschlag. Er entsprach den Eindrücken, welche die bourbonischen Feindseligkeiten gegen Österreich sein ganzes Leben hindurch auf ihn gemacht hatten; gegen ihre Übermacht ohne die alten Verbündeten glaubte er den Bestand der Monarchie nur durch die engste Verbindung mit demselben retten zu können.

Dabei waltete jedoch ein Irrtum ob. So enge verbündet, so ganz einverstanden, wie man voraussetzte, waren die Höfe von Spanien und Frankreich doch nicht. Selbst in Spanien waren die Kastilianer, welche so oft von der Herstellung der alten spanischen Monarchie geträumt hatten, nicht mehr so eifrig für die Wiedererwerbung der italienischen Landschaften als im Anfang der Regierung Philipps V. und selbst unter der Verwaltung Alberonis. Sie mißbilligten, daß die Streitkräfte des Reiches für die nachgeborenen Söhne der Königin verwandt werden sollten. Diese Wendung der Dinge hat für Europa eine große Bedeutung. Denn damit hängt die Gründung eines dritten Hauses Bourbon in Italien zusammen, welche für Italien wichtiger gewesen ist, als man wohl annimmt. Bisher unter der Herrschaft entweder Spaniens oder, wie damals die Dinge standen, Österreichs, der Höfe von Madrid oder von Wien konnte sich Italien niemals entwickeln. Es war ein Vorteil für das Land; und, wie wir sahen, von Anfang an beabsichtigt, durch eine von Österreich unabhängige bourbonische Regierung ihm ein Moment der Selbständigkeit zu gewinnen, und dafür war nun, wie berührt, auch England. Es war das Gefühl der Nation, das Walpole nicht verletzen durfte, wenn er sich behaupten wollte.

Niemals konnten die Engländer eine Kombination zugeben, welche die Bestimmungen der Wiener Verträge von 1725, gegen die sie so stürmisch angegangen waren, zur Ausführung gebracht haben würde. Dazu konnte auch Kardinal Fleury, der mit dem englischen Ministerium enge verbunden war, die Hand nicht bieten. Bei ihm spielten vielmehr die eigentümlichen Interessen von Frankreich eine große Rolle. Er sah in dem Gelingen seines Kriegsunternehmens den Anlaß zu einer Erwerbung für Frankreich, nach der die früheren Minister und Könige vergebens getrachtet hatten. Jener Austausch des Herzogtums Lothringen mit einer italienischen Landschaft, von der bei den Teilungstraktaten die Rede gewesen war, konnte jetzt bei dem Übergewicht der französischen Waffen zustande gebracht werden. In tiefem Geheimnis hatte er bereits Friedenseröffnungen in Wien gemacht,

die darauf hinzielten. Die Vorschläge des Prinzen Eugen wurden dadurch an und für sich unausführbar. Da aber der Grund derselben doch eine Verständigung mit Frankreich ausmachte: so mögen sie dahin geführt haben, daß man an dem Wiener Hofe auf eine solche einging, nur unter ganz anderen Modalitäten. Lothringen sollte, wenn nicht sogleich, doch später an Frankreich fallen; zunächst auf seine Lebenszeit sollte es Stanislaus Leszczynski erhalten und dafür auf den polnischen Thron Verzicht leisten. Die Voraussetzung war, daß der Herzog mit Maria Theresia vermählt und diese als Nachfolgerin ihres Vaters in den nicht abgetretenen Landen anerkannt werden sollte. Auf dieser Grundlage wurden die Friedenspräliminarien geschlossen.

Die Kriegshandlungen, die im Spätsommer 1735 vorfielen, sollten nur dazu dienen, die Mächte, die nicht in das Geheimnis gezogen waren, auch keine Ahnung davon fassen zu lassen. Man ist darin doch über alle Begriffe weit gegangen. Noch am 20. Oktober schlug Graf Seckendorf auf einem damals vielbelobten Zuge gegen die Mosel mit den Franzosen; schon am 3. Oktober waren die Friedenspräliminarien zwischen Österreich und Frankreich auf den von Fleury vorgeschlagenen Grundlagen abgeschlossen worden.

Wie sehr mußte sich der König von Preußen betroffen fühlen, als er davon hörte! Eben die beiden Dinge, die er vermeiden wollte, Abtretung von Lothringen und Anerkennung des Kurfürsten von Sachsen als König in Polen, waren darin festgesetzt. Wir werden sogleich auf die Rückwirkungen zu reden kommen, welche dieser Friede weiter auf ihn hatte. Berühren wir zunächst mit einem Worte die Auseinandersetzung der streitigen Gebiete, welche dadurch festgestellt wurde; sie ist in den folgenden Zeiten die herrschende geblieben.

Es dauerte lange, ehe sich der spanische Hof entschloß, auf Toskana Verzicht zu leisten, das er schon als sein Eigentum betrachtete. Ein nicht geringer Vorteil war es jedoch, daß er dagegen Neapel und Sizilien behauptete. Endlich erhielt der Gesandte im Lateran die feierliche Belehnung des Papstes; der alte Streit der Nationen und Familien ward zuletzt zugunsten der Franzosen entschieden. „Im Blute das Bündnis“: so lautete die zwischen den Lilien erscheinende Inschrift des San Gennaro-Ordens, den der neue König in diesem Augenblicke stiftete.

In Toskana empfing der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, bei dem Tode des letzten Mediceers unverzüglich die Huldigung. Es war vergeblich gewesen, demselben Stipulationen vorzu-

schlagen, durch welche die munizipale Freiheit von Florenz gesichert worden wäre. Er hielt sich zu nichts verpflichtet, da das Land nicht durch ein in irgendeiner Art freiwilliges Abkommen, sondern lediglich infolge einer europäischen Kombination an ihn überging. Im Februar 1739 hat der neue Großherzog von dem Palast Pitti Besitz genommen.

Indessen hatten die Amtleute der 5 Ämter von Lothringen und Bar dem Kanzler und Siegelbewahrer des Stanislaus Leszczynski den Eid geleistet, der zugleich die künftige Reunion des Herzogtums mit der Krone von Frankreich in sich schloß. Stanislaus nahm seinen Wohnplatz zu Luneville und suchte durch einen nach den Umständen prächtigen und wohltätigen, der Kultur des Jahrhunderts zugewandten Hofhalt das schmerzliche Bedauern zu mildern, mit dem die Einwohner sich von dem angestammten Fürstenhause trennten.

Man sieht, wie schon da die Bande zerrissen wurden, welche die fürstlichen Häuser und ihre angestammten Landschaften seit unvordenklichen Zeiten aneinander geknüpft hatten; weil nun einmal der Austrag europäischer Streitigkeiten es nötig machte. Der englische Hof war gefragt worden, was er zu diesen Bestimmungen sage. Er erklärte, er finde nicht, daß das Gleichgewicht der europäischen Staaten dadurch gestört werde.

Mittlerweile nahm der Widersacher des Stanislaus, der Kurfürst von Sachsen, Besitz von dem polnischen Throne. Der Pazifikationsreichstag, der im Sommer 1736 gehalten ward, billigte die Art und Weise, wie er zu demselben gelangt war, mitnichten; er setzte ausdrücklich fest, daß in Zukunft die Wahl nirgends anders vorgenommen und durch keinen anderen ausgesprochen werden sollte, als wo und wie dies zugunsten Leszczynskis zuletzt geschehen war; aber er erkannte August III. an. Die beiden Höfe, der russische, dem dieser Erfolg hauptsächlich zu danken war, und der polnisch-sächsische traten in die engste Verbindung. Durch ihr Zusammenwirken ging im folgenden Jahre das Herzogtum Kurland an den Oberkammerherrn der Kaiserin von Rußland über. Man weiß nicht, daß sich die Franzosen darum gekümmert hätten, ob das Gleichgewicht im Norden dadurch gestört werde oder nicht.

Bei den Beratungen über diese Umgestaltungen sind noch einmal Ideen hervorgetreten, die man im achtzehnten Jahrhundert nicht suchen sollte.

In einer, dem Titel zufolge aus einer Kongregation von Kardinälen hervorgegangenen, in Wien vorgelegten Denkschrift wird

vor allem daran erinnert, daß bei der Beförderung des Hauses Sachsen auf den polnischen Thron die vornehmste Absicht gewesen, dasselbe stark genug zu machen, um in seinem Lande die verlorenen Schafe Israels wieder herbeizubringen. Dies sei dann auch eine Rücksicht, aus der sich Stanislaus in die Verzichtleistung, die man ihm zumute, und Österreich in die für denselben vorgeschlagene Entschädigung finden werde. Man müsse endlich die Allianz zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Österreich zustande bringen, durch welche dem Katholizismus das Übergewicht in der Welt wieder verschafft werden könne. Es sei leichter als je, mit vereinten Kräften die Türkei zu bezwingen; da könne Österreich wieder erobern, was es an anderen Stellen verliere. Aber auch in England könne man den Kampf wagen, wenn man nur vereinigt bleibe, ihm wenigstens Mahon und Gibraltar entwinden, vielleicht noch einmal die Regierung ändern. Am wenigsten habe man die deutschen Protestanten zu fürchten; deren Fürsten seien so verblendet, daß bei ihnen alles Glauben finde, was man ihnen sage; ohne Mühe könne man sie verderben.

Die verschiedenen Höfe katholischer Konfession traten hierauf in die engste Verbindung. Der König von Sardinien, dem in dem Frieden zwei reiche und wohlgelegene Provinzen, Novarese und Tortonese, zuteil geworden, vermählte sich mit der Schwester des Großherzogs von Toskana; der neue König von Neapel mit einer Tochter des Königs von Polen: zwischen Frankreich und Österreich schien nicht sowohl ein Friede als eine Allianz auf immer geschlossen zu sein. Von dieser Gegenwirkung befreit, trug der Kaiser um so weniger Bedenken, seine Waffen mit den russischen zu vereinigen, in der Hoffnung, Eroberungen zu machen, die ihn für die erlittenen Verluste entschädigen sollten.

Unter den Motiven, welche für die frühere Politik von Frankreich angeführt wurden, war das vornehmste gewesen, daß es die Allianz von Rußland, Polen, Sachsen und Österreich nicht dulden dürfe; jetzt erkannte es dieselbe an und gesellte sich ihr mit der ganzen Macht seiner Anhänger bei. Der König von Preußen, der alles persönlich faßte, konnte sich über Ludwig XV., der seinen Schwiegervater verleugne, ihn aus einem König von Polen zum Herzog von Bar mache, nicht zufrieden geben: er wollte den Gesandten, der ihm von jeher das Gegenteil versichert hatte, nicht mehr mit Augen sehen. Der Kronprinz, seine Gedanken auf die Zukunft richtend, war noch mehr über Österreich erstaunt, das durch das Verfahren der Franzosen gegen Stanislaus wohl belehrt sein sollte, wie wenig es auf die Versprechungen derselben in

Hinsicht der Garantie zu trauen habe. Andere bemerkten, so gehe es nun einmal in der Welt, darin bestehe die Klugheit der Franzosen, sich nicht durch Leidenschaften beherrschen zu lassen, sondern nur ihr Interesse zu befolgen, nach diesem heute mit dem einen, morgen mit dem anderen Freundschaft zu halten.

Bald aber sollte man sich in Berlin von den allgemeinen Betrachtungen auf die dringendsten eigenen Mißverhältnisse verwiesen sehen. Als die Waffen wieder ruhten, zeigte zunächst der kaiserliche Hof dem preußischen eine Ungunst, die dieser nie erwartete.

König Friedrich Wilhelm hatte die Verpflichtungen seines geheimen Traktats sorgfältig erfüllt, seine zehntausend Mann gestellt, noch mehr angeboten; an ihm lag es nicht, wenn es nicht zu einer Schlacht gekommen war; dennoch erfuhr er jetzt Vorwürfe; besonders eins machte man ihm zum Verbrechen, daß er sich geweigert hatte, an der letzten Unternehmung des Generals Seckendorf nach der Mosel hin teilzunehmen.

Dazu hatte jedoch der König noch ganz andere Beweggründe als politische.

Wenngleich ihm keine Ahnung davon beiwohnte, daß die Präliminarien so nahe seien, wie sie waren, so sah doch damals ein jeder, daß man sich nicht mehr ernstlich schlagen werde; die allgemeine Überzeugung ging dahin, daß Seckendorf mit seinem Unternehmen dem Heere weitläufigere und bequemere Winterquartiere jenseit des Rheins verschaffen wolle. Nun war in jenen Tagen der alte Fürst von Dessau in dem dortigen Feldlager: dieser machte den König aufmerksam, daß, wenn seine Truppen dahin geführt würden, diese in den gänzlich erschöpften und deshalb weit und breit zu durchziehenden, dem Feinde so nahen Lande die gefährlichste Gelegenheit zur Desertion finden würden. Auf diese Nachricht war es, daß der König seine Teilnahme an dem Zuge verweigerte; er hatte um so weniger Arg dabei, da ihm Seckendorf schrieb, für diesen Fall seien schon andere Truppen bereit, die preußischen zu ersetzen.

In dieser Weigerung sah man in Wien eine Art von Abfall, einen Bruch der Traktate.

Indem der König dem französischen Gesandten keine Audienz gab, um jeden Verdacht zu vermeiden, und das korrekteste Verfahren mit ängstlicher Sorgfalt zu beobachten beflissen war, gab man ihm in Wien Treulosigkeit und Abfall schuld. Man verstand eine Haltung nicht, welche der alten Freundschaft so viel selbständiges Gebaren zur Seite setzte; verschmähte einen Verbündeten,

der das nicht ganz sei. Ohne Zweifel werden Berichte, die aus Mißverständnis hervorgegangen, widerwärtige Befürchtungen veranlaßt haben. Und da man jetzt mit Frankreich im Bunde stand, dieses aber mit dem Hause Neuburg, so daß nichts unbequemer und schwieriger wurde, als den Traktat von 1728 zu erfüllen, so mögen die Beschwerden als eine nicht unwillkommene Gelegenheit erschienen sein, sich der Pflichten, die durch denselben auferlegt waren, zu entschlagen.

In den diplomatischen Gesprächen begannen die Irrungen. Der preußische Gesandte erinnerte einst, daß der König seine Verpflichtungen pünktlich erfüllt habe: der Hofkanzler Graf Sinzendorf zuckte die Achseln und antwortete, darüber wäre viel zu sagen.

Der König forderte den Wiener Hof auf: da nun bei dem Frieden eine allgemeine Beilegung der in Europa noch obschwebenden Händel zu erwarten sei, seinen Versprechungen in der jülich-bergischen Angelegenheit nachzukommen; der König werde, wenn der jetzige Besitzer sterbe, nach dem Reichsherkommen unverzüglich den Zivilbesitz ergreifen lassen. Sinzendorf sagte: das werde sich wohl finden; er ließ sich auf keine nähere Besprechung ein; sein Schweigen war bedeutsam genug.

Schon traten Vernachlässigungen ein, die Friedrich Wilhelm auf das tiefste empfand. Die Friedenspräliminarien vom 3. Oktober 1735 wurden dem König niemals mitgeteilt, er mußte sie aus den Zeitungen kennenlernen. Von jeher hatte er dem Herzog von Lothringen die lebhafteste Teilnahme bewiesen, seine Verbindung mit der ältesten Erzherzogin gebilligt und seine Erhebung zum römischen König selber in Antrag gebracht, sie nicht aufzuschieben geraten: dafür ward ihm jetzt, als der Herzog seine Vermählung mit Maria Theresia vollzog, auch nicht einmal eine einfache Anzeige davon gemacht. Ein Fehler in den gewöhnlichen Formen des Lebens, den der König als eine der tiefsten Kränkungen fühlte, die er jemals erfahren hatte. Jetzt warf er einen Rückblick auf sein politisches Leben. Er wiederholte sich, in welcher Gefahr Österreich gewesen, zu den Zeiten des Hannöverschen Bundes, welchen unendlichen Dienst er durch sein Zurücktreten demselben geleistet, wie er dann ein Bündnis mit Österreich geschlossen, die Garantie der Pragmatischen Sanktion nicht allein selbst gewährt, sondern auch im Reiche durchgeführt, wie er hierüber mit seinen Anverwandten, von demselben Blut und derselben Religion, gebrochen und einen bis zu dem Äußersten ansteigenden Hader in seinem Hause geweckt habe, und wie er

Denkmal des Generals Friedrich Wilhelm von Seydlitz.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

nun vernachlässigt und gemißhandelt werde, einzig darum, weil er den Kurfürsten von Sachsen nicht zum polnischen Throne habe befördern wollen, im Widerspruch mit seiner Politik und den früheren Verabredungen. Es ist ein Aufsatz übrig, den er einst selbst in seinem Kabinett über den Verlauf dieser Dinge diktiert hat, aus dem man sieht, wie vollkommen der Gang der großen Angelegenheiten ihm gegenwärtig war, eine formlose Arbeit, aber voll Feuer und Entrüstung und reich an Inhalt.

Nicht eben alles, was er dachte, konnte er dem Wiener Hofe sagen, aber an vieles hat er ihn doch in herben Worten erinnert, vor allem eben an die einst von den hannoverschen Verbündeten ergriffenen Maßregeln, aus denen der Untergang des Hauses Österreich hätte erfolgen müssen; er, der König, sei nächst Gott der einzige gewesen, der solches abgewendet; dagegen habe man ihm vor dem Tode des letzten Königs von Polen allezeit versichert, dessen Erbe in Sachsen solle nie zur Krone dieses Reiches gelangen: wie es denn eine für das Haus Brandenburg verderbliche Sache sei; dennoch sei eben dies geschehen. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich habe er wohl zweifeln dürfen, ob der Casus foederis wirklich eingetreten, da der Kaiser vielen als der angreifende Teil erschienen sei; aber er habe sich darum nicht gekümmert, sondern seine 10 000 Mann ins Feld geführt; wider seinen Willen und seine bessere Einsicht — wie es denn auch zum Verderben ausgeschlagen — habe er sich sein Votum zur Reichskriegsdeklaration abdringen lassen, nicht ohne seine rheinischen Lande einer französischen Invasion auszusetzen; er habe angeboten, sich der Krone Frankreich mit seiner gesamten Macht entgegenzuwerfen, aber man habe ihn aus unbegründeter Eifersucht mit Händen und Füßen zurückgestoßen. Was seien es für nichtige Dinge, woraus man ihm jetzt einen Vorwurf mache. Man sage wohl, der westfälische Kreis habe wegen der Exzesse seiner Truppen nur 7000 Mann statt 20 000 Mann gestellt, da doch der ganze Kreis nur 12 000 Mann zu stellen habe, wovon viele sich mit Geld abgefunden; oder man wolle ihm den schlechten Erfolg des letzten Feldzugs schuld geben, da doch auch die Russen so gut wie seine Truppen bei der Hauptarmee geblieben seien. Und jetzt bekomme er auch in der geringfügigsten Sache nichts als zweifelhafte und aufzügige Antworten. Er verlange die Achtung und Rücksicht, die ihm gebühre, man verspotte ihn mit dem Anerbieten großgewachsener Rekruten; schon müsse er fürchten, daß der Kaiser auf die Absichten Frankreichs zugunsten der Pfalz in der bergischen Sache eingehe.—Wie in dem wandelbaren mensch-

lichen Leben einem jeden, der eine bestimmte Absicht verfolgt, Momente kommen, wo die Summe seines Tuns ihm verfehlt erscheint, so geschah hier und nicht ohne Grund dem König von Preußen. Seine Augen erfüllten sich mit Tränen zugleich des Schmerzes über persönliche Kränkung, wo er Ergebenheit gezeigt hatte, und der Unzufriedenheit mit sich selbst; denn anders angegriffen, hätten die Sachen ganz anders gehen müssen. Das Bitterste auf Erden ist Reue, wo nichts mehr zu ändern ist. In dieser Stimmung ist der Blick Friedrich Wilhelms eines Tages auf seinen Sohn gefallen, und er hat das prophetische Wort gesagt: „Da steht einer, der mich einmal rächen wird."

Welch ganz andere Dinge würden die Deutschen ausgeführt haben, in Italien, am Rhein und in Polen, hätten die beiden Mächte zusammengehalten.

Man begreift es, daß der kaiserliche Hof eine größere Sympathie fühlte für die katholischen Nachbarn als für eine Macht wie die brandenburgisch-preußische, so selbständig, aufstrebend, ehrgeizig, waffengewaltig, aber so war nun einmal das Geschick von Deutschland; ohne Vereinigung von beiden konnte von dem Reiche nichts mehr geleistet werden; sich die Augen dagegen zu verschließen, war ein Mißverständnis der Erfolge der Vergangenheit und der Notwendigkeiten der Zukunft; das Erzhaus hätte niemals anderen Verbündeten den Vorzug geben sollen: daß es dies tat, ist ihm unendlich teuer zu stehen gekommen.

Die Mißhelligkeit, die hiermit entstand und von der alle Verhältnisse ergriffen wurden, ist von welthistorischer Bedeutung; ihre Folgen werden unsere Geschichte erfüllen.

Zunächst richtete sich der Blick des Königs Friedrich Wilhelm wieder ausschließend auf seinen Erbschaftsanspruch. Beim Ausbruch des Türkischen Krieges hat er dem Wiener Hofe ein ansehnliches Darlehn angetragen, unter keiner anderen Bedingung als der, daß ihm die hierauf bezüglichen Versprechungen erneuert würden, welche im Traktat von 1728 enthalten waren; aber in Wien fürchtete man jetzt, durch eine Erneuerung dieser Verpflichtungen in andere mißliebige Verhältnisse zu Frankreich zu geraten; mit den Türken meinte man auch ohne das preußische Geld binnen wenigen Monaten fertig zu werden, auch dies Anerbieten wurde abgelehnt.

Der König erkannte wohl, daß er auf diesem Wege nie dazu

gelangen würde, seinen Anspruch durchzuführen, und er mußte auf andere Mittel Bedacht nehmen.

Es schien ihm nicht unmöglich, ohne weitere Dazwischenkunft, ein Abkommen mit dem Kurfürsten von der Pfalz zu treffen. Gar nicht gering lauteten die Erbietungen, die er demselben gemacht hat — 1 200 000 Taler für den Kurfürsten selbst und für jede seiner Prinzessinnen ein Brautschatz von 50 000 Taler —, sobald er zum Besitz von Berg gelange; allein das zeigte sich bald, daß er damit doch nicht durchdringen werde. Die Minister des Kurfürsten von der Pfalz waren entweder im kaiserlichen oder im französischen Interesse und eilten, diese Vorschläge, über die sie allein beraten sollten, den Höfen von Wien und Versailles kundzutun. Einen einzigen gab es unter ihnen, welcher eigene Beschlußnahme gewünscht hätte, Grevenbroich. Dieser war es im Grunde, der jene Verhandlungen hervorgerufen, allein er genoß lange nicht das Ansehen, das dazu gehört hätte, um sie durchzusetzen. Der alte Kurfürst war zu gut katholisch, als daß er sich hätte entschließen sollen, die Provinzen einem protestantischen Fürsten abzutreten: besser, sagte er, man nehme sie ihm mit Gewalt, dann habe er doch nichts zu verantworten.

König Friedrich Wilhelm versäumte nicht, sich auch an die beiden europäischen Mächte zu wenden, die am wenigsten in diese Dinge verflochten gewesen, England und Holland, aber ohne Erfolg. Georg II. erklärte, habe er jemals eine Verpflichtung in dieser Beziehung übernommen, so sei diese durch den Bruch der hannoverschen Allianz erledigt.

Mit Holland sind im Haag langwierige und weitschichtige Unterhandlungen gepflogen worden: und wenigstens einmal schien man sich einander zu nähern. Der König von Preußen erklärte, sich mit einer provisorischen Einrichtung bis zur Entscheidung der Sache begnügen zu wollen, so daß die Festungen von neutralen Truppen besetzt und das Land zugleich von eingeborenen und preußischen Beamten regiert würde; er nannte dies Status quietus. Da aber die Republik seinen Vorschlag verwarf und auf die Erhaltung des Status quo bestand, so kehrte auch er auf seinen ursprünglichen Anspruch zurück, im Falle der Erledigung unverzüglich Besitz zu ergreifen.

Statt aber etwas auszurichten, mußte er vielmehr erleben, daß sich ihm eine allgemeine Besorgnis und Aufregung entgegensetzte.

Die Mächte glaubten, daß der Friede in dem inneren Europa nunmehr allenthalben auf hinreichend fester Grundlage beruhe: keine andere Frage sei übrig als diese jülich-bergische, und sie

hielten dafür, daß sie etwas tun müßten, den Frieden nicht durch dieselbe stören zu lassen.

Österreich, Frankreich, England und Holland vereinigten sich gegen Ende des Jahres 1737, den beiden im Streit begriffenen Fürsten Vorschläge zu machen, die bei dem Gewicht ihres vereinigten Ansehens nicht leicht zurückzuweisen schienen.

Es wurden zwei verschiedene Denkschriften verfaßt, die eine an Preußen, die andere an die Pfalz gerichtet.

In der ersteren, die am 10. Februar 1738 übergeben ward, heißt es: um den gefährlichen Irrungen zuvorzukommen, welche das Absterben des Kurfürsten von der Pfalz zu veranlassen drohe, biete man eine gemeinschaftliche Vermittlung zu einem Vergleiche an, ersuche aber den König, das Versprechen zu geben, während der Unterhandlungen keinen Versuch zur Besitznahme des Landes zu machen. Eine Anmutung, die mit dessen oft erklärten Wünschen schon an sich in Widerspruch stand; aber man blieb noch nicht dabei stehen. Die Gunst der Mächte war offenbar dem pfälzischen Hause zugewandt. In der anderen, ursprünglich für den Kurfürsten von der Pfalz bestimmten Denkschrift, die dem König von Preußen ebenfalls vorgelegt wurde, war unumwunden davon die Rede, daß der provisionelle Besitz der streitigen Landschaften dem Prinzen von Sulzbach eingeräumt werden würde. Dem war allerdings die Bemerkung hinzugefügt, daß dies demselben doch nicht zum Vorteil gereichen sollte; aus den letzteren Zeiten stellten sich aber eine Menge Beispiele dar, wo der einmal ergriffene Besitz nicht wieder rückgängig geworden. Friedrich Wilhelm sah darin einen unermeßlichen Vorteil und hatte ihn allezeit für sich selber in Anspruch genommen: was er am meisten gewünscht und sich auf das sorgfältigste gewährleisten lassen, war jetzt dem Nebenbuhler zuerkannt.

Hier war von keinem Reichsgericht, von keiner Austrägalinstanz die Rede: der Kaiser selbst trat nicht in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt auf, sondern die angesehenen westeuropäischen Mächte, die eine Zeitlang in allen auftauchenden Irrungen entschieden, unternahmen auch, die jülich-bergische nach ihrem Ermessen zu Ende zu bringen. Wie sehr hatte man sich einst in Spanien, noch zuletzt in Toskana, über ihre Festsetzungen beklagt. Die Frage war nun, ob der König von Preußen in den Dingen, die ihn betrafen, sich eine solche gefallen lassen werde. Wir sahen, mit welcher Heftigkeit er sich von den einzelnen Mächten losriß, wenn sie einen einseitigen Einfluß auf ihn

ausüben wollten. Aber alle verschiedenen Abwandlungen dieser Ansprüche mußte er durchmachen: was den einzelnen nicht gelungen, muteten sie ihm jetzt vereinigt an. Wie wir Friedrich Wilhelm kennen, dürfen wir nicht zweifeln, daß ihm dies ebenso widerwärtig war. Niemals konnte ihm einkommen, über ein Recht, worin er das größte Interesse seines Hauses und Landes sah, von anderen nach ihren Gesichtspunkten entscheiden zu lassen, ohne daß er nur einmal gefragt worden wäre. Er hätte sonst doch mit seinem Preußen eingewilligt, eine untergeordnete Macht zu sein, was ihm als die Summe des Schimpfes erschien.

Grumbkow, der durch die Hingebung gegen Österreich, welche er einst an den Tag gelegt, das Vertrauen nicht verloren, die entgegengesetzte Wendung der preußischen Politik, ihre Unvermeidlichkeit fühlend, mitgemacht hatte — er war zuweilen gegen Österreich eben der eifrigste —, wurde in diesem Augenblick noch einmal herbeigezogen. Er gab den Rat, eine zugleich ruhige und stolze Haltung anzunehmen, es darauf ankommen zu lassen, was die Mächte tun würden — und alsdann mit einer oder der anderen unter ihnen einen besonderen Vertrag zu treffen. So schien es auch dem König das beste.

Der erste Gedanke war, die eingegebenen Denkschriften lieber gar nicht zu beantworten; da das jedoch als eine Beleidigung erschienen, auf das Publikum einen schlechten Eindruck hätte machen können, so gab man eine Antwort, aber eine solche, die sich in entfernter Allgemeinheit hielt und so wenig wie möglich sagte.

Die eigentliche Entgegnung lag in den Anstalten, die man in der Armee traf, um sie, wenn der Fall eintrete, sogleich ins Feld zu führen. Friedrich Wilhelm wollte, sobald der Kurfürst sterbe, eben wie es im Jahre 1609 geschehen war, die Zivilpossession ergreifen lassen; wenn er hierbei gestört werde, so sollte sein ganzes Heer dahin vorrücken. Für die östlichen Regimenter bestimmte er Halberstadt, für die westlichen Duisburg zum Sammelplatz. Er wollte alles an alles setzen: „Es sei eine Sache des Vorteils, doch noch mehr der Ehre: besser mit Ehren nichts haben, als sich wohl befinden in Unehre."

In kurzem zeigte sich, daß die Mächte mitnichten so einmütig waren, wie es aussah. Holland und England gaben zu erkennen, es sei niemals ihr Ernst gewesen, dem Prinzen von Sulzbach den provisionellen Besitz zu verschaffen: wenn sie diesem Antrag sich angeschlossen, so sei es nur mit dem Vorbehalt geschehen, wofern er verworfen werde, weitere Verhandlungen zu pflegen;

unter dieser Voraussetzung waren sie nicht abgeneigt, noch einmal auf den Vorschlag einer interimistischen Regierung zurückzukommen. Hierüber entspann sich ein ziemlich gereizter Schriftwechsel zwischen den Seemächten auf der einen, Frankreich und Österreich auf der anderen Seite.

Doch durfte man darum in Berlin nicht hoffen, sich überhaupt mit jenen zu verständigen. Noch dauerte die Spannung mit dem englischen Hofe fort, wie sich in tausend kleinen gesandtschaftlichen und persönlichen Begegnissen zeigte: die beiden Fürsten fühlten sich gegenseitig beleidigt und vermieden einander.

Mit Österreich aber geriet Friedrich Wilhelm alle Tage in größere Weiterungen. Man sagte ihm, eben von dem Kaiser rühre der Vorschlag her, der ihm so verhaßt war; die Erklärung, welche Bartenstein darüber gab, „dem Prinzen solle der Besitz nicht für seine Person, sondern im Namen des Kurfürsten eingeräumt werden, den man sich dann noch als lebend denken müsse", konnte ihn nicht beruhigen. Es sei eben, sagte er, als wolle man ihn glauben machen, Weiß sei Schwarz und Schwarz sei Weiß; nur das sehe er, daß er leer ausgehen und der geheime Vertrag nicht beobachtet werden solle. Auch nur von dem Vorschlag, die Festungen mit neutralen Truppen zu besetzen, wollte man in Wien nichts hören, denn eben darüber dürfte der Krieg ausbrechen; die in den Plätzen garnisonierenden pfälzischen Truppen werde man in Güte nicht beseitigen: wolle man sie mit Gewalt vertreiben, so werde man mit Frankreich schlagen müssen. Der König fragte, ob es dem Kaiser recht scheine, daß Frankreich in Deutschland die Entscheidung gebe; bei der allgemeinen Lage der Dinge brachte diese Erinnerung keinen Eindruck mehr hervor. Im Anfang 1739 ging vielmehr der Kaiser einen neuen Vertrag mit Frankreich ein, nach welchem dem Prinzen von Sulzbach der provisorische Besitz auf zwei Jahre eingeräumt und binnen dieser Zeit keine anderweite eigenmächtige Besitznahme gestattet werden sollte; bei der Aufrechterhaltung dieser Bestimmung solle eine Macht die andere unterstützen.

Wie so ganz lief dies den Erwartungen entgegen, die man bei jenen Seckendorfischen Verhandlungen erregt und durch den geheimen Vertrag von 1728 zu politischer Geltung erhoben hatte! Der Widerstreit trat bereits sehr entschieden hervor: der König war entschlossen, wider jede Verhinderung seiner Besitznahme mit gewaffneter Macht anzugehen; der Kaiser verband sich mit den Franzosen, eine solche Besitznahme nicht zu gestatten, und

suchte sich schon im voraus wider die möglichen Nachteile eines Krieges sicherzustellen.

„Es scheint beinahe", ruft der König aus, „als habe man in Wien Treue und Glauben, wenigstens in bezug auf uns, gänzlich beiseite gesetzt; man will nach der Lehre Macchiavellis nicht halbwegs böse sein, sondern ganz und gar; aber vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo der Kaiser bereuen wird, daß er seinen besten Freund so empfindlich beleidigt und andern aufopfert."

Es war nicht anders: gegen das Ende seiner Tage mußte er noch einmal eine neue Wendung der Politik versuchen. Auf allen Seiten zurückgestoßen, von dem Kaiser mit französischen Waffen bedroht, entschloß er sich — denn ein anderer Ausweg blieb ihm nicht übrig —, sich eben an Frankreich zu wenden.

Und was man bei dem anscheinend so engen Verhältnis zwischen Frankreich und Österreich kaum hätte erwarten sollen, auf die ersten preußischen Eröffnungen antwortete der Kardinalminister auf eine überaus entgegenkommende Weise. Indem er scheinbar noch Schritte tat, um die Seemächte zu seiner Abkunft mit Österreich herbeizuziehen, ließ er sich schon auf ganz entgegengesetzte Unterhandlungen ein. So war nun einmal die Politik der Zeit und besonders des Kardinals Fleury, der es liebte, indem er noch das angenommene System zu verfolgen schien, sich indessen in unterirdischen Gängen nach einer anderen Seite hin fortzuarbeiten, wo er dann, wenn seine Zeit gekommen war, plötzlich mit unerwarteten Mitteln hervorbrach: auf diese Art hatte er Lothringen und beide Sizilien dem Hause Österreich entrissen und war zum mächtigsten Manne in Europa geworden. Indem er sich jetzt Preußen näherte, machte er vor allem unverbrüchliches Geheimnis zur Bedingung. Um dies desto besser zu beobachten, ward die Unterhandlung weder zu Versailles noch zu Berlin, sondern im Haag durch die dortigen Bevollmächtigten beider Höfe, Fenelon und Luiscius, gepflogen.

Von vornherein war nicht zu erwarten, daß Fleury dem König von Preußen das ganze Herzogtum Berg zugestanden hätte. Viel zu enge war er mit dem Hause Pfalz verbündet, zu viel Rücksicht mußte er auch auf die katholische Welt nehmen, die in Düsseldorf eine Grenzfestung gegen die Protestanten sah und die jenseits der Agger gelegenen bergischen Bezirke für unentbehrlich zur Verbindung der katholischen Länder untereinander erklärte, als daß er das eine oder die anderen hätte aufgeben können; er sagte, wenn er es täte, würde er fürchten müssen, gesteinigt zu werden. Überdies hielt er es auch selbst nicht für zuträglich, das

Rheinufer noch in weiteren Strecken an eine so starke deutsche Macht gelangen zu lassen. Nach langem Widerstreben mußten die preußischen Minister auf Beschränkungen, die er vorschlug, eingehen; nur bei der Bestimmung des Landstriches, der längs des Flusses für die Pfalz vorbehalten werden sollte, erlangten sie einige Zugeständnisse, wogegen sie die Zahlung einer halben Million Taler an die Pfalz versprachen.

In Berlin warf man noch einmal die Frage auf, ob es nicht besser sei, die Ansprüche ungeschmälert zu erhalten und auf günstigere Umstände zu warten; der König aber urteilte, die Welt sei nun einmal nicht so beschaffen, daß man sein Ziel auf den ersten Anlauf erreiche; hätte sein Großvater sich mit dem Teile von Pommern begnügt, den man ihm angeboten, so würde seitdem längst schon das Ganze erworben worden sein. Er nahm den Vertrag an, wie er im März 1739 im Haag zustande kam; am 22. Mai dieses Jahres sind, im tiefsten Geheimnis, die Ratifikationen ebendort ausgewechselt worden.

Und schon ließen sich die Dinge zu einer noch engeren Verbindung an. Der Hader zwischen England und Spanien brach wieder aus: man sprach viel von der Wahl eines künftigen Kaisers: in beiderlei Beziehung wäre es den Franzosen unendlich erwünscht gewesen, Preußen für sich zu haben. Im Januar 1740 traten sie mit dem Entwurfe eines gegenseitigen Verteidigungsbündnisses auf 15 Jahre hervor. König Friedrich Wilhelm wies dies um so weniger von sich, da er außer den bergischen noch andere Ansprüche, z. B. auf Ostfriesland, hatte, für deren Durchführung er sich weder von England noch auch, wie die Sachen standen, vom Kaiser Unterstützung versprechen konnte, sondern nur von Frankreich. Entwürfe und Gegenentwürfe sind hierüber gewechselt worden, ohne daß man zum Abschluß gelangt wäre. Doch wurde schon manche weitere Aussicht eröffnet. Kardinal Fleury sagte: Preußen verdiene wegen der guten Ordnung in seinen Finanzen und der großen Anzahl trefflicher Truppen, die es halte, eine ausgezeichnete Rolle in Europa zu spielen, und Frankreich werde gern dazu beitragen.

Man wird nicht glauben, daß der alte, eifrig patriotische König durch diese Verbindung befriedigt worden wäre. Es mochte ihm dabei angenehm sein, daß er sich nicht ganz ohne Rückhalt in der Welt sah; übrigens war sie ihm wie eine Notwendigkeit des Schicksals auferlegt worden, infolge eines Mißlingens aller früheren Pläne; indem er aber darauf einging, knüpfte er Ver-

hältnisse an, welche in den folgenden Zeiten eine völlige Umwandlung der Politik herbeiführen sollten.

Vergegenwärtigt man sich den Wechsel der großen Verhältnisse, so liegt das Wesentliche darin, daß Friedrich Wilhelm die Allianz mit Frankreich und mit England, der er durch alle Präzedentien anzugehören schien, verlassen und sich dem Kaiser beigesellt hatte. Hauptsächlich darum war dies geschehen, weil er den französisch-englischen Einfluß nicht zur Herrschaft in Deutschland gelangen, nicht das Haus Österreich zugrunde richten lassen wollte. Doch hat er dabei auch seine eigenen Interessen im Auge. Er wünschte, die kaiserliche Autorität in allen Angelegenheiten auf seiner Seite zu haben, hauptsächlich aber zur Durchführung des nächsten, wie es ihm schien, höchst gerechtfertigten Anspruches auf Berg ihrer sicher zu sein. Der geheime Vertrag, den er darüber schloß, war dann der Angelpunkt seiner ganzen Politik. Niemand könnte leugnen, daß dieselbe dem Hause Österreich höchlich zustatten kam; und vielleicht wäre es für Karl VI. das beste gewesen, auf das pünktlichste an der Allianz mit Preußen festzuhalten und selbst jene Anerbietungen anzunehmen, welche ihm bei Ausbruch der französischen Irrungen von Friedrich Wilhelm gemacht wurden.

Wenn eine brandenburgisch-preußische Macht kampfgerüstet und drohend am Niederrhein erschienen wäre, so würde der Anfall der Bourbonen höchst wahrscheinlich ohne Erfolg geblieben sein; aber Karl VI. lebte nur immer in den allgemeinen politischen Kombinationen, die sein Verhalten jederzeit bestimmt hatten. Zu einer Verbindung mit Preußen auf der Grundlage gleicher Berechtigung konnte er sich nicht entschließen. Wenn es je einen deutschen Fürsten gab, dessen Sinnesweise die Eifersucht des kaiserlichen Hofes hätte zurückdrängen können, so war das Friedrich Wilhelm I., der jetzt nichts mehr gewünscht hätte, als mit seiner ganzen Macht nicht allein als deutscher, sondern als europäischer Fürst an der Seite des Kaisers zu erscheinen. Da sein Erbieten nicht angenommen wurde und die Seemächte zu keiner Teilnahme zu bringen waren, so erfolgte, daß die Bourbonen die Oberhand behielten. Sie eroberten die beiden Sizilien. Das hinderte aber nicht, daß die ihrer Natur nach feindselige französische Politik wieder als der Stützpunkt der kaiserlichen Macht betrachtet wurde. Es war ungefähr wie im Jahre 1678.

Friedrich Wilhelm sah sich zurückgestoßen und beleidigt wie einst sein Großvater; er geriet in die Notwendigkeit, sich nun auch selbst an Frankreich zu wenden, um seines Anspruches nicht

ganz verlustig zu gehen. In diesem Wechsel der politischen Verhältnisse lag das Schicksal seines Lebens, um so mehr, da er sich mit einer Art von Leidenschaft von England losgerissen und an Österreich angeschlossen hatte, was seine Gewaltsamkeit reizte und ihn in alle jene Verhältnisse verwickelte, die seinen Nachruf in der Welt verdunkelt haben; er ist derselben immer im Lichte eines eigenwilligen Tyrannen in Haus und Land erschienen. Bei diesem Leben wird man, wie bei so manchem anderen, an eine nordische Sage gemahnt, in welcher Odin und Thor das Schicksal eines aufwachsenden Helden bestimmen. Ich schaffe ihm, sagt der erste, daß er drei Menschenalter lebe; sein Stamm, sagt der andere, soll mit ihm zu Ende gehen; der eine verspricht ihm schöne Waffen, Geld und Gut, der andere verhängt Mangel an Grundbesitz und schwere Wunden über ihn. Ich schaffe ihm, daß er den besten Männern wert erscheine, sagt Odin; dem Volke, fügt Thor hinzu, soll er verhaßt sein.

Denn zwischen Höhe und Tiefe, Heil und Unsegen, Glück und Mißlingen schwankt nun einmal das Geschick des Menschen; der Tugend und dem Vollbringen ist ein Mangel beigegeben, deren Verhältnis in seinem Ursprung und seiner Wirkung die Summe des menschlichen Daseins bildet. Friedrich Wilhelm besaß einen Thron; er stand auf den Höhen der Gesellschaft, wo es ihm bestimmt zu sein schien, das Leben selber in heiterer und geistiger Genugtuung zu genießen, andere um sich her zufrieden und glücklich zu machen. Allein wie weit blieb er hiervon entfernt. Wir wollen nicht darauf zurückkommen, was in seiner Familie vorfiel: doch mag noch ein Wort der Königin erwähnt werden. Man rühmte ihr einst die trefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes, welche die Kaiserin, ihre Verwandte, am Hofe zu Wien entwickle; sie gestand, daß sie ihr nicht gleichkomme, aber für die Kaiserin, fügte sie hinzu, sei es auch viel leichter, ihre Gaben zu entfalten: der lache die Welt, nicht ihr, der Königin, welche ihre Tage in fortwährender Unruhe hinbringe. Nicht alles, was man von den Aufwallungen und Gewaltsamkeiten Friedrich Wilhelms erzählt hat, ist begründet; was in dem Hause namentlich in den letzten Jahren vorkam, ist von bezahlten Dienern, die den Fürsten wohl selbst reizten, fremden Gesandten nicht ohne Übertreibung erzählt und von diesen in ihre Berichte aufgenommen worden; aber viel ist doch auch gut beglaubigt und unleugbar. In keiner anderen Beziehung haben sich die allgemeinen Vorstellungen so durchaus geändert und vorwärtsschreitend ent-

wickelt als in der Rücksicht, welche der eingeborenen Menschenwürde gebührt.

Den härtesten Mißhandlungen, wie sie gang und gäbe geworden, hat sich Friedrich Wilhelm in seinen eigenen Mandaten widersetzt; aber er selbst war doch keineswegs frei von der Unsitte dieser Art rücksichtslosen Gebarens.

Eben die Männer, auf die er von Jugend auf besonders achtete, wie der Fürst von Dessau und General Grumbkow, verschmähten doch, fast aus Grundsatz, die Kultur des inneren Lebens und des Gemütes. Fürst Leopold barg unter den barocken Formen, mit denen er sich umgab, ein unendliches Talent; in militärischen sowie auch administrativen Angelegenheiten hat er den nicht zu berechnenden Einfluß ausgeübt, welchen Gespräch und fortdauernder Briefwechsel möglich machen auf den keimenden Gedanken, und das meiste gelang, was er angab; aber er war selbstsüchtig, berechnet, durchfahrend, wegwerfend, lange nicht eine so frei aus sich selbst herausgewachsene Menschennatur wie der König; er hätte an demselben eher Beispiel nehmen, als ihm ein solches geben können. Grumbkow besaß nicht die geniale Ader und Erfindungsgabe des Fürsten, aber mehr allgemeine Bildung und sehr brauchbare, erwünschte Talente; er galt für den einzigen Menschen im Lande, dessen Einreden sich der König gefallen lasse und der zuweilen in dessen Meinungen eine Änderung hervorbringe, wie er es denn wirklich gewesen ist, der gegen Ende der Regierung die ausschließende Geltung, in der die hallischen Theologen standen, gebrochen hat; aber er nahm sich, wie man weiß, nicht übel, eine Pension von Österreich zu ziehen, und um das Vertrauen, dessen er doch niemals ganz sicher war, zu behaupten, versäumte er kein Mittel, selbst nicht das ganz widerwärtige der Besoldung untergeordneter Hausgenossen. Grumbkow war weit entfernt von der Weitschweifigkeit und Habsucht seines ehemaligen Verbündeten Seckendorf, eher verschwenderisch, genußliebend, markig, gedrungen, von kaltem Blute und doch aufwallend, aber mit Bewußtsein: er ließ andere das Übergewicht fühlen, das seine Stellung ihm gab. Er beurteilt den König ohne Nachsicht; zuweilen drückt er sich so aus, als wäre er eines oder des anderen schwierigen Auftrags lieber überhoben gewesen: er vollzog ihn dann doch mit ehrgeizigem Diensteifer.

Auf Friedrich Wilhelm hatte wohl auch das Beispiel des großen russischen Zaren Einfluß, dem er sich in der Umbildung seines Staates mit wetteifernder Originalität anschloß. Sein Sinn war

nur auf Entwicklung der Macht und Vollziehung des Dienstes gerichtet, zu dem er sich vor allem selbst verpflichtet hielt. Er lebte und webte in nichts anderem. Unaufhörlich schwebte ihm der Zustand seiner Kammern und Regimenter vor; er will selber sehen, wie allenthalben das Korn steht, der Bauer sich nährt, ob ein Bataillon seine Mannschaft, eine Schwadron ihre Pferde verbessert hat, ob eine Kammer auch wirklich zur Ausführung bringt, was ihr zum Besten des gemeinen Mannes befohlen ist. Die 76 Meilen von Berlin nach Königsberg legt er in vier Tagen zurück: in offener viersitziger Kalesche, auf schlecht vorbereiteten Straßen. Bei großen Musterungen hat seine Tätigkeit etwas Stürmisches: er erhob sich schon um drei Uhr morgens dazu — und seine Erholung davon trägt fast denselben Charakter. Bei dem Mittagsmahl, wo die Generale erscheinen, werden die starken Weine nicht geschont, alter Rheinwein, Ungar, Pontak; dann sucht man sich mit Trinkwasser und englischem Bier wieder abzukühlen. Für die Nacht sehen sich andere, denn oft war es spät im Herbst, nach einem Kamin um; dem König verschlägt es nicht, in einer Scheune zu übernachten, wo alles vor Kälte zittert. Eine seiner Strafen bei den kleineren Besichtigungen war, daß er von einem nachlässig befundenen Kommandeur das gewöhnliche Mittagsmahl anzunehmen verweigerte: er eilte nach dem nächsten Dorfe fort, wo er sich in der Schenke ein ländliches Gemüse zurichten ließ oder irgendwo im Schatten von der kalten Küche aß, die der Fürst von Anhalt mitzubringen pflegte. Wehe dem, der sich eine Veruntreuung hätte zuschulden kommen lassen; einen solchen schützten weder Herkunft noch Rang vor der äußersten, durch Schimpf geschärften Strafe. Überall sehen wir den gebieterischen Lenker im Kampfe mit den natürlicherweise abweichenden Hinneigungen so vieler verschiedener Persönlichkeiten: er weiß sie alle zusammenzuhalten. Die Aufsicht, die er führt, bewirkt in der Tat, daß die durch die Leichtigkeit des Gewinnes beinahe verführerischen Posten mit tadelloser Integrität verwaltet werden.

Um die Regierungsweise Friedrich Wilhelms im allgemeinen zu würdigen, vergegenwärtigen wir uns noch die Maximen, wie er sie schon früh in der für seinen Nachfolger bestimmten Instruktion aufgezeichnet hat. Der religiöse Gesichtspunkt, wie er dem protestantischen Charakter des Staates entsprach, ist bei ihm wie bei seinen meisten Vorfahren der vorherrschende[1]. Er

[1] Vgl. Seite 229, auch Band I, Seite 182, 378, 402, 470.

leitet das Emporkommen seines Hauses von dem religiösen und sittlichen Verhalten der Altvordern her, die Gott dafür gesegnet habe. Das Wort auszubreiten, bezeichnet er als eine der wichtigsten Regentenpflichten. Selbst für die zu schließenden Allianzen gibt er die Regel, daß sie so wenig gegen den Dienst Gottes wie gegen die Größe des Landes laufen dürfen. Vornehmlich aber wird die Notwendigkeit eines sittlich-strengen Lebens und Wandelns betont. Er selbst weiß, daß er mit Gott gut stehe, zu dem er seit seinen Jünglingsjahren ein volles Vertrauen gehegt habe. Jede Fleischeslust muß vermieden werden; nicht allein alles Mätressenwesen, sondern auch Schauspiele, Opern und andere Vergnügungen, die dazu Anlaß geben können. An einen untadelhaften Wandel knüpft sich der Segen Gottes. Wenn man sich zu einem Kriege entschließen will, so muß derselbe ein gerechter sein, denn Gott gibt dem Soldaten ein Herz und nimmt es wieder. Der König meint, man habe das bei dem Kriege Augusts II. deutlich gesehen: den sonst so braven Sachsen sei der Mut angesichts der Schweden entfallen.

Hauptsächlich schärft er ein, daß Gott den Regenten nicht darum eingesetzt habe, um seine Tage in Genuß zuzubringen, wie die meisten tun, sondern um seine Länder wohl zu regieren. „Zur Arbeit sind die Regenten erkoren; will aber ein Fürst Ehre erwerben und mit Ehren seine Regierung führen, so muß er alle seine Geschäfte selbst vollziehen.“ Für den König von Preußen sind die Erhaltung der Armee und die Administration des Landes die beiden Hauptsachen; unablässig muß er sich damit beschäftigen. Er muß die Etats alle Jahre selbst wieder revidieren und festsetzen und sich keine Ausgaben über dieselben hinaus erlauben, namentlich auch die Besoldungen bestimmen. Jedermann muß wissen, daß alles von dem Fürsten ausgeht und er der Herr ist. Wie von Papst Sixtus V.[1], so sind auch von König Friedrich Wilhelm Rechnungsbücher vorhanden, die er in seiner Jugend führte; sie zeigen ebensoviel natürlichen Sinn für Ordnung und haushälterisches Wesen, nur mit entschiedenem Vorwalten militärischer Verwendungen von den frühesten Jahren an. „Als ich zur Regierung kam“, sagt Friedrich Wilhelm später einmal, „habe ich mir einen Plan gemacht, der auf Ökonomie und Menage (denn so bezeichnet er sparsamen Staatshaushalt) beruht.“ Bei den vielen Einschränkungen, die er gemacht hat, hält er noch weitere für wünschenswert. Unter anderem scheint es ihm ratsam, von

[1] Päpste I, 248 ff.

den 40 000 Talern, die der französischen Kolonie gezahlt werden, die Hälfte zu streichen: denn von den Eingewanderten seien bereits viele zu schönen Mitteln gelangt. Der Fürst muß Ersparnisse machen für unvorhergesehene Fälle. Wir berührten schon, wie Friedrich Wilhelm die Erhaltung der Armee nicht allein in ihrem Bestand und Wachstum, sondern auch in ihrer Verpflegung dem Nachfolger selbst bei seinem Fluch einschärft. Wenigstens damals hätte er gewünscht, daß ein großes Regiment, das Königsregiment, mit allen den ihm zugeteilten Bevorzugungen erhalten bliebe; so sollte auch die vornehmste Stätte seiner militärischen Tätigkeit, Potsdam, in seiner Weise fortgebaut werden. Er spricht den Wunsch aus, daß es den Namen Wilhelmsstadt erhalten solle. Nichts empfiehlt er eifriger als das Zusammenhalten der Armee, ohne sie zu zersplittern, wie einst unter seinem Vater geschehen; sie schlechterdings nicht in fremde Dienste zu überlassen, etwa der zu erwartenden Subsidien willen; denn was könne Geld nützen, nur die bestimmtesten Gegenleistungen könnten es rechtfertigen. Besonders hoch schlägt Friedrich Wilhelm Manufakturen an, ohne welche das Land gleichsam ein totes sei. Schon er lebt der Überzeugung und spricht sie aus, daß die Macht des Regenten und der Reichtum des Landes in der zunehmenden Bevölkerung bestehe. Die intimen Aufzeichnungen Friedrich Wilhelms beweisen, daß er mit Ministern, die ihm dienten, nicht so einverstanden war, daß er einem von ihnen die Geschäfte ganz und gar hätte überlassen mögen. Selbst der getreue und kundige Ilgen wird nicht fest genug befunden; von dem einsichtsvollen Knyphausen urteilt der König, er sage doch nicht immer die Wahrheit; der habile Kreuz habe seine Passionen; der vertraute Grumbkow sei nicht ohne besondere Absichten und suche seinen Vorteil. Dazu komme wohl auch Einwirkung von den fremden Mächten auf die Minister; auch bei den Unterbehörden nehme man Privatrücksichten wahr. Der Fürst sei dadurch zur äußersten Wachsamkeit verpflichtet. Alles Private soll im öffentlichen Dienste abgestreift und so gut wie vernichtet werden. Dem monarchischen Staatswesen gibt es seinen Charakter, daß die öffentlichen Angelegenheiten eben als die Sache des Fürsten erscheinen: die Interessen des Staates sind zugleich die persönlichen des Monarchen. In Preußen waren sie bereits so umfassend und großartig, daß sich Beamte und Volk der öffentlichen Sache mit Hingebung anschlossen; der Staat war lebensfähig, charaktervoll, energisch aufstrebend, entwicklungsfähig im Innern, nach außen angesehen, voll von Zu-

kunft. Daß Friedrich Wilhelm diese selbst herbeiführen würde, erwartete man schon nicht mehr. Die unbequeme Stellung, in welche er gegen die verschiedenen europäischen Mächte geraten war — von den größeren stand er nur zu einer in nicht unfreundlichen Beziehungen —, rührte zum Teil auch daher, daß man sich überzeugt hielt, er werde niemals Ernst machen, niemals schlagen.

Schon richtete alles seine Augen auf den Nachfolger, dessen Fähigkeiten durch die häuslichen Stürme, die er erlebte, nicht gebeugt, sondern in vielseitiger Entwicklung eher gefördert worden waren, der, so entfernt er auch noch von allen Geschäften gehalten wurde, doch im stillen heranreifte, um ihre Leitung zu ergreifen. Der alte König ließ sich wohl gegen seine Vertrauten vernehmen, man wisse nicht, was in dem Friedrich alles liege.

Als einen der stets im Auge zu behaltenden Gesichtspunkte hat Friedrich Wilhelm selbst noch bezeichnet, die Ansprüche zur Geltung zu bringen, welche dem Hause nach verschiedenen Seiten hin zustehen. Im Archiv werde man nähere Nachrichten davon finden. Inhaltsschwer für Vergangenheit und Zukunft lautet ein Wort von ihm, das er in der Instruktion von 1722 ausspricht: „Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat die Aufnahme und das rechte Flor in unser Haus gebracht, mein Vater hat die königliche Würde erworben, ich habe das Land und die Armee instand gesetzt; an Euch, mein lieber Sukzessor, ist, was Eure Vorfahren angefangen, zu behaupten und die Prätensionen und Länder herbeizuschaffen, die unserem Hause von Gott und Rechtswegen zugehören."

SIEBENTES BUCH

REGIERUNGSANTRITT FRIEDRICHS II. UND BEGINN SEINER FELDZÜGE

Indem wir auf die Regierung übergehen, welche gleich in ihren ersten Jahren das Begonnene vollenden und den Staat zur Bedeutung einer europäischen Großmacht definitiv erheben sollte — nur eben diese Handlung ist unser Gegenstand —, mag es uns vergönnt sein, an die Grundzüge der historischen Entwicklung zu erinnern, die zu der damaligen Lage des Staates geführt hatte.

Die Bildung des preußischen Staates ist ein fortwährender Kampf gewesen. Die beiden vornehmsten Bestandteile desselben haben sich vom ersten Anfang an im Kriege mit mächtigen Nachbarn, Gegnern oder Nebenbuhlern entwickelt: die Mark Brandenburg im Gegensatze der Sachsen und Slaven, Preußen in dem Streite der Polen mit den Ureinwohnern, von denen es seinen Namen führt. Den einmal gegründeten Kolonien fiel die Aufgabe zu, ohne wesentliche Beihilfe von dem Deutschen Reiche sich in dem Kampfe gegen die polnische Nation und Krone zu verteidigen; es gelang ihnen, dieselbe zu erfüllen. Preußen wurde dann sehr wesentlich von der mongolischen Völkerströmung, die sich in den Litauern fortsetzte, berührt: das Land konnte eine Zeitlang als eine Vormauer der abendländischen Christenheit gelten. Brandenburg schloß sich dem Böhmischen Reiche an, das unter dem luxemburgischen Hause Mitteleuropa und Deutschland selbst beherrschte. Hinreichenden Schutz gegen die übermächtigen Nachbarn aber fand es bei diesem Hause nicht. In der Gefahr, von den Polen unterdrückt zu werden, ward Brandenburg durch das Fürstenhaus gerettet, dem es die Luxemburger überließen; zugleich um es zu behaupten und aus Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten Dienste. Einige Unterstützung empfingen beide nicht nur von Kaiser und Reich, aber doch von anderen Seiten her aus dem inneren Deutschland: das eine durch den Orden, das andere durch die Verbindung, in welche das Fürstenhaus es brachte. Unter tausendfältigen Wechselfällen des Krieges und der Allianzen gelang es ihnen, noch immer getrennt, eine bis auf einen gewissen Grad selbständige Existenz zu behaupten. Ein gemeinschaftliches Interesse gab ihnen erst die Reformation der Kirche; die Existenz des einen, das Emporkommen des anderen beruhte auf dem Protestantismus[1]. Notwendig wurden sie nun von den großen katho-

[1] Vgl. Seite 10 und die dort vermerkten Seiten des I. Bandes.

lischen Mächten an ihrer Seite bedroht, aber in demselben Augenblick dynastisch verbunden. Die Landschaften hatten ein gemeinschaftliches Interesse des deutschen Namens und der Religion, das sich in den Fürsten repräsentierte. Mit einer gewissen Notwendigkeit regte sich in diesen das Bedürfnis eigenartiger Entwicklung den beiden höchsten Gewalten, von denen sie abhingen, gegenüber. Doch trug dies Bestreben nach den verschiedenen Seiten hin einen verschiedenartigen Charakter an sich. Auf der polnischen Seite mußten sie nach Herstellung der ursprünglichen Unabhängigkeit des Landes von der Krone trachten, auf der deutschen eher nach einer Verstärkung der Reichsgewalt, auf welche sie selbst Einfluß auszuüben berufen waren. Wie aber dann, wenn sich der Kaiser und der König von Polen vereinigten, um die Landschaften ihrer Selbständigkeit zu berauben. Es kam eine Zeit, wo sie beide verloren zu sein schienen. Wenn sie dennoch gerettet wurden, so geschah das hauptsächlich durch das Emporkommen einer dritten Macht, die ihnen aber dann wieder im höchsten Grade beschwerlich fiel. Nachdem sie Polen und Österreich bestanden hatten, bedrängte sie Schweden, welches, mit Frankreich verbündet, die entgegengesetzten Mächte zurückwarf, mit einer Art von Oberherrlichkeit. Es war das Verdienst des Großen Kurfürsten, daß er den in dieser Krisis zerstreuten Landschaften ein Gefühl ihrer Einheit einhauchte und einen demselben entsprechenden Staat begründete. Für ihn und seinen Sohn, den ersten König, entsprang aus dem Gegensatz gegen Schweden und Frankreich, inwiefern sie beide in Deutschland eingedrungen waren, ein hoher Beruf für Deutschland selbst, den sie dann nach Kräften zu erfüllen strebten. Schweden wurde wirklich ohnmächtig in Deutschland, nicht jedoch Frankreich, wiewohl man es besiegte; nur konnte es zunächst die deutsche Freiheit nicht ernstlich gefährden, wie vordem. Aber aus der Natur und dem Gange dieses Kampfes erwuchsen wieder anderweite Gefahren für Brandenburg-Preußen; durch die Verbindung Englands mit Hannover, welche sich dabei vollzog, wurde gleichsam eine neue Macht gebildet, welche, mit dem wiedererstarkten Kaisertum vereinigt, die Unabhängigkeit Brandenburgs bedrohte. Und zugleich war im Osten und Norden Rußland emporgekommen, welches, indem es Polen überwältigte, für Preußen ebenfalls furchtbar wurde.

Es war in dem Gegensatze dieser Mächte, daß Friedrich Wilhelm I. seine militärische Organisation gründete. Die Machtstellung, die der Gegenstand seines Ehrgeizes war, konnte er

aber darum nicht erreichen. Mit England konnte er sich nie verständigen; Österreich vergalt die Dienste, die er ihm geleistet hatte, mit einem Undank, der seine Seele empörte. Rußland wurde durch die polnisch-türkischen Angelegenheiten in das engste Verhältnis mit Österreich gezogen.

Friedrich Wilhelm hatte sich zuletzt mit Frankreich in eine Allianz eingelassen, die doch auch seinen Ansprüchen nicht genügte. Wenn nun in dieser Lage ein junger, tatkräftiger Fürst zur Regierung kam, wohin konnten und mußten seine Bestrebungen sich richten? Es gibt ein inneres Leben der Staaten, ein Wachstum derselben, welches in jedem Moment sich immer weiter entwickelt und die Tätigkeit der Fürsten zugleich herausfordert und bedingt[1]. Hier war das allernächste, durch die Umstände Gebotene, in der Mitte der abgünstigen europäischen Mächte eine von ihrem Belieben unabhängige Stellung zu gewinnen. Alle waren durch Faktionen zersetzt, in steter Gärung begriffen. Es war notwendig, sich von denselben zu emanzipieren, um die Ansprüche, die man besaß, von deren Gerechtigkeit man überzeugt war, ohne Rücksicht und Schonung durchzuführen. Dazu war nun alles vorbereitet.

Ein Regierungswechsel konnte jetzt nicht wieder einen so durchgreifend umgestaltenden Einfluß hervorbringen, wie es einst bei dem Eintritt des Großen Kurfürsten oder Königs Friedrich Wilhelm I. geschehen war. Das Wort Preußen hatte nicht allein eine geographische Bedeutung: es bezeichnete ein Wesen von bestimmtem Gepräge und Charakter. Die einmal aufgerichtete Staatsorganisation, welche die Macht verlieh, konnte kein Nachfolger in Frage stellen oder mit willkürlicher Hand daran tasten wollen. Nur gehörte ein sehr energischer Geist dazu, um die gewaltige Autorität, die ihm zuwuchs, zu handhaben und weiterzuentwickeln, und Gaben des Genius wurden erfordert, um jene unabhängige Stellung, nach welcher das gesamte Staatswesen emporstrebte, wirklich zu erreichen.

Wir kennen die geistige und moralische Kraft[2] bereits, welche zunächst zu diesem Berufe bestimmt war. Gedenken wir noch der Studien und Beschäftigungen, mit denen Kronprinz Friedrich die freien Jahre ausfüllte, die ihm noch gewährt waren.

[1] Vgl. das Nachwort im III. Band.
[2] Vgl. Päpste II, 484 und Reformation II, 167.

Erstes Kapitel.

Spätere Jugendjahre Friedrichs II.

Als eine der vornehmsten Folgen der häuslichen Stürme, deren wir gedachten, können wir es ansehen, daß sich Friedrich der geordneten und strengen Tätigkeit in Staat und Militär, der er früher abgeneigt gewesen, später widmete; und zwar keineswegs allein aus Rücksicht auf seinen Vater: er erkannte vielmehr ihre Notwendigkeit; sein Geist, der sich eben zu männlichen Bestrebungen entfaltete, nahm eine freiwillige Richtung darauf.

In Ruppin, wohin er nach jener Aussöhnung im Jahre 1732 als Oberst und Führer eines Infanterieregiments versetzt ward, durfte auch das ökonomische Fach nicht ganz vernachlässigt werden. Friedrich hat bald im Anfang einen Anschlag von dem dortigen Domänenamt machen müssen, was ihm doch nicht ganz leicht geworden ist; glücklicherweise konnte er einige Verbesserungen angeben, die keine neuen Lasten auflegten. Ein persönlicher Antrieb hielt ihn bei diesen Dingen fest, seitdem Rheinsberg für ihn erworben ward. Er besichtigte es vorher, und die Beschreibung, die er einschickte, ward von dem König gut aufgenommen: er baute dann nicht allein das Schloß um, sondern erweiterte das Gut durch fernere Ankäufe und suchte es zu verbessern; mit vieler Sorgfalt pflegte er des Gartens; wir finden wohl, daß er, denn noch vieles gehe seinem Besitztum ab, auch in der Wirtschaft neue Versuche macht.

Seine vornehmste Beschäftigung war jedoch und blieb die militärische.

Mit der eintönigen Wiederholung eines täglich zu vollziehenden Berufsgeschäfts verknüpft sich leicht eine innere Ironie, die weniger aus Bitterkeit entspringt als aus Überdruß. Friedrich ging nicht so ganz in der Ausübung militärischer Pflichten auf, daß ihm dies Gefühl nicht zuweilen gekommen wäre: „Ich exerziere“, ruft er eines Tages aus, „habe exerziert, werde exerzieren.“ Aber dabei widmete er sich denselben mit allem denkbaren Eifer.

Die in Potsdam vorgenommenen Abänderungen in den Einzelheiten der Übung sucht er unverzüglich seinem Regiment anzueignen; er versäumt nicht, sich nach wohlgewachsenen Rekruten umzusehen, auch in weitester Ferne: wir finden Lothringen genannt, Ungarn und Schweden; für Gesundheit und Manneszucht seines Regiments trägt er so viel Sorge wie irgendein anderer; eigenhändig führt er die Konduitenlisten über die Offiziere desselben, ihr sittliches Verhalten und ihre Fähigkeit; und der Ernst, mit dem er sich über andere ausspricht, mußte wohl auf seine eigene Haltung zurückwirken; er fühlt die Genugtuung eines fleißigen Arbeiters, wenn der König zuletzt bei der Musterung sich mit ihm und seiner Truppe zufrieden zeigt.

Nun fand sich aber auf diesem Gebiete auch Anlaß und Antrieb zu weiteren Studien.

Um diese Zeit erschienen, wenngleich zuerst noch unvollständig und fehlerhaft, aber doch im ganzen echt und brauchbar, die Kriegsdenkwürdigkeiten des Marquis von Feuquieres, ein für den Dienst der Offiziere in ihren verschiedenen Graden und die ganze Grundlage der Anordnungen, auf denen das neue Heerwesen beruhte, überaus unterrichtendes, aus unmittelbarer Erfahrung geschöpftes Buch, worin zugleich die Kriege Ludwigs XIV. von dem militärischen Standpunkt aus, der der entscheidende ist, erzählt werden, und die großen Generale, Condé, Turenne, besonders Luxemburg, ein jeder in seinem eigentümlich taktisch-strategischen Verdienste hervortreten. Ein ganz anderes Studium für einen künftigen Heerführer als die Nachrichten, die das Theatrum Europäum darbieten konnte. Friedrich ergriff es mit der größten Lebendigkeit: er fühlte sehr wohl den Unterschied, der zwischen einer Darstellung aus Ramsays Feder, wie sie damals über Turenne erschien, obschon er auch diese mit Vergnügen las, und der die entscheidenden Momente mit scharfem Blick hervorhebenden, in der Mitte der Handlungen versetzenden Erörterung von Feuquieres bestand; das Buch hat eine nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt.

Zu näherer Belehrung in einem der vornehmsten Zweige gab sich der Fürst von Anhalt die Mühe, eine „ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert werden", zu verfassen und mit großen Plänen zu erläutern. Von manchen Lesern scheint Leopold gefürchtet zu haben, daß die Form seiner Anweisungen ihre Mißbilligung erwecken werde: Friedrich meinte, daß es bisher noch nichts so Deutliches und Unterrichtendes gegeben habe, und versuchte sein eigenes Urteil daran.

Auch gestattete der Fürst, daß einer der geschicktesten Offiziere seines Regiments, der ihm als Page gedient und sein volles Vertrauen genoß, Heinrich August von Fouquet, wohl zwei Dritteile des Jahres bei dem Prinzen auf dem Schloß Rheinsberg oder in Ruppin zubrachte. Zwischen Friedrich und Fouquet bildete sich ein inniges Verhältnis. Sie stifteten einen Orden auf den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel, bei dem die Absicht wie auf eine sittliche Führung nach diesem Muster, so zugleich auf Kriegsgeschichte, Aufstellung militärischer Probleme und ihre Lösung gerichtet war.

Einmal sind diese Studien auch durch den Anblick des Krieges unterbrochen worden, im Feldzug von 1734, soweit dieser als eine wirkliche Kriegshandlung angesehen werden kann. So sehr Friedrich wünschte und auch erwartete, daß Eugen die Verschanzungen der Franzosen ernstlich angreifen werde, so hatte er doch bei aller seiner Jugend auch ein Verständnis für die Gründe, um deren willen das nicht geschah. Er beobachtete Freund und Feind — denn er suchte, wie er in einem Briefe ausspricht, nur das Soldatenhandwerk zu erlernen, den wahren Weg zum Ruhme —, und fand sie beide sehr ehrenwert; gerade die Untätigkeit des kaiserlichen Feldherrn machte demselben Ehre, denn er behaupte dabei das Lager, aus dem man ihn zu vertreiben suche. Friedrich selbst gab eine Probe seiner Unerschrockenheit, die im Angesicht so vieler Kriegsleute eine gute Meinung von ihm erweckte; auf dem Rückwege von einer Rekognoszierung, im Holze bei Philippsburg, hörte er zum ersten Male Kugeln um sich sausen, die nahe bei seinem Wege Bäume zertrümmerten; man bemerkte, daß ihm die Hand, die das Pferd führte, darum nicht einen Augenblick unsicher wurde.

Und was hätte er nicht darum gegeben, auch dem Feldzuge von 1735 beiwohnen zu können. Aber Friedrich Wilhelm fand es nicht angemessen, daß ein preußischer Kronprinz ein Zeuge der unfreiwilligen Untätigkeit der Reichsarmee sei. Eine der Unvorsichtigkeiten, die man dem König in Wien so übel auslegte, bestand darin, daß er dem Prinzen, dem er dies Vergnügen versagte, dagegen die Erlaubnis zu einer Reise nach Preußen gab, wo sich damals Stanislaus aufhielt. Daß er dabei politische Verhandlungen habe pflegen sollen, ist ein Irrtum. Wie ließe sich von Friedrich Wilhelm auch nur denken, daß er den Sohn, den er mit Eifersucht von aller Politik fernhielt, in einer so zarten Angelegenheit beauftragt hätte: er verordnete vielmehr ausdrücklich, daß der Prinz mit Stanislaus nur am dritten Orte zu-

sammenkommen dürfe. Friedrich lernte in dem verjagten König, dem er sorgfältig alle seinem Range gebührende Ehrerbietung bewies, einen Menschen kennen, der etwas von der europäischen Bildung besaß, nach welcher er noch strebte, — nicht ohne Freude und Anregung, das war alles. Der eigentliche Zweck seiner Reise bestand darin, die Armee und Verwaltungsbehörden zu inspizieren.

Leider ist von den Berichten, die er erstattete, nur ein einziger übrig, worin er von ein paar Reiterkompagnien meldet, die er zu Marienwerder gesehen, „ein schöner Schlag gedrungener Pferde, auf dem die Leute wie Puppen sitzen"; und dann von dem wüsten Wesen in Polen, wo man nur Weiber und Kinder zu Gesicht bekomme; — anderweit aber erfahren wir, daß er hier und da den Offizieren gezeigt hat, woran es ihnen noch fehle: die Präsidenten und Räte der Kammern hat er zu ihrer Schuldigkeit angewiesen, mit den Einsichtsvollsten auch wohl neue Einrichtungen besprochen. Er bemerkte es, wo dem gemeinen Soldaten nicht alles gegeben ward, was zu seiner Montur gehörte, empfahl unvermögende Beamte der Nachsicht und tadelte die Vernachlässigung der Volksschulen. Der König verfügte nach den Vorschlägen Friedrichs und war höchlich zufrieden, daß derselbe ins Detail gehe und den Grund der Sachen erforsche, denn nur so lasse sich davon urteilen. In der Genugtuung des Königs liegt zugleich etwas von dem Gefühl eines Gärtners, der einen lebenskräftigen Baum mit Gewalt in seine ursprüngliche Richtung, von der ein einseitiger Trieb ihn abführte, zurückgezogen hat und nach seinem Wunsche emporwachsen sieht.

Indes so sehr sich Friedrich auch anschloß, so ging in ihm vieles vor, wovon seinem Vater keine Ahnung kam, was dem Sinne, den dieser allezeit in sich genährt hatte, von Grund aus widersprach. Es handelte sich dabei nicht mehr um kleine literarische Phantasien, sondern um die großen Überzeugungen, aus denen der geistige und moralische Mensch lebt: wir können hinzufügen, selbst nicht um rein persönliche Dinge, sondern um eine große Umwandlung in den Ansichten des Jahrhunderts.

Die Zeiten traten ein, wo sich der menschliche Geist von der Oberherrschaft der geistlichen Ideen von allen Seiten losriß[1].

Wir haben hier nicht den Ursprung dieser Tendenzen auf dem Gebiete des geistigen Lebens überhaupt zu erforschen: wir bemerken nur die auffallende Erscheinung, daß die großen reli-

[1] Vgl. Seite 264, auch Reformation II, 352.

giösen Genossenschaften nicht mehr vermochten, die individuelle Meinung ihrer Mitglieder festzuhalten. Bei dem Studium der eifrigsten puritanischen Predigten hatte Lord Bolingbroke seinen Unglauben ausgebildet; aus der Schule der Jesuiten gingen Voltaire wie Helvetius hervor; in dem altgläubigen Genf, und zwar von einer Frau, während sich doch sonst Frauen am entschiedensten anschließen, mußte das erste durchdachte französische Buch über die Religion der Vernunft geschrieben werden: die Patriarchen des Unglaubens in Norddeutschland sind eben in Berleburg und Herrnhut von aller Religion abgewichen. Zuweilen bewegt sich der Abfall in den großen Weltgegensätzen, wie wenn ein eifriger Verfechter des Feudaladels, der doch vornehmlich im Kampf gegen den Islam sich ausgebildet, der Graf Boulainvilliers, als ein enthusiastischer Verteidiger Mohammeds auftrat, zuweilen in verlegenen Schulmeinungen; doch machte auch schon dies in dem Kreise, den es berührte, ungemeines Aufsehen. Als Johann Georg Lori in Ingolstadt von der Philosophia universa abwich, die dort auf der Universität herrschte, ist seine alte Mutter an ihrem Stabe aus dem Gebirge gekommen, um ihren Sohn zu warnen, nicht ein Abtrünniger zu werden. Es gab ähnliche Regungen diesseits und jenseits des Ozeans. Erinnern wir uns nur, daß eben in diesen Zeiten in dem transatlantischen Boston der junge Benjamin Franklin sich von der strenggläubigen Gesinnung losriß, die alles beherrschte, was ihn umgab; wie bald darauf in der Altmark Johann Winckelmann, ungeduldig über die einengenden Lebensformen in den Kirchen und Schulen des Vaterlandes, sich nach Rom flüchtete, das ihm wenigstens Freiheit für seine Studien gewährte, ohne sich um seinen Glauben viel zu kümmern.

Der allgemeinste Grund dieser Bewegung lag darin, daß in den religiösen Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts, zwischen Protestanten und Katholiken sowie zwischen den protestantischen Parteien untereinander, die theologischen Doktrinen zu strengen und abgeschlossenen Systemen entwickelt und in dieser Form mit der öffentlichen Gewalt in den Staaten und der bürgerlichen Verfassung in eine ohne Zweifel allzu nahe Verbindung gebracht waren. Die christliche Religion strebt ewig die allgemeine zu sein[1]; bei den gegenseitigen Ausschließungen konnte es sein Verbleiben nicht haben; ein künstliches Dogmenwesen wird sie ohnehin durch das ihr inwohnende Bedürfnis einfacher Weltanschau-

[1] Reformation I, 3 f.

ung allezeit sprengen. Wer von allen, die leben, wollte wieder zu jenen Zuständen zurückkehren? Bisher hatte man bei aller Zurücksetzung, die man erfuhr, die Hoffnung, den andern Teil doch noch zu überwältigen; jetzt erregte die an dem Buchstaben nicht immer um des Glaubens willen haftende Orthodoxie und der daran geknüpfte bürgerliche Vorzug nur noch Widerwillen und persönlichen Unmut.

Steigen wir zu der Höhe der Beobachtung empor, wo die Bestrebungen der Jahrhunderte sich vor den Augen ausbreiten, so nehmen wir von diesem weltgeschichtlichen Momente aus zwei große Direktionen wahr.

In dem achtzehnten Jahrhundert hat man eine von dem Positiven und eigentlich Christlichen abgewandte Richtung verfolgt — bis die Irreligion einmal die Staatsgewalt erobert und eine große Nation in dem Tempel der Vernunft angebetet hat[1].

Aber die Welt konnte nicht ertragen, von dem Göttlichen zu veröden[2]. Das neunzehnte Jahrhundert kehrte zu den Lebensquellen um, an welchen die früheren Zeiten sich genährt hatten; es kam selbst auf das Konfessionelle zurück, welches nun einmal die Form für die positive Religion geworden. Welch ein Mißverständnis jedoch, darum den alten Hader, aus dem man soeben hatte entkommen wollen, oder den Anspruch auf hierarchische Alleinherrschaft zu erneuern[3]! Die aus der Lage der Dinge entspringende Forderung ist vielmehr, das Positive zu einem allgemein Gültigen zu entwickeln, worin sich alle Parteien vereinigen könnten, und indes das einer jeden inwohnende Wahre eine an der anderen anzuerkennen.

In den Zeiten nun, in welche die Jugend Friedrichs fiel, kam jene Richtung nach der Naturseite hin empor, welche dem achtzehnten Jahrhundert seinen Charakter gegeben hat, und in seiner Erziehung lag manches, was ihn zur Teilnahme an derselben vorzubereiten schien. In den frühesten Lebensjahren war er überfüllt worden mit Religionsübung in der Art und Weise

[1] Die Französische Revolution von 1789.

[2] Weltgeschichte I, 21 und Reformation I, 3.

[3] Ranke denkt bei dieser Bemerkung, die auch schon in der ersten Auflage des Buches enthalten ist, vermutlich an die scharfen konfessionellen Gegensätze aus dem Ende der dreißiger Jahre ausgetragenen „Kölner Kirchenstreit". Damals waren die hierarchischen Ansprüche des neuen Kölner Erzbischofs von Droste-Vischering mit der staatskirchlichen Auffassung der preußischen Regierung hart zusammengestoßen. Erst Friedrich Wilhelm IV. legte den Streit bei im Sinne des oben von Ranke geforderten Grundsatzes. Vgl. auch Päpste II, 269 f.

eines auch hierin streng militärischen Gebotes. Der Tiefsinn und das geistig Befreiende der großen Lehren, an denen sich die Geschichte der Menschheit auferbaut hat, war ihm in einer Form dargeboten worden, die ihm den Inhalt verleidete. An einer Streitfrage, wie erwähnt, nahm er ein lebendiges Interesse[1], aber eben diese durfte im Unterricht, der niemals den äußerlichen Zweck aus den Augen ließ, nicht berührt werden; und als er die Mittel gefunden, sich anderwärts zu belehren, und für die hierzulande damals verworfene Ansicht, welche ihn aber vermöge ihrer geheimnisvollen Tiefe anzog, Partei genommen, ward er mit rücksichtsloser Gewalt genötigt, davon abzulassen. Eine Wirkung auf seine Überzeugung hatten jene täglichen Disputationen in Küstrin über den universalen und partikularen Ratschluß allerdings; jedoch wir wissen schon, welcher Art sie war: er ließ die Meinung fallen, die er bekannte, ohne die anzunehmen, die man ihm aufdrängen wollte.

Doch war ihm das Christentum selbst noch über alle Zweifel erhaben. In einem Briefe an den Prinzen von Oranien spricht er noch mit Hingebung von der heiligen Religion, die er bekenne.

Hierauf erwachten ihm auch andere Zweifel.

Nach einem Jahr finden wir Friedrich mit einer der obersten Grundlehren, auf der die Wirksamkeit und Verbreitung der christlichen Religion vornehmlich beruht, mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele beschäftigt, in sich selbst mit Gründen und Gegengründen darüber streitend. Die Meinungen der Materialisten schienen bei ihm die Oberhand zu gewinnen; er faßte die Ansicht, die Lehre gründe sich auf einen dem Menschen von seinem natürlichen Hochmut eingegebenen Wahn.

Es war in dieser Stimmung, daß er zum ersten Male mit der Philosophie in lebendige Berührung geriet.

Ein ehemaliger sächsischer Minister, Graf Manteuffel, mit welchem der Prinz mündlich und schriftlich zu verkehren liebte und der den Wissenschaften die eifrige Teilnahme eines eingehenden Dilettanten widmete, sagte ihm, er sei einst von denselben Zweifeln ergriffen gewesen, aber die Metaphysik von Wolf habe ihn davon zurückgebracht: dieses Buch enthalte alles, was die Philosophie Überzeugendes über diesen Punkt aufstellen könne, in einer sehr einfachen Beweisführung.

Ein anderer Sachse, derselbe Suhm, der in jenen Zeiten der Zerwürfnisse in der Familie sich das Vertrauen des Prinzen er-

[1] Vgl. Seite 82.

worben hatte, ein Mann von feinerem, sinnvollem Geist, gab sich die Mühe, Wolfs vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, denn dies ist das Buch, das man Wolfs Metaphysik nannte, für den Prinzen ins Französische zu übersetzen, da dies nun einmal die Sprache war, in der er über allgemeine Dinge sich ausdrückte und wohl auch dachte, und sie ihm Kapitel für Kapitel zuzustellen.

Aus den Briefen an Suhm, welche zu den harmlosesten gehören, die von Friedrich übrig sind, kann man sehen, mit welcher naiven Lernbegierde er diese Hefte durchging, nicht ohne sie mit dem deutschen Original zu vergleichen, zumal da ihm Suhm sagte, daß die deutsche Sprache sich für die abstrakten Erörterungen besser schicke als die französische; mit welchem Eifer er sich ihren Inhalt aneignete.

Der Satz des Widerspruchs und die Lehre vom zureichenden Grunde, die in der Leibniz-Wolfschen Philosophie eine so große Rolle spielten, leuchteten ihm vollkommen ein; er wandte sie im täglichen Leben an.

Den größten Eindruck aber machte ihm die Lehre Wolfs von dem einfachen Dinge, das, von Gott einmal geschaffen, nur durch seinen Willen wieder vernichtet werden könne, und daher von der Einfachheit und Unvergänglichkeit der menschlichen Seele. Er fand die Folgerungen des Philosophen treffend und tief.

Wie seine Freunde überhaupt an ihm lobten, daß er zwar seine Meinungen standhaft verteidige, solange es sich irgend tun lasse; wenn ihm aber die Stärke der entgegengesetzten Ansichten einleuchte, diese auch mit ebensoviel Entschiedenheit annehme, so tat er auch diesmal: er gab wirklich seine negativen Meinungen auf und bildete sich eine Mischung von Philosophie und Religion aus, in der seine jugendliche Seele Beruhigung fand.

„Ich bin jetzt überzeugt", schreibt er im April 1736 an Manteuffel, „von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, soviel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen meinesgleichen erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Überzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

Er dankt einmal Suhm, daß er ihm zum Bewußtsein seiner

Seele geholfen habe, und stellt seine Wohltat der göttlichen nahe, durch die er überhaupt sei.

Dafür hegte er ein eigentümlich lebendiges Gefühl der Dankbarkeit, daß er aus dem Nichts ins Leben gerufen, seine Wimpern den Strahlen des Lichts eröffnet worden, in der Mitte einer schönen und gebildeten Welt; in einem seiner frühesten und besten Gedichte wendet er sich von dem Zweifel, der sich noch mächtig regt, zu der Aussicht, daß die gereinigte Substanz der Seele das Grauen des Grabes überdauern und ihren ewigen Wohltäter erblicken werde. Man kann ein Gemüt nicht irreligiös nennen, das von einer so warmen Anbetung für Gott den Schöpfer erfüllt ist.

Auch moralisch zeigt Friedrich den Ernst einer auf sich selbst reflektierenden strebenden Jugend. Er bildete sich ein Ideal der Vollkommenheit, und wenn man ihm sagte, daß er es nicht erreichen werde, bekannte er sich zufrieden mit dem, was sich auf dem Wege erlangen lasse. Seine Verehrer fanden ihn in der Tat milder, offener, edelmütiger, weniger absprechend und schneidend als früher. Neben Wolf las er die alte Geschichte von Rollin, welche eben herauskam; er teilte das Gefühl, das in Frankreich diesem Werke so großen Beifall verschaffte, eine Art Befriedigung, daß hier ein wohlgesinnter Mann spreche, der es ehrlich mit der Welt und allem Guten meine, wie Montesquieu sagt, daß die Tugend rede; — Friedrich säumte nicht, dies dem Autor auszudrücken, der ihn dagegen sehr ernst und dringend an die wichtigsten Betrachtungen der Religion gemahnt hat. Friedrich hörte damals zuweilen Beausobre, den er für den größten Mann erklärte, der in preußischen Landen lebe; dieser ruhige und freimütige Ausdruck, der in jedem Worte Bildung und Überzeugung atmete, entsprach seiner Idee von Kanzelberedsamkeit; da berührte ihn noch einmal der Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus, den diese französischen Geistlichen fortwährend führten; er bestärkte Beausobre darin: denn man müsse wie die Wahrheit zeigen, so auch die Lügen enthüllen.

Indem er sich dergestalt dem Glauben und Denken der evangelischen Kirche, mit dem die Leibniz-Wolfschen Lehren wenigstens nicht in Widerspruch standen, wieder zuwandte, ohne doch völlig darauf zurückzukehren — wie er denn selbst darüber scherzt, daß er so wenig Glauben habe —, kam ihm nun aber eine andere philosophische Ansicht nahe, die im Gegensatz mit denselben, und von dem Positiven weiter abführend, sich soeben auf dem Gebiete der allgemeinen Literatur Bahn machte.

Königin Elisabeth Christine von Preußen,
die Gemahlin Friedrichs des Großen.

Friedrich der Große
als Kronprinz (1735).

Unter den so vielseitig produktiven religiösen Kämpfen der englischen Nation in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war ein System von philosophischen Gedanken aufgestellt worden, worin weder von einer Offenbarung durch göttliche Veranstaltung noch auch nur von dem menschlichen Geiste eingeborenen Ideen die Rede ist, alle menschlichen Begriffe vielmehr von den Sinnen und der Erfahrung hergeleitet werden, sei es unmittelbar oder durch Reflexion; ungefähr wie sich in Indien, bei allem Spiritualismus der natürlichen Richtung, den Lehren der Vedas gegenüber dennoch eine Ansicht erhob, welche Gott nicht leugnet, aber die Welt zu erklären meint, ohne auf die Idee von Gott zurückzukommen. John Locke (1632—1704), der jene Gedanken mit folgerechtem Scharfsinn und unendlichem Fleiß nach allen Seiten hin entwickelte, fand unter seinen Landsleuten in England auch wieder Gegensatz und ebenbürtigen oder überlegenen Widerspruch: der Herrschaft seiner Meinungen wurden durch andere nicht minder starke Überzeugungen Schranken gezogen; auf einen allgemein eingreifenden Einfluß hätten sie von daher wohl an und für sich niemals Aussicht gehabt.

Da geschah nun, daß eines der größten schriftstellerischen Talente, welche unter den Franzosen jemals erschienen sind, Voltaire (1694—1778), bei einem Aufenthalt in England sich mit diesen Ansichten durchdrang und den Entschluß faßte, sie mit seiner ganzen Macht in der Welt zu verbreiten; denn wohl dürfen wir dem gelesensten französischen Autor jener Zeit Macht zuschreiben.

Die ganze höhere Gesellschaft von Europa sprach französisch, lebte in der französischen Literatur. Ohne aufzählen zu wollen, wodurch dies im Laufe der Zeiten vorbereitet worden war, bemerken wir nur, daß damals eben die Gegensätze in den Richtungen des französischen Wesens dafür entscheidend geworden sind: die Aufstellung der Monarchie Ludwigs XIV., seine Verbindung mit allen Höfen, denen der seine zum Muster diente, sowohl als der Widerstand, den er erweckte, die Zerstreuung der Hunderttausende, die vor seinen Religionsverfolgungen flohen, über ganz Europa. Die öffentlich anerkannte Literatur, die in Paris einen großartigen Aufschwung nahm, und die oppositionelle, welche sich von Holland aus über Europa ergoß, wirkten dabei zusammen. Die artistische und religiöse Strenge der einen und die freie Bewegung der anderen ergänzten einander. Die französische Sprache erwarb, man möchte sagen, eine gram-

matische Macht, da in der Beschäftigung mit derselben das vornehmste Bildungsmittel der Geister lag.

Eine große Bedeutung bekam da an sich ein Autor, der die Sprache, die alle lernten und zu schreiben versuchten, als ein Virtuose behandelte. Eben das Anmutende, Einladende, Verführerische des französischen Ausdrucks besaß Voltaire in großer Vollkommenheit; in Witz und Leichtigkeit, bündiger Schlußfolge, die sich doch wie absichtslose Unterhaltung ausnimmt, in Mannigfaltigkeit der Formen ist er unvergleichlich. Man kann sagen, daß er beiden Seiten der französischen Literatur angehörte, zuerst der einen, dann der anderen; er war der Nachfolger von Racine und Corneille, von St. Evremond und Bayle; den Franzosen erschien er schon nicht mehr ganz als einer der Ihren, dem übrigen Europa aber als der vollkommenste der Franzosen.

Es war schon etwas, daß dieser Autor, durch einen natürlichen Zug seines Geistes geführt und durch widrige Begegnisse gereizt, sich zur Lebensaufgabe machte, den falschen Religionseifer zu bekämpfen: wie er oft gesagt hat, die Inquisition in Spanien und die Gewaltsamkeiten, die Karl I. aufs Schafott gebracht haben; die Bulle in Coena domini und die Wut der Ligue. Allein der bloße Gegensatz hätte ihm noch nicht tief genug gewirkt, die Leser nicht befriedigt. Es lag gleichsam eine Fügung darin, daß er nun auch, indem er die Lockeschen Ansichten ergriff, die mit der Richtung seines Geistes eine natürliche Verwandtschaft hatten und die er als die einzigen betrachtete, die vor der gesunden Vernunft bestehen können, in den Besitz einer einigermaßen haltbaren zusammenhängenden wohlausgearbeiteten Doktrin gelangte.

Auf seinem Standpunkt alles zu beurteilen sich vermessend, setzte er Locke höher als Platon.

Selbst der Mangel seines Talentes, das vor allem Abstrakten und Nichtbegreiflichen zurückschrak, vermehrte seine Wirkung. Er hat die Lockeschen Lehren nicht weitergebildet, nicht ein einziges neues Argument hat er erfunden; aber er hat sie populär gemacht. Was gibt es Anziehenderes als neue Lehren, welche die Welt endlich zu erklären scheinen? Sie sind es doppelt, wenn sie dem natürlichen Sinne des Menschen entsprechen. Man hörte und las hier, was man zu hören verlangte, was man halbwegs schon von selbst gedacht. Voltaire schloß sich der aufkommenden Idee des von allen geistlichen Einwirkungen freien, auf sich selbst beruhenden Staates an[1]. Er wiederholte, der Sinn der Theo-

[1] Reformation II, 352.

logen sei immer auf Teilnahme an der Gewalt gerichtet, der Wunsch der Philosophen gehe allein dahin, unter den bestehenden Regierungen friedlich zu leben. Er hütete sich wohl, die dem bestehenden Staat widerstrebenden Konsequenzen hervorzukehren, die bei Locke nicht fehlen.

Mit diesem Geiste nun setzte sich der Kronprinz von Preußen in Beziehung. Man sagt, der damalige französische Gesandte in Berlin, Marquis de la Chetardie, ein immer in Liebeshändel verstrickter, nach leichtem Lebensgenuß begieriger Epikuräer, habe den Prinzen dazu veranlaßt. Für Friedrich, der selber französisch schrieb und vielen Sinn für eine reine und leichte Form des Stils hat, lag der vornehmste Beweggrund wohl eben darin, daß er die schriftstellerische Meisterschaft Voltaires bewunderte. Im August 1736 trat er mit demselben in Briefwechsel.

Man wird uns die Wiederholung der Lobeserhebungen erlassen, mit denen sie einander gegenseitig überhäuften. Friedrich meinte es damit wenigstens sehr ehrlich; Voltaire hat später über die Dinge gespottet, die er damals dem Prinzen sagte.

Ein Irrtum wäre es, anzunehmen, daß Voltaire den Prinzen nun sofort in seine Richtung herübergezogen habe. Im Gegenteil! Es ist der Mühe wert, zu betrachten, wie sich ihr Verhältnis zunächst an der Verschiedenheit der Meinungen, die sie bekannten, ausbildete.

Der Prinz erwähnte gleich in seinem ersten Briefe an Voltaire der Streitsache Wolfs mit den halleschen Theologen und schickte ihm einige Aktenstücke darüber zu; später ließ er die Übersetzung der Wolfschen Logik mit Metaphysik folgen, erfüllt von dem unschuldigen Eifer, die Werke eines großen Philosophen einem der Abstraktion fähigen Geiste, wie ihn Voltaire in der philosophischen Stelle der Henriade bewiesen habe, näherzubringen.

Voltaire antwortete, er sehe hier eine goldene Kette, die Himmel und Erde verbinden solle; er bewundere sie, obgleich ihm gar manches Glied derselben gebrechlich vorkomme. Er nahm wahr, daß hier ein System vorliege, das dem Wesen nach der von ihm ergriffenen Sinnesweise entgegenstand, und zögerte nicht lange, einen Angriff darauf zu machen.

Das erste, wogegen er sich versuchte, war eben der Mittelpunkt des ganzen Systems, der Begriff vom einfachen Dinge. Die geistige Bedeutung der Monadenlehre berührte er nicht; er blieb bei dem physikalischen Gesichtspunkte stehen, der Behauptung, daß alles Zusammengesetzte sich unendlich teilen lasse, unend-

lich weiter, als unsere unvollkommenen Werkzeuge reichen; auch der letzte Urbestandteil sei noch ein Körper, sonst würden keine Körper daraus entstehen.

Der Prinz aber — denn wir dürfen wohl seinen Gedankengang weiter begleiten — war mit Gründen dieser Art nicht zu schlagen. Er warf ein: die Vorstellung von Raum oder Länge und Breite sei durch die Wolfsche Definition ausgeschlossen; nicht alles sei unendlich teilbar, z. B. nicht der Mensch als Mensch.

Voltaire erwiderte: was ungeteilt, sei darum noch nicht unteilbar, noch nicht einfach; zu dem einfachen Wesen Wolfs könne er sich nicht erheben. Der Prinz ersuchte ihn, der Sache nur eine kleine Aufmerksamkeit zu widmen: die Wahrheit könne einem so geistreichen Manne, wie er sei, nicht entgehen. Aber Voltaire war nicht weiterzubringen: er sagt, er gerate hier auf einen Boden, wo er seinen Fuß nicht niedersetzen, zu Leuten, deren Sprache er nicht verstehen, in ein Klima, wo er nicht atmen könne; Wolf werde von einer anderen Religion sein als er, jeder müsse bei der seinen bleiben. Sehr wahr: die Philosophien, die hier einander gegenüberstanden, hatten die eine ihren Ursprung in der positiven Religion, die andere eine Tendenz gegen dieselbe.

In diesem Augenblicke griff Voltaire aber auch schon den anderen vornehmsten Lehrsatz von dem zureichenden Grunde, nicht sowohl an sich, als in den damit in Zusammenhang gebrachten Ansichten von Freiheit und Notwendigkeit an. Im Oktober 1737 schickte er dem Prinzen einen Aufsatz über die unbedingte Freiheit des menschlichen Willens, die er aus den plausiblen Gründen des gemeinen Menschenverstandes behauptet; er sucht eifrig, die Einwendungen zu heben, die dagegen besonders von der Allwissenheit Gottes hergenommen werden. Hier aber fand er den Prinzen womöglich noch unerschütterlicher. Friedrich entgegnete, er würde der Meinung Voltaires sein, wenn es keinen Gott gäbe: nun aber habe der Mensch einmal aus Ursachen, die nicht in seiner Gewalt seien, einen bestimmten Charakter, ein bestimmtes Temperament, nach dem er handle; zu jeder Handlung gehöre überdies Gelegenheit, die in den Umständen liege: wer aber führe diese herbei? Gewiß nicht der Zufall, sondern Gott, der die Dinge und die Menschen leite; darauf beruhe die Idee von der göttlichen Vorsehung; die erhabenste, edelste, prächtigste Vorstellung, die sich das Geschöpf von seinem Schöpfer machen könne. Möglich, daß der Mensch kleiner erscheine, aber Gott um so größer. Man kann sagen, daß damit in Friedrich wieder die Meinungen hervortraten, über die ihn einst

sein Vater hatte zurechtweisen wollen; die Frage von Vorherbestimmung zur Seligkeit oder zur Verdammnis hat eine nahe Verwandtschaft mit der Frage über Notwendigkeit und Freiheit, nur daß sich diese auf dem Gebiete philosophischer Reflexion bewegt. Von der Abhängigkeit des menschlichen Wesens von dem unendlich erhabenen Göttlichen könnte niemand ein lebendigeres Gefühl in sich tragen als damals Friedrich. Voltaire erstaunte. Er antwortet, es komme ihm vor, als ob ein Leibniz oder ein Wolf an ihn geschrieben habe; er müsse nun wählen, ob diese oder ob Locke und Clarke seine Führer sein sollen. Sei aber, so fragt er, nicht der Mensch sich einer freien Entschließung bewußt und lasse sich wohl denken, daß Gott ihn damit betrüge? Wenn Gott die Handlungen der Menschen voraussehe, so erinnere Clarke daran, daß auch schon ein scharfsinniger Mann vorauswissen könne, was andere tun werden. Es läßt sich aber denken, daß er mit so verbrauchten Argumenten bei Friedrich nichts ausrichtete. Der Gott Clarkes, antwortete der Prinz, mache ihn lachen; der möge mit elenden Zeitungsschreibern in einem Kaffeehause über die laufenden Konjunkturen politisieren: er werde jetzt vielleicht Nachrichten aus Ungarn erwarten, um zu sehen, ob er sich in seinen Vermutungen nicht betrogen. Er seinerseits kenne nur einen Gott, der für die Gesamtheit der Welten sorge und zugleich die Handlungen der Menschen regiere. Weil es einen Gott gebe, in welchem der Grund von allem, so gebe es auch eine unbedingte Notwendigkeit, welcher der Mensch unterworfen sei. Indem er sich aber so bestimmt, beinahe fatalistisch ausdrückt, bemerkt er doch, daß sich auch gegen sein System manches einwenden lasse, daß man Jahrhunderte darüber streiten könne; die Erschöpfung des Abstrakten sei dem Menschen nun einmal nicht gegeben: genug, daß er wisse, wie er zu leben habe; denn zu handeln sei er geboren, nicht zur Betrachtung.

Ohne Zweifel war Friedrich in Tiefe der Ansicht und Wissenschaftlichkeit seinem Korrespondenten bei weitem überlegen; dabei machte es ihm doch den größten Eindruck, daß der bewunderte Freund eine andere Meinung festhielt. Friedrich glaubte vorzüglich alsdann sicher zu sein, daß er richtig denke, wenn er mit Voltaire übereinstimme. Und so finden wir, daß seine Äußerungen nicht selten auch wieder nach der anderen Seite hinüberschlagen und dem Zusammenhange entschlüpfen, den man gefunden zu haben glaubt: „denn wer die Szylla vermeiden will, gerät in den Strudel der Charybdis; die Metaphysik ist ein Meer, durch zahllose Schiffbrüche berüchtigt.“ Von den

Philosophen des Altertums billigt Friedrich am meisten die neuen Akademiker, weil sie sich am vorsichtigsten entschieden.

Für uns ist es hinreichend, zu bemerken, daß Voltaire wenigstens damals mitnichten die Oberhand behielt. Zwischen dem altberühmten Autor, der nun einmal seine Partei mit Entschiedenheit ergriffen und sie mit aller Kraft zu behaupten, zur Herrschaft zu erheben denkt, und dem Prinzen, der noch mit jugendlichem Forschungstriebe die Wahrheit sucht und seine natürliche Vorliebe zu den Lehren hat, die doch zuletzt in dem Spiritualismus der alten Zeiten und der deutschen Nation wurzeln, besteht noch immer ein gewaltiger Unterschied.

Ein nicht viel geringerer zeigte sich auch in historisch-politischen Ansichten, bei Gelegenheit eines literarischen Versuches, den Friedrich selbst aufstellte.

Von den Ereignissen seiner Zeit das erste, das er mit vollem Bewußtsein erlebte, war jene Wendung der europäischen Politik in den französisch-polnischen Irrungen, die mit den Friedenspräliminarien im Oktober 1735 eintrat. Friedrich hatte, wie sein Vater, geglaubt, daß Frankreich wirklich zur Aufrechterhaltung der Wahl des Stanislaus die Waffen ergriffen; er war ebenso erstaunt, daß es denselben fallen ließ und dagegen Lothringen an sich brachte; sein erstes Gefühl war, daß der Kaiser untadelhaft, der Kardinal Fleury dagegen ein politischer Tartuffe sei. Später, bei weiterer Entwicklung der Begebenheiten und mehr authentischer Kunde änderten sich seine Ansichten. Er urteilte dann, daß der Verlust des Kaisers denselben Ursachen zuzuschreiben sei, aus welchen immer die großen Reiche gefallen, Schwäche der inneren Verfassung und Vernachlässigung der militärischen Verteidigungsmittel; den Vorteil von Frankreich leitete er von der überlegenen Einsicht seiner Minister, der gewandten Durchführung einer folgerechten Politik ab; es machte ihm vielen Eindruck, wenn er überlegte, daß es eben durch die beruhigende Haltung des Kardinals Fleury gelungen war, die Furcht vor einer französischen Universalmonarchie, welche früher Europa in Aufregung hielt, zu heben, so daß er den günstigen Augenblick benutzen konnte, seine Beute zu ergreifen. Indem er aber das Talent anerkannte, zog er zugleich den Schluß, daß eine große Macht, welche mit erheuchelter Freundlichkeit zu Werke gehe, den Nachbarn ungemein gefährlich sei. Diese und andere daran sich reihende Gedanken stellte er in einer kleinen Schrift zusammen, die er an Voltaire mitteilte. Sie ist schon ein trefflicher Beweis gereiften Geistes und durchdringender politischer Beob-

achtung; ebenso hatten Wassenaer und Prinz Eugen mitten in den Geschäften die Sache immer angesehen.

Sei es nun aber, daß Voltaire den Vorwurf einer zweizüngigen Politik nicht auf Frankreich kommen lassen wollte, oder daß seinem an einzelnen Erscheinungen haftenden Geiste dieser Scharfsinn abging, er blieb dabei, Frankreich habe in einem Spiele gewonnen, wovon es einen Augenblick, bevor man die Karten in die Hand nahm, noch nicht gewußt, ob es daran teilnehmen solle; es sei nur durch den Hochmut des kaiserlichen Ministeriums dahin gebracht worden, zu den Waffen zu greifen. Er brachte auf seine Weise eine Menge ältererAnekdoten bei, wo ein zufälliges Ereignis große Dinge entschieden habe, das Wasserglas der Königin Anna und was dem mehr ist. Ein zu guter Franzose war er auch, um zuzugeben, daß Lothringen immer dem Deutschen Reiche angehört habe: der Prinz mußte ihm dies noch ausführlicher entwickeln.

Bei allen diesen Meinungsverschiedenheiten freute sich doch Friedrich seiner Verbindung mit Voltaire, der auf der Höhe seines Ruhmes stand und durch seine Art, die Dinge anzufassen, sich auszudrücken, einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn ausübte. Er bewies ihm das hochhaltungsvolle Vertrauen eines jungen Autors, der sich einem älteren anschließt. Die erste Schrift, die er im Jahre 1739 für das Publikum zustande brachte, eine Widerlegung des Fürsten Machiavells, überließ er den Händen desselben, um sie herauszugeben.

Vielleicht hätte sich Friedrich, wenn er einmal schrieb, auch der Herausgabe seines Buches unterziehen sollen. Unmöglich kann sich ein Talent in einsamen Hervorbringungen ausbilden. Die Rücksicht auf das Publikum und dessen Teilnahme, der Widerstreit mit den herrschenden Meinungen und der Wetteifer mit den Zeitgenossen bringen erst das volle Talent an den Tag. Besonders ungeeignet war aber hier der Vermittler, an den der Prinz sich wandte. Voltaire richtete die Schrift für den Büchermarkt zu, nach dem herrschenden Geschmacke des Publikums. Will man den eigentümlichen Gedanken Friedrichs verstehen, so muß man beinahe noch mehr das ins Auge fassen, was Voltaire wegließ, als was ihm stehen zu lassen beliebte.

Glücklicherweise ist die ursprüngliche Abfassung, von Friedrichs Hand, bis auf eine kleine Lücke aufbehalten worden: in dieser Gestalt ist die Schrift sehr merkwürdig.

Es lag ganz außerhalb des Gesichtskreises eines deutschen Kronprinzen, das Buch Machiavells auf die Zustände von Italien

zurückzuführen, aus denen es entsprungen ist, auf jene besonderen Verhältnisse einer usurpatorischen Macht in einer bisherigen Republik, für welche die Ratschläge verschlagener Gewaltsamkeit berechnet sind, die darin gegeben werden; Friedrich betrachtete die Schrift einfach als eine allgemeine Anweisung, durch welche ein verruchter Ratgeber junge Fürsten zu verführen suche. Es ist ihm in der Politik eben das, was Spinoza im Gebiet der Spekulation gleich verwerflich und denen, die darauf achten, ebenso gefährlich ausführte. Das historisch Bedeutende ist gerade, daß die Schrift weniger Widerlegung enthält als Gegensatz. Der auf die Praxis der italienischen Usurpation gegründeten Lehre des Florentiners tritt die Anschauungsweise des Erbfürstentums entgegen; der Prinz spricht die ihm an seiner Stelle vorschwebenden Gedanken von dem Berufe des Fürstentums aus.

Er setzt diesen hauptsächlich in zwei Dinge, die Besorgung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten aller und die Verteidigung durch die Waffen.

Was das erste anbelangt, so sieht er in dem Besitze der höchsten Gewalt weniger ein Recht als ein Amt. Sehr eigentümlich und königlich ehrgeizig erscheint seine Vorstellung von dem Verhältnisse zwischen Fürsten und Volk. Der Fürst, sagt er, soll seine Untertanen glücklich machen; die Völker müssen das Werkzeug seines Ruhmes sein. Wie widersinnig sei der Rat Machiavells, einen eroberten Staat dadurch zu behaupten, daß man ihn zerstöre! Nur in der Zahl und dem Reichtum der Untertanen bestehe die Macht der Fürsten. Das Glück des einen Teiles bilde zugleich das des anderen, gleichviel ob ein Staat ererbt worden oder erworben.

Nach seiner Meinung ist der Fürst gleichsam der Vormund der Untertanen; er hat das öffentliche Vermögen zu verwalten und ist seinen Völkern dafür verantwortlich, wie er dies tut. Ein großer Fürst soll freigebig sein und Aufwand machen; denn der Luxus treibt das Blut durch die großen Adern bis zu den äußeren Teilen und führt es durch die kleinen wieder zum Herzen zurück, damit es von neuem ausgeströmt werde. Es gibt aber auch andere Fürsten, deren Kräfte beschränkt und mäßig sind, die Länder besitzen, welche nicht zu den großen gehören. Ein solcher muß seine Freigebigkeit nach seinen Mitteln berechnen und sie nur auf bestimmte Zwecke richten, z. B. das Gewerbe zu unterstützen, dem Glanze des Thrones einen dauernden Bestand zu geben, sehr ausgezeichnete Verdienste zu belohnen; sonst aber muß er gute

Ordnung halten und sich in Zeiten mit einem hinreichenden Rückhalt versehen, um auch einen Krieg zu bestehen.

Vor allem ist Friedrich von der Notwendigkeit durchdrungen, daß der Fürst seine eigene persönliche Fähigkeit ausbilde. Er soll sich nicht dem tumultuarischen Vergnügen der Jagd überlassen, das ihn eher verwildern könne; sich unterrichten, nicht gerade um vielerlei zu wissen, sondern hauptsächlich im Umgang mit klugen Leuten sich üben, richtig zu denken, Ideen zu kombinieren; seine Pflicht erfordert, daß er seine geistigen Kräfte stärke. Wie sollte er sonst in schwierigen Fällen fähig sein, die rechten Entschlüsse zu fassen, das gute oder auch das schlechte Glück zu benutzen?

Ein Skrupel steigt ihm hierbei in bezug auf seine religiöse Gesinnung auf, und er vermeidet nicht, ihn zu berühren. Er fühlt als ein Unglück eines Fürsten und bezeichnet es ausdrücklich so, nicht gläubig zu sein wie seine Völker, aber er würde sich schämen, Religion zu heucheln, weil das Volk es wünscht; er denkt, das Volk werde einen Fürsten, der nicht gläubig, aber ein ehrlicher Mann ist, zuletzt mehr lieben als einen Orthodoxen, der ihm Schaden zufügt. Denn nicht durch Gedanken, sondern durch Handlungen mache man Menschen glücklich.

Und mit derselben Rücksicht auf seine besondere Lage faßte er auch die militärische Seite ins Auge.

Aus Gründen, die in den eigentümlichen Verhältnissen des preußischen Staates beruhen, rechtfertigt er das Werbesystem, das in einer Stelle Machiavells verworfen wird. Darin aber stimmt er demselben bei, daß ein Fürst seine Truppen selber ins Feld führen und ihnen das Beispiel der Todesverachtung geben müsse. „Welcher Ruhm", sagt Friedrich, „erwartet ihn nicht, wenn er sein Land von einem Einfall der Feinde befreit, oder auch, wenn er Rechte durchführt, die ihm andere usurpatorischerweise vorenthalten." Gleich als wenn ein geheimes Vorgefühl ihm sagte, daß dies sein Fall sein werde, bleibt er bei demselben mit besonderem Nachdruck stehen. Einen Krieg, der zur Behauptung verkannter Rechte geführt werde, erklärt er für ebenso gerecht wie einen Verteidigungskrieg. Denn Tribunale für Könige gebe es nun einmal nicht; deren Streitigkeiten seien nur durch die Waffen zu entscheiden: Souveräne plädieren die Waffen in der Hand, bis der Gegner gezwungen sei, der Gerechtigkeit ihrer Sache freien Lauf zu lassen. — Die Widerlegung verwandelt sich ihm, indem er schreibt, in Reflexionen über die eigene Zukunft.

Zeitgenossen und Spätere haben geschildert, wie man sich in

Rheinsberg das Leben angenehm zu machen wußte; kleine Schauspiele wurden aufgeführt, viel Musik getrieben; ein jeder bot auf, was nur irgend an gesellschaftlichen Talenten in ihm war. Friedrich war ganz in der Stimmung, diese ruhigen Augenblicke zu genießen: die damalige Kronprinzessin hat derselben in späteren Zeiten mit Sehnsucht gedacht. Allein wir sehen wohl, daß es nicht bloß ein dilettantisches Behagen an den Hervorbringungen der Literatur und Kunst war, worin Friedrich lebte: er beschreibt einmal selbst, wie er ganze Monate über die Bücher gebeugt gesessen und dann wieder die Feder ergriffen habe. Was ihm nicht gestattet gewesen war, auf einer großen Reise das provinziell Beschränkte zu überwinden, sich mit den allgemeinen europäischen Bestrebungen in Verbindung zu setzen, das sollten ihm nun die Studien verschaffen. Er suchte über die schwierigsten Probleme des menschlichen Denkens klar zu werden, an den verwickelten Verhältnissen der europäischen Staaten das Einfache und Wesentliche zu begreifen; er erwog alle Fragen, welche einem Regenten vorkommen können. Der echte Antimachiavell ist eine Vorschule der Regierung; in den Maximen, die das Buch aufstellt, in denen überall Abscheu vor dem Laster und ein starkes moralisches Gefühl atmet, sind künftige Handlungen enthalten; das darin erscheinende Ideal eines Königtums, das zu seiner Verwirklichung einen gleichbegabten und arbeitsamen Geist erfordert, läßt eine tatenvolle Regierung erwarten, mehr auf Pflichterfüllung als auf Religion gegründet, den weltlichen Interessen zugewandt, entschlossen, für ihre Rechte das Schwert zu ziehen.

Wer die Dinge nach dem ersten Anblick beurteilte, erwartete einen Hof, wo Männer von Wissenschaft und Geist eine große Rolle spielen würden. Manche fanden, der Prinz habe nur zu sehr den Ehrgeiz, für einen Gelehrten zu gelten; in allen Fächern, Historie, Politik, selbst Theologie wolle er seine Überlegenheit an den Tag legen. Andere schlossen aus einer gewissen Liebe zur Pracht und zum Wohlleben, die er auch unter beschränkten Verhältnissen kundgab, er werde die Gewerbe und Künste pflegen, Wohltaten des Friedens über sein Volk ausgießen. Doch gab es einige, die auch noch etwas anderes in ihm erblickten: dem Vater des Vaterlandes, sagt der französische Resident de la Houx, wird er den Helden hinzufügen; der wahre Gegenstand seiner Wünsche ist der Ruhm, und zwar der Kriegsruhm; er brennt vor Begierde, auf den Fußtapfen seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einherzugehen.

Zuweilen ließ sich Friedrich fast wider seinen Willen Andeu-

tungen in diesem Sinne entschlüpfen. Wenn er von den Kriegsereignissen der Zeit hörte, schlug ihm das Herz, wie einem Schauspieler, sagt er, welcher begierig ist, daß die Reihe an ihn kommt, seine Rolle zu spielen. Und von der Macht, die einem König von Preußen zustehe, hatte Friedrich den größten Begriff. Er hielt es für sehr möglich, als die Dinge sich dazu anließen, daß sein Vater es wagen könne, sich mit der französischen Macht zu messen. Aber er erwartete dazu Tag und Stunde.

Soweit es nach dem Gang, den sein Schicksal genommen, und den Beschränkungen, denen er unterlag, möglich war, dort in Rheinsberg sich selber lebend, fühlte er sich zufrieden und glücklich; der Aufenthalt in Berlin ward ihm noch immer nicht leicht.

Wie manches Mal, wenn er einen wolkenlosen Himmel zu finden sich schmeichelte, ward er von öffentlichen Zeichen der väterlichen Ungunst betroffen. Er sagt, er habe der boshaften Nachrede gegenüber, die ihn dann verfolgte, nicht allein sein Selbstgefühl, sondern auch seine Wahrheitsliebe bezwingen müssen, um zu schweigen.

Einmal erbot sich Pöllnitz zu regelmäßiger Korrespondenz. Friedrich machte zwei Bedingungen, die eine, daß er ihm hauptsächlich nur über das Befinden des Königs und etwa darüber, was man von ihm, dem Prinzen, sage, schreiben solle, und dann, daß er seine Briefe nur durch den Kapitän Wartensleben schicke, welcher das volle Vertrauen des Königs genoß. Als Pöllnitz diese Bedingung eines Tages übertrat, hat der Prinz ihm seinen Brief unerbrochen zurückgesandt.

Weder von den persönlichen Umtrieben des Hofes noch von den Geschäften des Staates wollte er hören; er wollte nur Privatmann und Untertan sein; jeder Tag übte ihn in Selbstbeherrschung und Zurückhaltung; über politische Angelegenheiten sprach er auch bei Tafel nie, solange der König zugegen war; in seinem Verkehr mit den auswärtigen Gesandten wich er den Gelegenheiten aus, darauf zu kommen. Die Minister waren über die Unterhandlungen, die mit Frankreich gepflogen wurden, ihrer Sache nicht ganz sicher: um bei dem künftigen König nicht einmal Verantwortung zu haben, legten sie ihm die Aktenstücke vor; er gab sie ihnen zurück, ohne ein Wort des Urteils hinzuzufügen.

Indessen aber kam die Zeit, wo sein Schicksal sich ändern sollte. Im Frühjahr 1740 fühlte der König, in Potsdam, wohin er gegangen, weil die dortige Luft seinem Zustande heilsamer sei, eine so merkliche Abnahme seiner Kräfte, daß er für notwendig

hielt, seinen Sohn in die Angelegenheiten der Regierung, wie sie im Augenblicke lagen, einzuführen.

Zuerst ward Boden, einer der Minister des Generaldirektoriums, nach Ruppin geschickt, wo der Prinz sich eben aufhielt, um ihn über die inneren Geschäfte zu unterrichten: vor allem sollten die Etats, also der Geldhaushalt vorgenommen werden, dann wollte man zu dem Akzisewesen schreiten. — Hierauf erhielten die beiden Kabinettsminister, Podewils und Thulemeier, den Auftrag, ebenfalls nach Ruppin zu gehen und ihm „die Situation der auswärtigen Affären", besonders die Wendung, die sie in den letzten Zeiten genommen hatten, zu entwickeln.

Indem aber verschlimmerte sich das Befinden Friedrich Wilhelms, so daß man das Äußerste fürchtete; der Prinz, durch die Nachrichten erschreckt, die ihm ausdrücklich deshalb zugingen, eilte nach Potsdam, um den Vater nur noch lebend anzutreffen. Er fand ihn besser, als er gedacht, sitzend in dem sonnigen Schloßhof auf seinem Rohrstuhl und mit Anordnungen zum Anbau eines Nebenhauses beschäftigt. Friedrich Wilhelm, sehr befriedigt durch die herzliche Teilnahme an seiner Krankheit und die guten Entschlüsse, die Friedrich in allen seinen Briefen an den Tag legte, empfing ihn mit dem Ausdruck eines reinen väterlichen Gefühles und nahm sich vor, was die Minister entweder nicht vollendet oder noch gar nicht begonnen, nun selber auszuführen.

Noch waren ihm einige schmerzensfreie Stunden gewährt, die er dazu benutzte: am 28. Mai, des Nachmittags.

In Gegenwart von Podewils, der darüber eine Nachricht hinterlassen hat, stellte der König dem Nachfolger sein Verhältnis zu den verschiedenen europäischen Mächten in sehr bestimmten Ausdrücken dar. Podewils bewunderte die Geistesunbefangenheit, welche er trotz seines leidenden Zustandes dabei zeigte. Wir wollen des einzelnen erst dann gedenken, wenn wir auf die äußere Politik zurückkommen[1]; die Summe von Friedrich Wilhelms Lehren war, daß ein König von Preußen sein Augenmerk immer auf zwei Dinge richten müsse, das Emporkommen seines Hauses und die Wohlfahrt seiner Untertanen, auf beides zugleich und auf nichts als dies, und sich von jeder Allianz in fremden Interessen fernzuhalten habe. Podewils hat nicht verzeichnet, was der Prinz etwa geäußert hat; er wird nur gehört und gezeigt haben, daß er verstand und beistimmte; seine Haltung erfüllte den König mit unendlicher Befriedigung. Früher hatte er wohl die Besorgnis geäußert, sein Sohn werde dereinst einen Purpurmantel, strotzend

[1] Vgl. Seite 274.

von Edelsteinen und Gold, anlegen und sich nur glücklich fühlen, wenn er die Krone auf dem Kopfe und den Zepter in der Hand einherschreite; jetzt nahm er wahr, daß derselbe seine Ideen von dem Wesen der wahren Macht nicht allein begriff, sondern darauf einging und alle Fähigkeit, allen guten Willen zeigte, dabei zu bleiben und sie durchzuführen. Als nach Beendigung der Unterredung die Gesellschaft wieder eintrat, hörte sie ihn Gott preisen, der ihm einen so braven Sohn gegeben habe. Auf diese Worte stand der Kronprinz auf, küßte seinem Vater die Hand, benetzte sie mit Tränen. Der König umschlang seinen Hals: Mein Gott, rief er aus, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!

Nicht allein, daß jeder Hauch von Unmut zwischen ihnen verschwunden war, seine Genugtuung lag in einem Gefühl, von dem man wohl sagen darf, daß sich darin noch der letzte Zusammenhang des unsterblichen Geistes mit den irdischen Dingen ausspricht: er fühlte, er habe nicht umsonst gearbeitet, sondern ein Werk gegründet, welches Bestand haben werde.

Nachdem er dessen in seinem Herzen sicher geworden, schickte er sich an, von dem Leben Abschied zu nehmen. Er empfahl die Königin dem Nachfolger, dessen Antwort zeigte, daß er mehr für sie tun werde, als der Vater fordere; er ermahnte noch seine jungen Söhne, brave Soldaten zu werden, ihrem älteren Bruder als ihrem souveränen Herrn treu und gehorsam zu sein, nie etwas zu tun, was nicht zu dessen und des Staates Ruhm und Wohlfahrt gereiche. Dann, wie er schon früher mitten im Getümmel der Geschäfte und der Tätigkeit die Anwandlung empfunden hatte, sich von allem loszureißen und in die Einsamkeit zurückgezogen sich selber zu leben, so beschloß er, auch für den Fall, daß er länger am Leben bliebe, was er nicht wünschte, auf die Welt Verzicht zu leisten. Ich bin müde zu leben, sagte er dem Prediger, mit dem er die Heilswahrheiten noch einmal durchgegangen, ich habe mein Herz jetzt losgerissen von meiner Familie, meiner Armee, meinem Königreich. Am frühen Morgen des 31. Mai ließ er den anwesenden Hof zusammenkommen und erklärte, aber schon mit leisen Worten, die der ihm zunächst stehende Offizier der Versammlung wiederholen mußte, daß er seinen Staat, Land und Leute, volle Gewalt und Souveränität dem Kronprinzen überlasse; er gab sich nicht zufrieden, ehe nicht derselbe mit dem anwesenden Boden in das Kabinett zurücktrat, wo er mit den Ministern zu arbeiten pflegte; er trug Podewils auf, diese Übertragung der Regierung in Berlin bekanntzumachen.

Es war zu seiner vollkommenen Beruhigung im Tode erforderlich, daß er gleichsam noch selber die neue Ordnung der Dinge beginnen sah.

Und hierauf neigte sich diese merkwürdige Kraft zu ihrem irdischen Ende.

Friedrich Wilhelm hatte vor ein paar Tagen den um ihn Versammelten den Sarg „von Eichenholz, mit kupferner Handhabe" gezeigt, den er selbst für sich hatte machen lassen, worin er zu schlafen gedenke. Er ließ sich jetzt von seinem Leibarzt sagen, wie lange er noch zu leben habe, eine Stunde, noch eine halbe, noch eine Viertelstunde: „Gottlob", rief er aus, „nun ist alles vorüber!" Er verschied am 31. Mai, nachmittags zwischen drei und vier Uhr.

Zweites Kapitel.

Erste Regierungshandlungen Friedrichs II. im Innern.

Friedrich war noch von dem ersten herben Schmerz übernommen, als Leopold von Dessau sich bei ihm melden ließ. Der alte Fürst konnte auch deshalb nicht zurückgewiesen werden, weil er abreisen wollte, und erschien nun, in Tränen gebadet, umfaßte die Knie seines neuen Herrn einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sagen. Als er zu reden anfing, sprach er jedoch nicht allein sein Beileid oder in schicklicher Wendung seinen Glückwunsch zum Regierungsantritt aus, sondern er redete von der Erwartung, die er hege, daß ihm und seinen Söhnen die Stellen verbleiben würden, in denen sie seien, ihm namentlich die Autorität, die ihm der Verstorbene gegönnt habe. Friedrich hatte seine Tränen getrocknet, als der Fürst eintrat, sein Gefühl in den Grund seiner Seele zurückgedrängt; diese Äußerung brachte ihm zum Bewußtsein, woran er noch kaum gedacht, welch eine Veränderung vorgegangen, daß er jetzt der König sei. Er antwortete, er werde nicht ermangeln, den Fürsten und dessen Söhne in ihren Stellen zu bestätigen: was aber die Autorität anbelange, die der Fürst besessen zu haben meine, diese sei ihm unbekannt. Nachdem ich König geworden bin, sagte er, denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt. Er war sehr zufrieden mit sich, als der Fürst, nicht ohne Verwirrung, sich entfernte.

Noch am Abend langte Friedrich in Berlin an, unter dem Zuruf einer Bevölkerung, die an allem, was ihn betroffen, von jeher den lebendigsten Anteil genommen und große Erwartungen von ihm hegte.

Wie ward ihm zumut — denn die Nacht pflegt das Bewußtsein des zunächst Erlebten zu verhüllen —, als er am anderen Morgen früh darüber erwachte, daß das Glasenappsche Regiment unter seinen Fenstern auf seinen Namen den Eid der Treue schwur! Er sprang aus seinem Bett; Pöllnitz, der bald darauf in das Vorzimmer eintrat, fand ihn dort, halb unangekleidet, in fliegenden

Haaren, beinahe außer sich, aufgelöst in Tränen; er sagte, das Lebehoch, das ihm gebracht worden, rufe ihm nur den Verlust ins Gedächtnis, den er erlitten. Der Trost, daß der Verstorbene jetzt glücklicher sei, da er von so unsäglichen Leiden frei geworden, wollte bei ihm nicht wirken. „Es ist wahr", rief Friedrich aus, „er litt, aber er lebte; jetzt ist er nicht mehr."

Es war der letzte Augenblick, wo er noch einmal das Gefühl eines Prinzen haben durfte. Indem er noch mit Pöllnitz redete, traten die in Berlin anwesenden Generale der Armee bei ihm ein.

Er begegnete ihnen nicht allein mit dem vollen Gefühle des Königtums, das ihm heimgefallen, sondern auch mit der Ankündigung eines von dem bisherigen Gebrauch doch einigermaßen abweichenden Willens.

„Wir haben", sagte er ihnen, „unseren gemeinschaftlichen Herrn und König verloren und müssen suchen, uns darüber zu trösten. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt als der Verstorbene, nicht minder Sorge für Sie tragen wird." Aber an zwei Dinge wolle er sie erinnern: das eine, daß die Truppen ebensowohl gut und brauchbar sein müssen wie schön, und das zweite, sie dürfen dem Lande nicht verderblich werden, welches sie beschützen sollen. „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Übermut vor; stellen Sie dieselben ab." „Ein guter Soldat", fügte er mit jugendlicher Wärme hinzu, „muß ebensowohl menschlich und vernünftig sein als herzhaft und brav."

Nach einer anderen Seite hin äußerte er dieselbe Gesinnung, als er den Tag darauf in Charlottenburg den Eid der versammelten Minister empfing. Er wisse wohl, sagte er ihnen, daß sie ihm auch ohne Eid ebenso treu dienen würden wie seinem Vater; für einen ehrlichen Mann bedürfe es dessen nicht. Über die Art und Weise der Verwaltung wolle er ihnen ein Wort sagen. Bisher habe man zwischen den Interessen des Königs und des Landes einen Unterschied gemacht, und sein Vater habe Gründe gehabt, das zuzugeben (obwohl es dessen Prinzip nicht gewesen ist, so hatte doch die Verwaltung diese Rücksicht genommen); er aber hege andere Grundsätze darüber. „Ich denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht miteinander vertragen, so soll der Vorteil des Landes den Vorzug haben."

Pierre Louis Moreau de Maupertuis.

Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens.

In diesem Staat waren die beiden Audienzen einer förmlichen Besitznahme des Thrones gleich; unmittelbar an die Regententätigkeit des Vaters schloß sich die des Sohnes an.

Von der ersten Maßregel, welche zu allgemeiner Freude von ihm ausgeführt wurde, muß man sogar gestehen, daß sie wesentlich noch dem Verstorbenen angehörte. Trotz eines sehr merklichen Mangels an Getreide hatte sich doch Friedrich Wilhelm lange gesträubt, die Magazine zu öffnen. Er hatte sich berechnet, wieviel, nach den eingegangenen Quantitäten, auf den Kornböden vorhanden sein müsse, wollte nicht glauben, daß dies verbraucht sei, und besorgte, daß man ihn betrügen wolle. Endlich jedoch in seinen letzten Augenblicken gab er nach; er gestattete, daß den Bäckern in Berlin monatlich 400 Wispel Getreide aus den Magazinen überlassen werden dürften; es ist die letzte Kabinettsorder, die er unterzeichnet hat. Der neue König genoß das Vergnügen, seine Regierung mit der Ausführung derselben zu beginnen, und da er auch ohne Zweifel auf ihre Abfassung in jenen letzten Stunden entscheidenden Einfluß gehabt hat, so wurde ihm die Popularität, die sich daran knüpfte, nicht mit Unrecht zuteil.

Es gibt ein eigenes Gefühl, wenn man hinter den Kabinettsordern Friedrich Wilhelms I. in dem nämlichen großen Buche, wo sie Tag für Tag zusammengeschrieben sind, auf die frühesten Friedrichs II. stößt. Die Form, die Fassung, selbst die Handschrift ist die nämliche, der Inhalt sehr verwandt; überall aber regt sich doch zugleich auch ein anderer Geist, und eigentümlich kräftige Tendenzen springen ins Auge.

Nehmen wir uns die Zeit, diese an den ersten Anordnungen des neuen Fürsten Schritt für Schritt kennenzulernen.

Vor allem entwickelten die Kabinettsorders weiter, was die Anreden an Minister und Generale angedeutet hatten.

Eine der ersten, die er überhaupt erließ, vom 2. Juni, ist an den als besonders übermütig bekannten Markgrafen Friedrich von Schwedt gerichtet, der Anträge gegen einen Rittmeister seines Regiments gemacht hatte, obwohl sich wider denselben nichts Gegründetes einwenden ließ. „Ew. Liebden", schreibt ihm der König, „müssen sich nicht in die Gedanken kommen lassen, daß ich ihretwegen den Offizieren Unrecht tun und sie ohne Grund wegjagen werde: vielmehr wird es gut sein, daß E. L. andere Grundsätze annehmen und sich gegen die Offiziere so verhalten, wie billig und recht ist." Den Fürsten von Anhalt hat er bald darauf erinnert, daß eine allzu scharfe Behandlung der gemeinen Soldaten sie um so geneigter mache, auf Desertion zu denken,

und ihn ersucht, den zuverlässigen unter ihnen eine gewisse Erleichterung zu gewähren, was denn die zweifelhaften zum Wohlverhalten antreiben werde. Es war ihm unendlich angenehm zu hören, daß den Infanteristen, ohne die Fonds in Unordnung zu bringen, noch einiges gegeben werden könne, dessen sie bisher entbehrten.

Und auch auf die, welche erst zu künftigem Dienst bestimmt waren, richtete er ein fürsorgendes Augenmerk.

Am 4. Juni gebot er den Regimentern bei Verlust von Ehre und Reputation, die Enrollierten, noch nicht Eingetretenen, mit allen Plackereien zu verschonen. Wir finden bald darauf, daß Offiziere, die sich so etwas beikommen ließen, verhaftet werden; er droht auch, die Chefs deshalb auf das schärfste anzusehen. Einige starke Gewaltsamkeiten, die bei den Werbungen vorgefallen, ließ er ernstlich bestrafen und sah gern, daß es bekannt wurde, „damit jedermann wisse", sagt er, „daß ich dergleichen Exzesse nicht dulden will". Indem er den Generalen einschärft, ihre Regimenter komplett zu halten, drückt er ihnen doch zugleich seine Erwartung aus, daß „die gewohnten Brutalitäten" in Zukunft vermieden bleiben.

Wenn er aber dergestalt die Gewalttätigkeit, die dem Heerwesen noch anklebte, auf jeder Stufe verfolgt, so versteht es sich gleichsam von selbst, daß er auch im Zivil die Spuren von Willkür und einseitigem Durchgreifen zu verwischen suchte, mit denen es behaftet war.

Friedrich teilte die Aufregung, welche die Anmaßungen und Eingriffe jenes Eckart verursachten, welcher in außerordentlichem Auftrag nach Preußen gesendet, die königlichen Kassen daselbst auf Kosten des Landes bereichern wollte; er entzog ihm unverweilt seine Amtsgewalt und nahm ihm sogar das Ehrenkreuz, das er trug. Was er den Ministern gesagt, schärfte er auch den Kammern ein, daß sie nicht allein für des Königs Interesse, sondern ebensogut zum Besten des Landes zu arbeiten hätten; die Präsidenten erinnerte er, ihren Räten eine regelmäßige Freiheit zu gestatten und mit denselben in guter Harmonie zu leben; die Räte der Kammern, keinen Nebenabsichten Raum zu geben, alle Kollisionen zu vermeiden. Er benutzte die Gelegenheit, die ihm ihre Glückwünsche darboten, um sie in den Antworten unter den höchsten Gesichtspunkten auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen; sie sollten ihr unbedrängt, aber ausschließlich leben.

Man hatte immer dafür gehalten, daß die Erteilung so vieler Anwartschaften auf Lehngüter, Kanonikate, Amthauptmann-

schaften, wie sie die vorige Regierung auszustellen pflegte, den Rechten des Adels und der Stifter zu nahe trete. Friedrich II., der überdies selbst dadurch in Verlegenheit zu kommen fürchtete, erklärte, nicht allein keine neuen erteilen zu wollen, sondern er hob auch die schon gegebenen wieder auf.

Bei den raschen und gezwungenen Bauten in Berlin waren nicht wenige in Nachteil geraten; Friedrich suchte sie zu entschädigen.

Unverzüglich tat er den bisherigen Jagdbelästigungen Einhalt. Vier Reviere der Hühnerjagd zog er ein und gab Äcker, Wiesen, Hütungen zurück; eine große Anzahl von Hirschen und Keilern ließ er schießen, nicht ohne die Absicht, den Preis des Fleisches, der mit dem der Früchte in die Höhe gegangen, wieder herabzubringen; wenn er Jagden bestätigte, die sein Vater verliehen, behielt er sich doch vor, das Wild schießen zu lassen, sobald es für den Landbau nachteilig werde.

Einem der bisherigen Mitpächter des Amtes Egeln gab er bei der Übernahme der vollständigen Pacht unter anderen deshalb vor den Mitbewerbern den Vorzug, weil er versprach, von den Bauern in Atzendorf keine Dienste zu fordern, sondern sich mit der Zahlung ihres Dienstgeldes zu begnügen.

Ohne Bedenken räumte er den französischen Kolonien gewisse alte Vorrechte wieder ein, welche die allgemeine Verfassung nicht störten; die lutherischen Gemeinden durften die unverfänglichen Zeremonien, die sein Vater so lebhaft angefeindet hatte, wieder ausüben. Er schämte sich beinahe, als er bei der Durchsicht des Etats für die Gesellschaft der Wissenschaften auf kleine Gehalte stieß, die ihr entzogen und zu gehässigen Zwecken verwandt worden waren: er ließ sie ohne Verzug zurückstellen. Die Wissenschaften sind dankbar: dem neuen König ist es allezeit zur größten Ehre gerechnet worden, daß er sich in den ersten Tagen des einst aus Halle verjagten Philosophen Wolf erinnerte und nicht ruhte, bis er ihn seinem Katheder zurückgegeben hatte.

Bei dem allgemeinen Aufsehen, das diese Dinge in der Welt machten, breitete sich die Meinung aus, als werde der junge Fürst, in diesem Sinne immer weiter gehend, leicht das ganze System seines Vaters umstoßen; und viele, die dessen Wert nicht zu würdigen vermochten und nur das Drückende empfanden, das es in sich trug, begrüßten diese Aussicht mit Freuden. Bald aber sollten sie Friedrich anders kennenlernen. Einen Eckart, der moralischen Anstoß gab, ließ er fallen, einen Mann von Verdienst wie Boden, den die Menge von jenem nicht zu unterscheiden verstand, wußte er vollkommen zu würdigen. Man hat eine Er-

zählung, nach welcher Boden bald im Anfang von einigen Hofleuten habe gestürzt werden sollen, durch die Vernunft und Nachdrücklichkeit seiner Vorstellungen aber erst recht in Ansehen gelangt sei. Dessen bedurfte es jedoch schwerlich. Boden hat den jungen Fürsten in den letzten Tagen der vorigen und den ersten der eigenen Regierung in das innere Getriebe der Finanzen eingeführt, das er besser als irgendein anderer übersah, und dabei dessen Hochachtung erworben. Friedrich ließ ihm eine der ersten Gnadenbezeigungen zuteil werden, die er überhaupt erwies: er schenkte ihm als Anerkennung für die vielfachen Dienste, die er geleistet, dasselbe Haus, das früher für Eckart bestimmt gewesen. In den ersten Jahren war und blieb Boden der Mann des Vertrauens in finanziellen Angelegenheiten. Schon das Gerücht von einem zu erwartenden Systemwechsel hielt man für nachteilig genug, um es ausdrücklich zu widerlegen. Der König ließ den verschiedenen Kammern eröffnen, er denke die Einrichtungen seines Vaters auf das strengste festzuhalten: in bezug auf Akzise und Zoll sowohl wie auf Kontribution und Beitreibung der Pachtgelder von den Domänen. Bei der ersten Rechnungsabnahme, Trinitatis 1740, zeigten sich nicht unbedeutende Rückstände; der König forderte die ungesäumte Beitreibung derselben bis zu einem Termin, den er setzte.

Wie übereilt war es überhaupt, von jenen vereinzelten Abweichungen auf eine Änderung des Systems zu schließen. Weit entfernt, das Wesen desselben anzutasten, hoben sie es vielmehr reiner heraus, indem sie nur Anomalien abstellten, durch die es verunstaltet wurde[1].

Allerdings aber trat der junge König auch mit einigen anderen Neuerungen hervor, die über das System seines Vaters wesentlich hinausreichten.

Am dritten Tage seiner Regierung erließ er eine Kabinettsorder, durch welche die Tortur abgeschafft wurde, mit Vorbehalt einiger wenigen bestimmt angegebenen Fälle, in denen sie doch auch nicht angewendet worden ist.

Schon in den Zeiten der Kirchenreformation war die Tortur bestritten, im siebzehnten Jahrhundert in ausführlichen Werken, zunächst von einem arminianischen Doktor verworfen worden; endlich hatte im Anfang des achtzehnten Thomasius eine seiner heftigen, gelehrten, verständlichen Abhandlungen dagegen gerichtet, mit denen er überhaupt der öffentlichen Meinung in juridischen Dingen einen neuen Schwung gab. Doch ward sie

[1] Vgl. z. B. Seite 164 f.

darum noch mitnichten abgestellt; selbst Thomasius wagte nicht, aus Besorgnis vor anderen Übelständen, schlechthin dazu zu raten. Friedrich aber, davon durchdrungen, daß es der vorgeschrittenen Kultur und dem Christentum zur Schande gereiche, Handlungen zu sanktionieren, durch welche die Menschheit beleidigt werde, trat hier mit dem unbedingten Gebot des königlichen Willens ein und verordnete die Aufhebung der Folter, ohne lange wegen der Schwierigkeiten Rat zu pflegen. Im deutschen Kriminalprozeß, wie er sich seit der Karolina gestaltet, bildete diese Art zum Geständnis zu bringen gewissermaßen den Mittelpunkt: der Wegfall derselben ließ eine für den Richter empfindliche Lücke. Eben hierauf aber wollte Friedrich keine Rücksicht nehmen. Die Abschaffung der Qual, welche doch so oft ihres Zweckes verfehlte und den Unschuldigen verderblich wurde, war eine unbedingte Forderung des Jahrhunderts, und sollte darum das ganze Kriminalverfahren abgeändert werden müssen, wie es denn von diesem Punkt aus wesentlich umgestaltet worden ist. Und da die Tortur auch bisher gegen die höheren Stände nicht in Anwendung gebracht worden war, so begrüßte der Geist der Zeit in der Abstellung derselben noch einen anderen Grundsatz, an dem er in sich selbst arbeitete, den der Gleichheit vor dem Gesetz.

Eine ähnliche Bewandtnis hatte es mit der Aufhebung der Dispensationen in Ehesachen, welche Friedrich bald darauf verfügte. Man weiß, um wieviel weiter als das mosaische oder auch das römische Recht die kanonischen Bestimmungen gingen, wie sehr sie die Hindernisse einer gesetzlichen, kirchlich einzusegnenden Ehe durch Ausdehnung des Begriffes der Verwandtschaft und Schwägerschaft vermehrten. Davon hatten die Protestanten vieles fallen lassen, anderes beibehalten, nicht ohne Rücksicht auf die Verbindung mit den Katholischen im Reiche, denen sie nicht das Schauspiel von allzu verwerflich scheinenden Ehen geben wollten. Dies war jedoch kein Motiv, das für Friedrich II. Bedeutung gehabt hätte: er erklärte jede Ehe für erlaubt und ohne Dispensation zulässig, die in Gottes Wort nicht klar verboten sei. Der Kanzler der Universität Halle rühmt ihn, daß er die evangelische Freiheit vollends herstelle und die mosaische Klarheit nicht mehr durch willkürliche Zusätze verdunkeln lasse. Der König selbst gibt einen anderen Grund an, der eine allgemeine Überzeugung des Jahrhunderts auszumachen anfing. Man neigte sich damals zu der Meinung hin, daß die Bevölkerung in einem großen Teile von Europa eher abnehme als anwachse. Wer kennt die abenteuerlichen Mittel nicht, die ein anderer Kriegsmann, der Mar-

schall von Sachsen, zur Abstellung dieses Übels sich aussann? Die meisten suchten den Grund davon in den kirchlichen Verboten, und welche Wirkung die Milderung derselben über ganz Europa hin hervorgebracht hat, zeigt der Augenschein in einem späteren Jahrhundert. Von den Vornehmsten war in den protestantischen Ländern vorlängst nicht mehr die Rede, aber auch der Geringeren wollte man sich entledigen. Friedrich sagt ausdrücklich, daß er die Dispensation abschaffe, um den ehelichen Stand und die Bevölkerung zu befördern. Mit einer ganz allgemeinen Überzeugung durchbrach er den kirchlichen Gebrauch und das Herkommen der Konsistorien und kehrte zu den ältesten Rechten zurück, die hier mit dem Sittengesetz zusammenfallen.

Legislative Verfügungen von hoher Bedeutung, jedoch nicht völlig gereift noch ausgearbeitet, eigentlich erst Aufgaben für eine künftige Gesetzgebung, allgemeine Grundsätze, zu denen der junge König sich bekennt und deren Durchführung er fordert. Sie entspringen mehr aus dem Gefühle davon, was das gesellschaftliche Leben in Europa notwendig machte, als daß der Übelstand, welchem sie entgegengesetzt sind, gerade hierzulande besonders sichtbar geworden wäre.

So verhält es sich auch mit der Forderung einer allgemeinen Toleranz, die Friedrich aufstellte; doch zugleich hatte diese eine höhere politische Bedeutung.

Noch war überall die Teilnahme sozusagen an der Wohltat des Staates an eine bestimmte Konfession geknüpft; die Staatsgewalten selbst waren durch die strengsten Gesetze daran gebunden. Von den zahlreichen geistlichen Fürsten in Deutschland versteht es sich von selbst; sie mußten die hierarchischen Ideen festhalten, welche den Grund ihrer Autorität ausmachten; — aber auch der Kaiser, der seine Krone noch in dem kirchlichen Pomp der früheren Jahrhunderte empfing, dessen Macht im Reiche mit der Erhaltung der hierarchischen Institutionen auf das genaueste zusammenhing, war darauf angewiesen[1]; die Gewalt des Wiener Hofes in sich selbst konnte ohne diesen kirchlich-katholischen Bestandteil kaum gedacht werden. So hatte sich die königliche Macht in Frankreich seit den religiösen Bürgerkriegen, in denen die Hugenotten unterlagen, und besonders seit der letzten Verfolgung und Verjagung derselben, mit den Ideen der Alleinherrschaft des Katholizismus bis in die innersten Fasern durchdrungen. Dagegen war in England zwar vorlängst ein Duldungsakt verkündigt worden, aber nur zugunsten der dissentierenden

[1] Vgl. Reformation III, 416.

Protestanten, nicht der Katholiken, die durch den heftigen Angriff, den sie unter Jakob II. auf die Freiheiten des Landes unternommen, sich eine Ausschließung von allen öffentlichen Ämtern zugezogen hatten. Den besondersten Anblick bot in der Nachbarschaft ein altprotestantisches Land dar, wo jetzt die Hinneigung zum Katholizismus eher einen Anspruch gewährte. Den König von Polen, Kurfürsten von Sachsen, umgab ein Gewissensrat — nicht ohne einen eifrigen Beichtvater —, welcher Zwecke der Bekehrung in die Landesverwaltung brachte sowie in die Politik: es galt als eine Empfehlung, wenn man sich von der Landesreligion abwandte und der Religion des Hofes zugesellte.

Beim ersten Blick sieht man, wie sehr sich der preußische Staat von alle dem unterschied.

Keine Frage, daß auch hier alles auf dem Protestantismus beruhte, aber niemand glaubte, daß dieser jemals wieder gefährdet werden könne oder gewaltsamer Verteidigungsmittel bedürfe. Wie es vielmehr seit alten Zeiten das Bestreben der Dynastie gewesen war, den Hader der beiden protestantischen Konfessionen untereinander zu beseitigen, so hatte sie dann ihre Duldung auch über die Katholiken zu erstrecken begonnen. Der Besitz der westlichen Provinzen, wo die drei Bekenntnisse nebeneinander bestanden, ist in dieser Beziehung für den Geist und Sinn der Regierung von hoher Bedeutung, man möchte sagen providentiell gewesen. Sie hat dort noch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts die Satzungen aufgehoben, durch welche die eine oder die andere Konfession von bürgerlichen Rechten oder Ämtern ausgeschlossen wurde und allen „einerlei Recht, Schutz und Gleichheit“ gewährt. Schon der Große Kurfürst hat zur Errichtung neuer katholischer Kirchen beigesteuert. Friedrich I. rühmen seine katholischen Untertanen nach, daß sie unter der Herrschaft eines Fürsten ihres Glaubens nicht mehr begehren könnten, als er ihnen zugestehe; wir berührten, welche Teilnahme Friedrich Wilhelm I. in dem Mittelpunkt seines Staates aus Rücksicht auf seine katholischen Soldaten diesem Bekenntnis widmete; nur das Proselytenmachen fand er sich veranlaßt zu beschränken.

Eine solche Richtung zu behaupten und weiterzuentwickeln, lag nun ganz in der Sinnesweise Friedrichs: er ergriff die erste Gelegenheit, den Grundsatz der Toleranz so stark wie möglich auszusprechen. Gleich dem ersten Monat seiner Regierung gehört jene vielbesprochene Marginalresolution an: alle Religionen seien zu dulden, keine solle der anderen Abbruch tun; in den preußischen Landen könne ein jeder nach seiner Fasson selig werden.

Ein Ausdruck, der sich nur dadurch erklärt, daß er dem Anspruch der verschiedenen Bekenntnisse, die alleinseligmachende Lehre zu besitzen, entgegengesetzt ist. Aber man wird nicht glauben, daß Friedrich damit die Bekehrungssucht katholischer Priester habe bestätigen wollen, noch auch, daß ihm eine Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft in das individuelle Belieben wünschenswert erschienen sei. Dies hatte selbst der Hauptverkündiger des Grundsatzes, John Locke, ausdrücklich zurückgewiesen. Wir finden frühe Kabinettsordres, worin Friedrich die Seelsorge fleißiger Prediger rühmt, sich bereit erklärt, sie zu belohnen, einen und den anderen warnt, dieses sein Amt nicht über literarischen Beschäftigungen zu vernachlässigen. Es ist einer seiner Hauptgrundsätze, den Glauben seiner Völker nicht anzutasten, ihnen kein Ärgernis zu geben. Nur wollte er keine konfessionellen Gewaltsamkeiten dulden, nicht dem einen Bekenntnis ein Übergewicht über das andere gestatten. Es sollten Zeiten kommen, wo er sogar wünschte, Katholiken an seinem Hofe zu haben.

Kein Mensch konnte leugnen, daß diese Gedanken von unberechenbarer Wichtigkeit für Deutschland und die Welt geworden sind[1].

Sahen wir nicht, daß es hier noch im Jahre 1740 gleichsam eine auswärtige Politik der beiden Religionsparteien, einander gegenüber, gab, daß man Düsseldorf als eine Grenzfeste des Katholizismus, die Ämter an der Agger für unentbehrlich zu dem gesicherten Bestehen der Partei betrachtete?

Damit mußte es ein Ende gewinnen, und wenn man sich in dem gesetzlichen Mittelpunkt des Reiches, am kaiserlichen Hofe, zu diesem Gesichtspunkte nicht erhob noch erheben konnte, so war es an einer anderen Stelle notwendig.

Zugleich aber schlug man damit eine der großen Richtungen des Jahrhunderts überhaupt ein[2]. Allenthalben erhob sich, und zwar, wie berührt, nicht ohne tiefe historische Notwendigkeit, die Tendenz, die Schranken zu durchbrechen, die in der allzu engen Verbindung der religiösen Ideen mit den politischen Rechten lagen: der allgemeine Geist wandte sich davon ab. Was man an so vielen Orten mit Heftigkeit wünschte und forderte, ward hier von dem Staate gewährt, ohne daß dieser darum hätte besorgen müssen erschüttert zu werden.

Auch in bezug auf die materiellen Interessen stimmten die Forderungen der Staatswissenschaft des Jahrhunderts mit den

[1] Vgl. Seite 60 und Band I, 402.
[2] Vgl. Seite 235 und 329.

schon eingeleiteten Maximen der preußischen Verwaltung zusammen, z. B. bei Beförderung der Manufaktur. Wir erinnern uns, wie Friedrich Wilhelm I. sie neu begründete; dem Generaldirektorium war es zur Pflicht gemacht, in seinen verschiedenen Provinzialabteilungen ihr die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Friedrich II. hielt jedoch dafür, daß noch mehr geschehen könne und müsse. Die Unabhängigkeit vom Ausland, welche man bereits erworben, war ihm noch zu eingeschränkt; überdies aber faßte er die bewußte Absicht, hierzulande für andere Länder arbeiten zu lassen und die Vorteile einer für alle Welt produktiven Industrie zu genießen. Denn dadurch lege man den Nachbarn gleichsam eine freiwillige Steuer auf; man habe Leute, die von ihnen genährt werden, zu einheimischen Untertanen; man vermehre sie, worin der wahre Reichtum der Fürsten liege, und bevölkere die Städte. Um der Sache einen neuen Antrieb zu geben, fand er ratsam, diesen Geschäftszweig mehr zu zentralisieren, wie es auch mit anderen in der obersten Behörde von Anfang an geschehen war: er errichtete ein besonderes Amt für Gewerbe und Handel, unter einem der tätigsten älteren Beamten, den er zum Minister ernannte, Marschall, welchem sein Freund und Lehrer von Küstrin, Hille, beigegeben wurde. Die Fürsorge sollte sich nicht bloß auf einzelne Provinzen, sondern auf den Staat als ein Ganzes erstrecken. Marschall begann damit, sich von den Kammern berichten zu lassen, welche Manufakturen jede Provinz habe, welche nicht, wie jene zu verbessern, diese einzuführen sein möchten, wie man der Konsumtion fremder Fabrikate vorbeugen, den eigenen Absatz aber in der Fremde verschaffen könne, was man in Akzise und Zoll ändern müsse, um den Handel zu heben.

Der König war mit lebendiger Teilnahme dabei. Wie Colbert schickte er nach Italien, um Arbeiter in Sammet, schwerer Seide und Seidendamast herbeizuziehen; der Gesandte in Paris erhielt den Auftrag, Fabrikanten von Drapd'or und anderen reichen Stoffen aufzusuchen. Alle Jahre seiner Regierung sind mehr oder minder erfolgreich mit diesen Bestrebungen erfüllt.

Wir können sagen, in dem ganzen Innern des Staates nehmen wir drei gewaltige Kräfte wahr: die aufgerichtete Ordnung, die Ideen des Jahrhunderts und den selbständigen Geist des Fürsten, der beide kombiniert, um die eine zu fördern und den anderen Raum zu machen.

Noch manches ward damals vorbereitet, worauf wir später kommen wollen. Hier gedenken wir noch des Persönlichsten, der

Einrichtung des Hofhaltes, wobei Friedrich auch von den Beschränkungen, die sein Vater der Familie aufgelegt hatte, abzuweichen für gut hielt.

Friedrich II. erweiterte zunächst den Wohnsitz seiner Mutter in Montbijou und richtete ihren Haushalt glänzender ein. Es war nicht eine leere Formel, wenn er sie bat, ihn nicht mit dem Titel Majestät, vielmehr wie bisher als ihren Sohn anzureden, welche Bezeichnung ihm lieber sei als jede andere, sondern ein echtes Gefühl von Dankbarkeit und Verehrung. Er wünschte alle kleinen Unbequemlichkeiten zu heben, die ihr bisher beschwerlich gefallen waren.

Mit der Königin, seiner Gemahlin, stand er in dem eigentümlichsten Verhältnis. Er empfand fortwährend, daß ihm bei der Vermählung einst Zwang angetan worden, und diesen sein ganzes Leben über zu tragen, war er nicht gesonnen: man erwartete in der Hauptstadt nichts anderes als eine Scheidung. Elisabeth Christine hatte aber, in einer auch für sie so schwierigen Lage, so viel weibliche Haltung, so schöne moralische Eigenschaften gezeigt, daß der König eine solche Härte niemals auszuüben vermocht hätte. Er richtete ihr einen ehrenvollen und für die Verhältnisse von Berlin glänzenden Hofhalt ein und setzte sie instand, die große Gesellschaft bei sich zu sehen; er selbst aber erschien dabei nicht einmal im Anfang; er hat sich von anderen sagen lassen, wie sie sich dabei ausnehme. Überhaupt sah er sie sehr wenig, geschweige daß er sein tägliches Leben mit ihr geteilt hätte: das war nun ihr beiderseitiges Geschick.

Friedrich setzte, jedoch ohne sie, zunächst in Charlottenburg das Leben fort, das er in Rheinsberg führte. Auch einige Freunde aus den früheren Lebensstufen erschienen daselbst, Duhan de Jandun und jener Kait, der bei der Katastrophe des Jahres 1730 von Wesel entkommen war, doch paßten sie nicht mehr zu der Gesellschaft und Stimmung des Fürsten. Duhan war von dem Ernst der Religion ergriffen worden, und man sah ihm an, daß er in den strengen Ideen des Kalvinismus lebte und webte, dem seine Väter gehuldigt. Kait, der seitdem in England verweilt hatte, trat mit den Manieren und Ansichten eines Engländers auf und dachte sich gut zu verheiraten.

Dagegen wird Keyserlingk im Anfang fast als ein Günstling betrachtet. Keyserlingk war ein junger Offizier von allgemeiner Bildung, der die Beschäftigungen seines Fürsten mit gleicher Vorliebe teilte; er wußte lateinisch und italienisch; er würzte sein Gespräch mit glücklichen poetischen Reminiszenzen. Für

andere hatte seine Art und Weise, besonders wenn er Eindruck machen wollte, etwas Betäubendes: nicht für den König, der an ihn gewöhnt war und ihn liebte. Friedrich hat mit eigener Hand den Namen Cäsarion, wie er Keyserlingk nannte, an die Türe des Zimmers im Charlottenburger Schloß geschrieben, wo derselbe wohnen sollte; es war seinem eigenen nahe, und er hat ihn zuweilen daselbst aufgesucht. Ein Günstling aber, der aus seiner Sphäre hätte herausgehen können, war Keyserlingk darum nicht. Seine Empfehlungen, mit denen er unerschöpflich war, fanden wenig Rücksicht. Eines Tages schien er sich noch höher versteigen zu wollen: „Höre, Keyserlingk", sagte ihm der König, „du bist ein braver Bursche, ich liebe dich singen und scherzen zu hören, aber deine Ratschläge sind die eines Toren."

Von tieferem Gehalt war Jordan, von der französischen Kolonie, der sein Predigtamt, das ihm nicht mehr zusagte, verlassen hatte und der Wißbegier des Königs durch eine sehr ausgebreitete Kenntnis der Literatur, für welche er den Eifer eines erklärten Bibliophilen besaß, zu Hilfe kam. Ihm selbst gewährte es geistigen Genuß und die Aufmunterung, die er bedurfte, mit dem König umzugehen. In skeptischer Gesinnung, welche das theologische System lebhaft bekämpfte, aber doch die tieferen Grundsätze der Religion zu verletzen sich hütete, in satyrisierender Wahrheitsliebe wetteiferte er mit ihm: ihre Briefe sind in gleichem Stil, leicht dahingeworfene Prosa, gemischt mit nicht eben kunstgerechten Versen, aber Beweise innigen Verständnisses und voller gegenseitiger Freundschaft. Oft trafen ihn die sarkastischen Ausfälle Friedrichs, er antwortete mit gleichen Waffen und lachte über die, welche ihn vor den Folgen warnten; er hielt es nicht allein für seine Pflicht, sondern auch für nützlich, allezeit die Wahrheit zu sagen.

Diesen gesellte sich ein neuangekommener Fremder zu, ein noch mehr enzyklopädischer Geist als die beiden anderen, Algarotti, in dessen Nachlaß Abhandlungen über Physik und Altertümer, Architektur und Kriegskunst, Sprache und Historie abwechseln, und der sich zugleich mit Wahl und Sorgfalt ausdrückt. Was sich in seinen Schriften zeigt, Beobachtungsgabe, unmittelbar einleuchtendes treffendes Urteil, machte seinen Umgang für Friedrich unendlich anziehend; es schien, als langweile er sich, wo er Algarotti nicht antraf. Dieser, der ein unabhängiges Vermögen besaß, ward von einer Stellung nicht gereizt, welche Jordan für ein Glück hielt; doch war es ein Mißverständnis, wenn er in den höheren Staatsdienst aufgenommen werden wollte: im

praktischen Leben bewährte er die sichere Gabe nicht, die ihm für die Literatur beiwohnte. Die Hofleute in Charlottenburg fanden ihn anmaßend und unerträglich.

Gegen Rheinsberg war nun aber der gewaltige Unterschied, daß nicht mehr die Studien, sondern die Staatsangelegenheiten die vornehmste Beschäftigung bildeten. Den frühesten Morgen behielt sich der König allein vor, mochte er seinen Kaffee im Garten nehmen oder in seinem Zimmer arbeiten. Dann hielten die Kabinettsräte ihren Vortrag, die Minister erschienen, und nicht allein die Zahl, sondern auch die Bedeutung der Erlasse, welche die ganze Staatsverwaltung umfassen, bürgerliche und militärische, innere und äußere Dinge, zeigen, mit welchem angestrengten Eifer vom ersten Augenblick an gearbeitet wurde. Gegen Mittag ritt der König mit seinen Generaladjutanten zu einer militärischen Übung oder zu einer Parade nach der Stadt, bald sah man die ganze Gesellschaft in gestrecktem Galopp nach Charlottenburg zurückkehren. Bei Tafel, wo alles beisammen war, sprach der König oft mit kaustischem Witz: jede Antwort gefiel ihm, wenn sie nur treffend war. Des Abends nahm er an einem kleinen Konzert Anteil: er spielte, wie sächsische Virtuosen sagen, fast besser, als einem König zukomme; es galt für eine Bevorzugung, demselben beiwohnen zu dürfen. Ein sehr einfaches Leben, mit dem nicht alle zufrieden waren. Schon damals haben ihn manche als den Abt und sich als die Konventualen bezeichnet.

Am 22. Juni fand das Leichenbegängnis Friedrich Wilhelms I. in Potsdam statt. Friedrich II. ließ es auch deshalb mit aller Feierlichkeit und dem erforderlichen Aufwand vollziehen, damit niemand sagen möchte, wegen des früher Vorgefallenen sei ihm das Andenken des Vaters minder wert. Daß ihm dies niemand angetastet hätte! Auf das Gerücht, ein Amsterdamer Buchhändler lasse ein Leben Friedrich Wilhelms drucken, beauftragte er seinen Gesandten, sich mit dem Inhalt der Schrift bekannt zu machen, und wenn sie etwas enthalte, was dem Ruhme des Fürsten zuwiderlaufe, die Herausgabe zu verhindern.

Die Zeremonie der Bestattung war dem Charakter des Verstorbenen gemäß durchaus militärischer Art. Friedrich wollte keinen Zeremonienmeister um sich haben — wozu sich Pöllnitz anbot —, er war nur von Generalen, wie Fürst Leopold oder der Herzog von Holstein-Beck, umgeben, denen sich eine große Anzahl anderer Offiziere nicht eben in strenger Ordnung anschloß. Noch einmal sah man hier die drei Bataillone des großen Regiments mit aller gewohnten Präzision — auch die zuletzt Ein-

gestellten waren auf das sorgfältigste eingeübt worden — ihre Übungen machen und dem Fürsten, der sie gestiftet, ganz in dem ihm angeborenen Sinne die letzte Ehre erweisen. Man widmete ihnen um so größere Aufmerksamkeit, da man wohl wußte, daß es das letztemal sei, daß man sie sah.

Friedrich fand den Aufwand, den das Regiment nötig machte — man berechnete die Kosten auf jährlich 202 518 Taler —, mit dem Nutzen, den es stiften konnte, nicht in Verhältnis und beschloß, es aufzulösen, obgleich der Vater die Beibehaltung desselben gewünscht hatte. Die tüchtigsten und schönsten, nicht eben die hochgewachsensten Leute verband er mit dem Regiment, das er als Kronprinz geführt hatte, und bildete sich daraus eine Garde zu Fuß, in drei Bataillonen. Die zurückgestellten Giganten, meistens Raizen und Ungarn, wurden in die Sternschanze nach Magdeburg geschickt, wo man sie absterben lassen, oder wenn einer davonlaufe, ihm nicht nachsetzen wollte. Das ersparte Geld diente zur Errichtung von 16 neuen Bataillonen, zu der sich die übrigen Mittel aus der Generalkriegskasse herbeischaffen ließen. Friedrich konnte, wie sein Vater, mit einer bemerkenswerten Vermehrung der Armee beginnen; indem er das auf bloßer persönlicher Vorliebe Beruhende abstellte, suchte er nicht minder eifrig das Wesentliche zu entwickeln.

Am 7. Juli 1740 erhob sich Friedrich, um die Huldigung in Altpreußen einzunehmen. Sich krönen zu lassen, lag ihm so ferne wie seinem Vater, er verbat sich vielmehr alle Aufzüge, Einholungen, Empfangsfeierlichkeiten; nur eben das, was bei dem vorigen Regierungsantritt geschehen, sollte wiederholt, z. B. auch derselbe Kostenbetrag auf die nämlichen Kassen angewiesen werden. Einfacher konnte sich ein Fürst zur Besitznahme eines Königreiches nicht in Bewegung setzen. Friedrich reiste mit nicht mehr als drei Wagen, von einem Teile jenes Charlottenburger Hofhaltes begleitet, nicht ohne die Gelehrten: den seinen teilte er mit Hack, Keyserlingk und Algarotti.

Wie der Weg so nach Nordosten hinführte, fiel das Gespräch mit dem Italiener auf den Unterschied südlicher und nördlicher Landschaften; der König hielt fest und sprach es in einem Gedicht aus, daß auch der Nordländer die Natur genieße.

Sonst wurden unterwegs Truppen besichtigt, Gnaden erwiesen, auch wohl einige Strafen verhängt, die laufenden Geschäfte der Regierung an den Orten der Rast ununterbrochen bearbeitet; — die Huldigung selbst bot noch einige für die ausschließend mon-

archische Regierungsweise, wie sie nunmehr bestand, ungewohnte Schwierigkeiten dar.

Noch immer war einer solchen in Preußen ein Landtag vorangegangen, wobei den Festsetzungen des Großen Kurfürsten zufolge der eintretende Landesfürst die eingerissenen Beschwerden heben, die Privilegien des Landes versichern sollte.

König Friedrich Wilhelm I. hat es bei einer vorläufigen Assekuration, die er anfangs gab, allezeit bewenden lassen; nach dem Huldigungslandtage hat er nie wieder einen anderen versammelt. Da alle landständischen Rechte hauptsächlich von Geldbewilligungen ausgegangen sind, er aber von Preußen nicht allein nichts empfing, sondern es nur durch Anwendung der ansehnlichsten anderweiten Mittel vor dem drohenden Verfall zu schützen vermochte, so fand er sich nicht veranlaßt dazu: das zu der inneren Bewegung der städtischen Verfassung unentbehrliche Institut der Landräte hat er als unnütz betrachtet und in Abgang geraten lassen.

Friedrich II. entschloß sich nach einigem Bedenken, die fehlenden Landräte zu erneuern. Hierauf am 12. Juli traten die drei Stände zusammen; Herrenstand und Landräte, Ritterschaft und Adel mit den Deputierten der Kölmer und Freien, die Abgeordneten der Städte; wie sie beisammen waren, konnte es nicht fehlen, sie erinnerten sich ihrer alten Gerechtsame: sie baten um eine Assekuration, wie sie ihnen zuletzt Friedrich I. zweimal, bei seinem Regierungsanstritt 1690 und nach der Erwerbung der Krone 1701, gegeben hatte.

Seitdem aber war nun erst die administrativ-militärische Verfassung des Landes eingerichtet worden; der dem König vorangegangene Minister Podewils bemerkte, daß es unmöglich sein werde, die getroffenen Veränderungen mit den alten Privilegien zu vereinigen.

Der König, der sich in allen Dingen nach dem Beispiel seines Vaters hielt, war nicht gemeint, die Einrichtungen aufzulösen, auf denen die Macht und das Ansehen seines Landes beruhte; auch die Stände drangen nicht ernstlich darauf. Podewils stellte ihnen vor, ein Fürst wie dieser, dessen ganzes Sinnen nur auf das Glück seiner Völker gerichtet sei, biete ihnen eine größere Sicherheit dar als alle Garantien der Welt.

Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß eine Ausgleichung der gegenseitigen Ansprüche versucht worden wäre, hauptsächlich für die folgenden Zeiten; aber abgesehen davon, daß dies doch auch damals in unerwartete Weiterungen über niemals zu

schlichtende Rechtsfragen hätte führen können, die Richtung jener Epoche ging überhaupt nicht dahin. Ganz andere Ereignisse, die großen Geschicke von 1812 gehörten dazu, um einem preußischen Landtage einmal wieder Leben zu geben. Die damaligen Stände erklärten sich bereit zur Huldigung, auch ohne daß man mit ihnen über eine Versicherung ihrer Freiheiten übereingekommen war. Der allgemeine Geist der Zeiten war nun einmal den Formen der Monarchie günstig. Doch auch das gehörte dazu, daß man von der andern Seite das Prinzip derselben so rein wie möglich festhielt. Friedrich lehnte das Donativ ab, das die Stände nach altem Brauch in gewissen Terminen, die sie angaben, zu zahlen sich erboten. Weder Forderung und Bewilligung noch auch freiwilliges Donativ war hier anwendbar, wo nur das unbedingte Bedürfnis des gesamten Staates und die Leistungsfähigkeit der Provinz die Norm gaben und Gesichtspunkte herrschten jenseits jenes privatrechtlichen Standpunktes.

Die Burggrafen von Dohna, welche nicht persönlich, sondern nur schriftlich zu huldigen das Recht zu haben behaupteten, standen doch davon ab, als der König ihnen vorstellte, daß es ihnen nur Haß erwecken könne, vor so vielen andern ruhmvollen Geschlechtern etwas voraus haben zu wollen.

So geschah die Huldigung am 20. Juli. Der König erklärte, die Willfährigkeit der Preußen, sie ohne Assekuration zu leisten, solle ihnen nicht zum Nachteil gereichen. Man gedachte dabei wie schon 1701 deren, denen nach dem Vertrage von Wehlau ein Heimfallsrecht zustehe, nur im allgemeinen. Miteinander verfielen die Erinnerungen an die alte Hoheit von Polen und die ständischen Vorrechte, wie sie miteinander sich ausgebildet hatten. Auf den Huldigungsmünzen nannte sich der König zum ersten Male: König von Preußen, Rex Borussorum. Auf die Herrschaft für alle, die den Namen Preußen führten, nicht allein auf den Besitz dieses Landes war sein Königtum und seine Stellung in der Welt gegründet.

Bei der Huldigung der Mark Brandenburg traten verwandte Tendenzen, aber noch schwächer, nicht als Forderungen eines Landtags, sondern nur als Wünsche der einzelnen Stände hervor. Der Adel beschwerte sich über das Übergewicht des Militärs und die Akzise, welche zuletzt immer seine Bauern treffe; er verwahrte sich gegen die Lehnsfähigkeit der Bürgerlichen. Der Bürgermeister von Berlin rief dagegen den König zum Schutz der städtischen bisher so bedrängten Gerechtsame auf. Wenn man jedoch darunter Dinge begriff wie z. B. die Rathenower, welche

den Anspruch machten, zu ihren Brücken- und Dammbauten das nötige Holz aus den königlichen Forsten wie vor alters zu erhalten, so sieht man wohl, wie ganz örtlich beschränkt ihre Gesichtspunkte waren. Der Minister Arnim versprach in seiner Antwort ein gütiges und gelindes Regiment, er erinnerte ausdrücklich an den ersten Friedrich, dessen Geist auf dem zweiten ruhe. Man darf jedoch zweifeln, ob dieser selber, der den Vater bei weitem höher hielt als den Großvater, damit übereinstimmte. Auf das ehemals Herkömmliche viel zu geben, zeigte er sich nicht geneigt: bei der Huldigungsfeierlichkeit, die am 2. August stattfand, sah man weder den Kurhut noch das Zepter des Reichserzkämmerers; auf der Huldigungsmedaille fehlen die Worte „von Gottes Gnaden". Eine halbe Stunde verweilte er auf dem Balkon, seine Blicke auf die den Schloßplatz erfüllende Menge gerichtet, ohne ein Wort zu sagen, in Gedanken verloren. Von da eilte er zur Besichtigung der in Parade aufgestellten Truppen fort.

Anderwärts wurde die Huldigung durch Kommissarien abgenommen; den westlichen Provinzen machte Friedrich im August und September noch selber einen Besuch, bei dem er zugleich die Truppen musterte, die Festungen besichtigte.

Eine unvergleichliche Erbschaft war es doch, die er nun angetreten: die Regierung von Landschaften, die aus früherer Verödung unter glücklich entworfenen, festgegründeten Einrichtungen in sicherem Fortschritt wieder emporkamen; über ein von Natur starkgeartetes Volk, das die wesentlichen Elemente der Kultur besaß, die nur der Pflege bedurften, und durch keine Parteiungen in sich selbst zerrüttet wurde. Von dem alten konfessionellen Hader war nicht mehr die Rede; jede Erinnerung an die besonderen Gerechtsame trat vor der Notwendigkeit, zusammenzuhalten, alle Kräfte zu dem gemeinschaftlichen Ziele politischer Selbständigkeit anzustrengen, zurück. Die strenge Zucht und Unterordnung, in der es gehalten ward, dürfte nicht als Knechtschaft ausgelegt werden, da man ihren Zweck verstand. Wer wollte den als einen Unfreien bezeichnen, der die Gewalt liebt, die er durch den tätigsten Gehorsam erst möglich macht und die ihm eine von fremdartigen Weltkräften unabhängige Stellung verleiht. Einige Minister sollen anfangs unter anderen Änderungen auch die Herstellung regelmäßiger Zusammenkünfte des Geheimen Rates erwartet haben; Friedrich erklärte ihnen, er wolle die Formen seines Vaters beobachten; lange Beratungen, weitschweifige Vorstellungen waren ihm noch widerwärtiger als diesem: er entschied lebhaft, unmittelbar und auf immer. Sein

Friedrich der Große in jüngeren Jahren.
Gemälde von Antoine Pesne.
Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Sinn war, im Innern einige Dinge anzuregen, auf die man bisher im Gange der Geschäfte nicht gekommen war, hauptsächlich aber nach außen die Achtung und Rücksicht zu erwerben, die man dem preußischen Staate bisher versagt hatte. Die im ersten Augenblick verstärkte Kriegsmacht war überhaupt die Summe der Leistungen seines Volkes: es kam nun darauf an, sie so in Tätigkeit zu setzen, wie es ersprießlich und notwendig war. Nur eine kurze Zeit schwankte man darüber, wie das geschehen solle.

Drittes Kapitel.

Auswärtige Geschäfte in den ersten Monaten.

In jenem seinem letzten „Diskurs“, auf den wir zurückkommen wollten, hatte Friedrich Wilhelm, wie schon bemerkt, nicht viel von Freundschaft und zuverlässiger Verbindung mit irgendeiner Macht zu rühmen[1]. Als die befreundetste von allen seit langer Zeit bezeichnete er Dänemark, wie er denn überhaupt den Rat gab, mit den benachbarten norddeutschen Höfen — Kassel, Wolfenbüttel, Dresden — ein gutes Vernehmen aufrechtzuerhalten. Dagegen erschienen ihm die Machthaber in Schweden, so lange nach dem Nordischen Kriege, noch immer als gefährlich, und wohl um so mehr, da sich auch das früher so enge Verhältnis zu Rußland in den letzten Jahren gelockert hatte; dieser Macht gegenüber empfahl der König eine vorsichtige, eher neutrale Haltung: man habe keinen Grund, sich viel von ihr zu versprechen, doch leuchte ein, daß man in einem Kriege mit ihr mehr verlieren als gewinnen könne. Die dringenden Fragen lagen jedoch auf einer anderen Seite; besonders ausführlich erklärte er sich über die vier Mächte, die an der jülich-bergischen Sache teilnahmen, die sein vornehmstes Augenmerk ausmachte. Dem Kaiser, sagte er, müsse man geben, was des Kaisers sei, d. h. ihm mit aller der Rücksicht entgegenkommen, die das Oberhaupt des Reiches von einem Reichsstand fordern könne; aber man dürfe nicht vergessen, daß er dem Hause Österreich angehöre, welches seinen eigenen Vorteil suche und den unabänderlichen Grundsatz befolge, das Haus Brandenburg eher kleiner zu machen als größer. So stehe Preußen zwar mit den Holländern in dem Verhältnis alter Freundschaft und guter Nachbarschaft, aber jede Vergrößerung der Macht desselben, namentlich an ihren Grenzen, werde von ihnen nur mit scheelen Augen angesehen.

Was den Londoner Hof anbetrifft, unterschied er zwischen den Absichten der Krone England und denen des Hauses Hannover.

[1] Vgl. Seite 252.

Mit jenem habe Preußen keinen wesentlichen Streitpunkt und außer den religiösen auch noch manche andere gemeinschaftliche Interessen; dagegen erhebe Hannover mancherlei Territorialansprüche im Gegensatz mit Preußen und wolle dies nicht weiter emporkommen lassen. Er seinerseits habe als Christ Georg II. alles verziehen, wodurch er von demselben beleidigt worden, aber sich besser dabei befunden, solange er in keinem genauen Verhältnis zu ihm gestanden habe. Jetzt sehe dieser Fürst eine Regierungsveränderung im Hause Brandenburg voraus; ohne Zweifel nur deshalb sei er aus England herübergekommen, um den Prinzen im ersten Augenblicke nach seiner Thronbesteigung auf seine Seite zu ziehen. Es scheine, als gehe er damit um, eine große Allianz gegen Frankreich zustande zu bringen. Der Prinz möge sich vorsehen und sich nicht allzu eilig anschließen[1]; sich gute Bedingungen ausmachen und vor allem niemals zugeben, daß man ihm die letzten Absichten einer verabredeten Verbindung verborgen halte, ihn als einen nicht vollkommen Gleichstehenden behandle. An Frankreich sich anzuschließen oder auch ihm zu widerstehen, nach Lage der Umstände, habe sich das königliche Kurhaus von jeher vorbehalten. In der letzten Zeit habe er, der König, mit dieser Macht einen Vertrag geschlossen, kraft dessen Preußen hoffen dürfe, zunächst festen Fuß im Bergischen zu fassen; durch die widrige Gesinnung der übrigen Mächte sei er bewogen worden, darauf einzugehen; und schon trage man von jener Seite auf ein noch engeres Verständnis an: er denke aber, der Prinz werde es nicht annehmen, wenn Frankreich nicht auch den Teil von Berg bewillige, den es noch zurückhalten wolle. Im allgemeinen gab Friedrich Wilhelm seinem Sohne den Rat, Allianzen lieber zu vermeiden, mit fremden Gesandten sich nicht zuviel in persönlichen Verkehr einzulassen, denn deren Absicht sei immer dahin gerichtet, hinter seine Geheimnisse zu kommen: ehe er zu den Waffen greife, möge er wohl bedenken, daß man nicht immer Meister bleibe, einen Krieg nach Belieben wieder zu beenden; sei es aber nicht anders und erfordere es die unausweichliche Notwendigkeit, so möge er alsdann seine Macht beisammenhalten und seinen Entschluß mit Standhaftigkeit durchführen.

So sprach der Sterbende. Er drückte nicht allein seine Ge-

[1] „Allianzen wären zwar guth vor die Ministres, so dazu gebraucht würden wegen der Presenten, so es dabei setzte, aber selten convenabel vor ihre Principalen, weil die wenigsten Tractate und Bündnisse gehalten würden."

sinnung noch einmal aus, sondern er bezeichnete den Standpunkt, auf welchem er die Dinge seinem Nachfolger hinterließ.

Das, was er als das Nächste vorausgesehen, trat sofort nach seinem Tode ein. Noch ehe eine amtliche Anzeige von demselben gemacht worden, erschien schon einer der deutschen Minister des Königs von England, mit einem für diesen Fall im voraus abgefaßten Beglaubigungsschreiben versehen, in Berlin. Sein Antrag lautete nicht allein auf eine Erneuerung des erblichen Bündnisses zwischen den beiden Häusern, die bei jedem Regierungswechsel geschehen solle, sondern besonders auf vertrauliche Besprechung über die Lage der öffentlichen Geschäfte, um vereinigte Ratschläge darüber zu fassen.

Und wie hätte sich, da der Fürst, der den Thron bestieg, einst in seiner Jugend eine unzweifelhafte Vorliebe für England kundgegeben und darüber so viele Widerwärtigkeiten bestanden hatte, in Georg II. nicht die Hoffnung regen sollen, ihn ganz auf seine Seite zu ziehen? Gehörte er doch selbst durch Mutter und Großmutter dem hannoverschen Hause an. Von seiner Mutter, welche jene Hinneigung geteilt und der er eine unbeschreibliche Ehrerbietung widmete, durfte man vermuten, daß sie einen gewissen Einfluß zugunsten dieser Richtung auf ihn ausüben werde; noch lebten Minister, welche die öffentliche Stimme in Berlin geradezu für hannoverisch erklärte. In der Tat waren die, welche Friedrich hierbei zu Rate zog, nicht der Meinung, daß man einer so freundschaftlichen Annäherung sich entziehen müsse.

Der junge König teilte jedoch diese Ansicht mitnichten. Eben das war das Ergebnis jener stürmischen Jahre, daß die engen, eine selbständig politische Bewegung hemmenden Bande der Verwandtschaft, wenn nicht aufgelöst, doch unwirksam geworden waren. Friedrich war von seiner Vorliebe längst zurückgekommen. Seiner angeborenen Sinnesweise und der Entwicklung, die seine Gedanken nahmen, widersprach es, die Blutsverwandtschaft als einen Grund der politischen Verbindung anzusehen. Überdies berührte ihn die Eile, das Dringende des Anerbietens eher unangenehm. Er gab dem Gesandten Münchhausen die besondere Audienz nicht, die er verlangte, sah ihn nur einmal unter mehreren Diplomaten: und da der Gesandte erklärte, der Erbvertrag behalte seine bindende Kraft, möge man ihn erneuern oder nicht, so beschied ihn endlich der König, daß es dabei dann auch sein Bewenden haben müsse; in neue Allianzen könne er sich unmöglich einlassen, solange seinem Vater nicht einmal die letzte Ehre erwiesen worden sei. Man muß gestehen, daß nach der

Dringlichkeit von dessen letzter Ermahnung dieser Grund gerade gegen diese Verbindung eine innere Kraft hatte. Münchhausen beklagte sich, daß man dem Eifer seines Hofes nicht mit einem gleichen entspreche, und kehrte fast beleidigt nach Hause zurück.

Wenn bei Friedrich von Hinneigung die Rede war, so galt diese in der Tat mehr den Franzosen als den Engländern.

Indem er sich entschloß, zu förmlicher Anzeige von seinem Regierungsantritte den Grafen von Truchseß-Waldburg an den englischen, den Obersten Camas an den französischen Hof zu schicken, beide mit der Ermächtigung, sich in nähere Unterhandlungen einzulassen, beobachtete er doch den Unterschied, daß er nur den letzten mit eigentlichen Anträgen beauftragte, während jener nichts als hören und berichten sollte. Und wie ganz unrecht hatten die Franzosen, wenn sie in der Sendung eines Mannes von einem feudalistischen Namen eine Bevorzugung, die dem englischen Hofe erwiesen werde, zu sehen glaubten. Friedrich entgegnete auf eine Andeutung darüber, daß es in Preußen nur auf den Rang in der Armee ankomme. In der Tat waren sie vielmehr die Bevorzugten. Friedrich hatte Camas seit lange zu seiner vertrautesten Gesellschaft gezogen, hegte zu seiner Geschicklichkeit und Treue eine unbedingte Zuversicht: er sagt ausdrücklich in der Instruktion für denselben: die Sendung, die er ihm anvertraue, sei in diesem Augenblick die wichtigste, die er jemandem übertragen könne.

Der Auftrag, den er ihm gab, ging nun aber ganz nach dem Rate seines Vaters dahin, die angebahnte Verbindung mit Frankreich noch weiter zu entwickeln, wofern ihn dies von jenen unbequemen Beschränkungen losspreche, denen die Besitznahme von Berg dem letzten Vertrage zufolge unterliegen sollte. Er rechnete darauf, daß Frankreich in Betracht ziehen werde, wie sehr es durch eine Verbindung mit Preußen bei dem steigenden Zerwürfnis mit England gefördert und dagegen durch eine Vereinigung Preußens mit den Engländern in Nachteil gesetzt werden könne. Er ließ erklären, daß er bei der Gunst der gegenwärtigen Umstände wohl auch Jülich fordern könne, doch solle ihm Berg genug sein: er wolle sich verpflichten, Düsseldorf niemals zu befestigen, den Rhein mit keinen neuen Zöllen zu belasten, aber das Land müsse er vollständig besitzen: leiste ihm Frankreich für diese Erwerbung Gewähr, so könne es auf ihn rechnen.

In derselben Weise setzten Thulemeier — in seinen letzten Tagen — und Podewils dem französischen Gesandten ausein-

ander, daß es bei den letzten Verabredungen sein Bewenden nicht haben könne, wenn Frankreich eine nähere Vereinbarung mit Preußen wünsche. Damals, sagte man ihm, habt ihr euch die Sinnesweise des verstorbenen Königs zunutze gemacht, von dem ihr wohl wußtet, daß er nicht zu den Waffen greifen würde; jetzt aber haben wir einen jungen König, der seine Truppen brauchen, sie ins Feld führen will.

Wenn man diese Äußerungen zusammenfaßt und dann aus einer Anweisung des Königs sieht, daß er das Beispiel von Gustav Adolf aufruft und gleichsam dessen Rolle übernehmen zu wollen scheint, ferner in seinen Briefen liest, einmal, er denke seinen Kursus der Politik unter dem Kardinal Fleury zu machen, ein andermal, er habe Lust, persönlich einen Ausflug nach Frankreich zu unternehmen, um denselben zu sehen, aus seinem Gespräche Vorteil zu ziehen, so sollte man es für möglich halten, daß er sich ganz an Frankreich angeschlossen hätte.

Bei jener Reise nach seinen westlichen Provinzen, die er, um seine Schwestern zu sehen, durch die fränkischen Fürstentümer nahm, ließ er sich wirklich die Lust anwandeln, den Franzosen innerhalb ihrer Grenzen einen Besuch zu machen.

Unfern von denselben trennte er sich von seinem Bruder August Wilhelm und von Algarotti, die ihn bisher begleitet und nun unmittelbar nach dem Niederrhein gingen: er selbst schlug, nur von Wartensleben begleitet, unter dem Namen Dufour den Weg nach Straßburg ein. Es war, als wollte er jene Phantasie der Jugend, die ihn mit seinem Vater in das heftigste Zerwürfnis gebracht hatte, nun, da er sein eigener Herr geworden war, ausführen. Die gewandte Gastlichkeit, die Friedrich, sowie andere gute Eigenschaften der besseren Gesellschaft, in den Franzosen voraussetzte, traf er nicht an.

Es war sehr leicht, sein Inkognito zu durchschauen. Vor den Augen des letzten Postmeisters in Kehl hatte er sich selbst den Paß ausgestellt, dessen er bedurfte, und ihn mit dem kleinen königlichen Petschaft, das er bei sich führte, besiegelt; man hätte ihn wohl zugleich mit der Ehrfurcht, die seinem wahren Range gebührte, und der Freiheit des Umganges, die sein angenommener Name gestattete, empfangen können; aber alle, mit denen er in Berührung kam, suchten ihm mit zudringlicher Neugier nur das ausdrückliche Geständnis seines Ranges abzugewinnen; von dem Gouverneur der Festung, Marschall Broglie, darf man wohl sagen, daß er eben das Gegenteil von dem tat, was an der Zeit gewesen wäre; er ließ den Ankommenden, der ihm einen Besuch

machte, lange im Vorzimmer warten und begrüßte ihn dann als Majestät; er sprach nicht von dem unerwarteten Glück, das ihm zuteil werde, einen König von Preußen bei sich zu sehen, sondern erging sich in Erinnerungen an sein Kommando in Italien und den Erfolg seiner eigenen Heerführung. Dann erschien Madame de Broglie, welche den König empfing, wie eine Fürstin einen einfachen Reisenden zu empfangen pflegt. Der Marschall selbst soll sich sogar seiner Amtspflicht als Gouverneur erinnert und einen Augenblick den Gedanken gehegt haben, den mit einem ungenügenden Passe Versehenen in Unannehmlichkeiten zu verwickeln. Der König eilte, das Land zu verlassen, wo er wenigstens die gesellschaftliche Kultur nicht antraf, die er voraussetzte.

Auch seine Unterhandlung in Versailles oder vielmehr in Compiegne, wohin sich der französische Hof in diesem Augenblick begeben hatte, führte mitnichten zu dem Erfolge, den er erwartete.

Kardinal Fleury, der die schmeichelhaften Ausdrücke, die in dem Briefe des Königs vorkamen, mit selbstgenügsamem Wohlgefallen aufnahm und gegen die ersten Anträge von Camas nur schwache Einwendungen vorbrachte, die leicht zu beseitigen schienen, antwortete doch bald darauf in ablehnendem Tone. Er besaß eine einzige Geschicklichkeit, die Fäden der Politik in seiner Weise fortzuspinnen: auf neue Umstände, welche dieselbe durchkreuzten, Rücksicht zu nehmen, war nicht so sehr seine Sache. Jetzt gab er ein gewisses Erstaunen darüber zu erkennen, daß der junge König über einen Vertrag, der seinen Vater zufriedengestellt hatte, sich mit so wenig Genugtuung äußere. Die Ministerialbeamten, die in dem gewöhnlichen Laufe der Angelegenheiten überall eine große Stimme führen, waren entschieden gegen die preußischen Anträge. Sie wollten nicht Wort haben, daß die Umstände verändert seien, denn nur aus Rücksicht auf die Zukunft und den jetzigen König habe Frankreich dem verstorbenen jene Zugeständnisse gemacht und dadurch die alten Verbündeten, die Häuser Pfalz und Bayern, nicht wenig verletzt: wenn es einen Schritt weiter gehe, werde es das Zutrauen der katholischen Fürsten vollends verlieren.

Noch einen anderen Grund aber als diese Rücksicht alter Freundschaft glaubten Camas und der ordentliche Gesandte, Chambrier, für die Weigerungen der Franzosen wahrzunehmen; und einen solchen zwar, der sich nicht beseitigen ließ. Es schien ihnen, als erblicke die französische Politik einen großen Vorteil darin, Düsseldorf und das Rheinufer in künftigen Kriegsfällen

zum Übergang über den Rhein benutzen zu können, wozu es in den Händen einer schwächeren Macht, aber nimmermehr einer stärkeren dienen könne.

Die Unterhandlungen wurden darum nicht sogleich abgebrochen. Der Kardinal stellte in Aussicht, daß er vielleicht künftig einmal etwas mehr bewilligen könne; mit allem seinem Blute werde er trachten, dem König von Preußen Genugtuung zu geben; aber zugleich wiederholte er auch, er dürfe einen Fürsten nicht verletzen, der sein ganzes Vertrauen auf Frankreich setze und dessen Garantie für sich habe. Camas meinte, Fleury werde nie etwas tun und denke nur, Preußen durch unbestimmte Versprechungen festzuhalten.

Auf den König machte es einen tiefen Eindruck, und er faßte es ganz, daß seinem Emporkommen in der Nähe des Rheins die natürliche Richtung der französischen Politik entgegenstehe und daß er dort nichts von ihr zu erwarten habe.

Überhaupt aber war ihm eine stolzere Rolle in der Weltgeschichte bestimmt, als die ihm ein so frühes und entschiedenes Anschließen an Frankreich eröffnet haben könnte.

Jetzt suchte er sich nur ohne Aufsehen und Beleidigung zurückzuziehen und näherte sich ernstlicher dem englischen Hofe.

Und hier fand er nun ein unumwundenes Entgegenkommen. Georg II. erinnerte ihn „als Freund, Verwandter und guter Nachbar", sich ja nicht mit Frankreich einzulassen, das mit den rheinischen Kurfürsten in viel zu enge Verbindungen verflochten sei, um etwas für ihn zu tun; überhaupt kein Protestant dürfe von da Begünstigung erwarten. Er sprach mit einer Bewegung und Wärme, wie der Gesandte nie an ihm wahrgenommen: über die Ansprüche auf Berg ließ er sich so günstig wie möglich aus. Die deutschen und englischen Minister bezeichneten ihren Hof als denjenigen von allen, welchem die Vergrößerung von Preußen am wenigsten widerwärtig sei. Beide vereinigt, würden sie jede Allianz schließen können, die sie wünschten, und das entscheidende Wort in Europa sprechen.

Friedrich II. hatte vermieden, auf seiner Reise an den Rhein nach der Göhrde zu kommen, wo der König von England sonst gern eine Zusammenkunft veranstaltet hätte; er ließ sich auch bei der Rückreise von Kleve nicht bewegen, seinen Weg über Hannover zu nehmen; ein Fieber, das ihn auf dem Wege von Straßburg nach Wesel befallen, bot ihm eine natürliche Entschuldigung dar; allein seine Erklärungen fingen an, freundlicher und eingehender zu lauten als bisher.

Er sprach den Wunsch aus, daß man ihm einen Minister von Gewicht und Vertrauen schicken möge, um mit demselben über eine engere Vereinigung zu unterhandeln; doch setzte er für eine solche im voraus zwei Bedingungen fest, die eine, daß man ihm entsprechende Vorteile zusichere, die zweite, daß England noch andere Verbündete gewinne. Er machte den englischen Ministern gleichsam einen Vorwurf daraus, daß sie in ihren eigenen Dingen ohne einen bestimmten Plan seien.

Georg II. versicherte, Dänemark, Holland und der Kaiser würden auf der Seite von England stehen; wenn Preußen hinzutrete, so werde man noch andere Mächte herbeiziehen; in kurzem solle ein englischer Gesandter, wie der König ihn wünsche, in Berlin ankommen.

Auch mit Rußland knüpfte Friedrich II. unmittelbar nach seinem Regierungsantritt Verhandlungen an. Jeder der beiden Teile trug Bedenken, dem andern die ersten Vorschläge zu machen; endlich kam beiden der Gedanke, den Entwurf eines Vertrages wieder vorzunehmen, der zur Zeit Friedrich Wilhelms besprochen, aber wegen der damals herrschenden Aufregung der Gemüter nicht durchgeführt worden war. Die größte Schwierigkeit lag aber auch hier in den Ansprüchen auf Jülich und Berg.

Wie in früheren Zeiten sein Vater, so wünschte Friedrich II., daß ihm Rußland diese Erbschaft garantieren möchte. Die russischen Minister antworteten, daß das nicht in ihrer Macht stehe, da die Sache das Römische Reich betreffe und sie fürchten müßten, darüber das Mißverständnis des sächsischen Hofes oder des Kaisers, denen sie eine Garantie dieser Länder immer versagt hätten, auf sich zu ziehen; aber sie zeigten sich bereit, zu erklären, daß sie keine Verpflichtung zuungunsten Preußens weder schon übernommen noch in Zukunft zu übernehmen gedächten.

Eine Eröffnung, die dem König genügte. Er sah einen Beweis von Zuverlässigkeit darin, daß Rußland nicht auf Garantien so entlegener und dem deutschen System angehöriger Länder eingehen wollte, die es dann vielleicht nicht würde erfüllen können; doch hatte er noch einen andern Wunsch.

Entschlossen, eintretenden Falles den Anspruch auf Berg mit den Waffen geltend zu machen, fürchtete er nur, daß, wenn darüber ein Krieg ausbreche, sein östliches Preußen ihm von den alten Verbündeten Frankreichs, Schweden und vielleicht Polen, angegriffen werde, und trug darauf an, daß Rußland sich zum Schutze dieser Provinz verpflichten möge.

Auch dagegen machte Rußland wohl eine Einwendung. Es trug

Bedenken, die Mächte zu nennen, gegen welche es die Provinz verteidigen wolle, aber es verstand sich zu einer Zusage, welche dies unnötig machte; es verpflichtete sich ganz im allgemeinen zu einer Hilfe von 12 000 Mann gegen eine gleiche, welche Preußen versprach.

Die Entfernung der Orte und die Langsamkeit der Verbindungen verursachte, daß diese Übereinkunft erst etwas später völlig zustande kam, aber schon im Oktober 1740 waren alle Bestimmungen verabredet, eben damals, als Friedrich II. sich von Frankreich abwandte und mit England in nähere Beziehungen trat.

Und da nun Rußland in vertrautem Verhältnis zu England stand, zunächst um Schweden zu verhindern, im Bunde mit Frankreich die Hand nach seinen alten Besitzungen, Livland auf der einen, Bremen und Verden auf der anderen Seite auszustrecken, so erschienen die Dinge zum Abschluß eines großen Bündnisses zugunsten Englands gegen Frankreich wohlvorbereitet.

Auch mit Österreich unterhandelte der König, und die äußeren Bezeigungen waren sehr günstig. Der außerordentliche Gesandte, der den Regierungswechsel zu melden nach Wien kam, Oberst Münchow, hatte sich der besten Aufnahme zu erfreuen, besonders bei der Kaiserin, welche in Friedrich II. ein Mitglied der braunschweigischen Familie sah und bei dem Herzog von Lothringen, der sein erstes Begegnen mit demselben einst in Berlin, wobei sie Freundschaft geschlossen zu haben meinten, nicht vergessen hatte; alles pries die ersten Regierungshandlungen des jungen Königs.

Es gab sogar einen großen politischen Grundsatz, über den man sich einverstanden zeigte. Der König Friedrich traute den österreichischen Ministern so viel Geist zu, um einzusehen, daß keine Allianz ihrem Herrn notwendiger sei als die preußische; er trug seinem Gesandten auf, das Verbindlichste, was er zu finden wisse, über die Wünschenswürdigkeit eines gegenseitigen guten Verständnisses zu sagen. Die kaiserlichen Minister bekannten, unter allen Mitteln, den kaiserlichen Hof in seinem früheren Glanz wiederherzustellen, das vornehmste bestehe wohl in Freundschaft und Allianz mit dem König von Preußen.

Kam man aber näher auf die laufenden Geschäfte zu reden, so zeigte sich mannigfaltiges Mißverständnis.

Der Wiener Hof erschwerte dem König die Werbung in den Reichsstädten; dieser bestand darauf, daß er als Kurfürst ein

Recht dazu habe, und forderte die Aufhebung der hier und da dagegen erlassenen Verbote. Noch hatte Preußen alte, einst auf die Zölle an der Maas angewiesene Geldansprüche an Holland und den Kaiser: Friedrich beklagte sich, daß die eine dieser Mächte ihn immer an die andere verweise; die Summe, die er zu fordern habe, wachse an wie ein Schneeball; in starken Ausdrücken forderte er eine Erledigung dieser Sache.

Aber der Probierstein für die Möglichkeit eines besseren Einverständnisses lag in der großen Frage über die Erbschaft von Berg und Jülich, und der König verlor keine Zeit, sie anzuregen; er ließ anfragen, was er für die Behauptung seiner gerechten Ansprüche vom Kaiser erwarten könne. Die Antwort, die er erhielt, bestand in ausweichenden, nichtsbedeutenden Formeln, und bald war Friedrich ebensosehr überzeugt, wie sein Vater es gewesen, daß er in Güte nie etwas erreichen werde. Einen Grund davon sah er in der Verbindung des Kaisers mit Frankreich, welches in dieser Sache den Ton angab, den anderen in der alten politischen Eifersucht. Er war der Mann nicht, um sich einzubilden, als werde Österreich aus Liebe zu ihm für das Emporkommen seines Hauses mehr tun als unter seinen Vorfahren.

Überhaupt mußte er bei diesen Verhandlungen innewerden, daß er bei aller seiner Macht in seinen Ansprüchen nichts erreichen werde, es wäre denn, er brauche diese Macht mehr als sein Vater, ohne so viel Rücksicht auf die Konvenienz der anderen Mächte. In dieser Beziehung ist die Art und Weise, wie er in einer Sache, die an sich wenig Gewicht hatte, verfuhr, von hoher Bedeutung. Die Angelegenheit von Herstall ist die erste, aus der man ihn kennenlernte und besonders den Unterschied wahrnahm, der zwischen seinem Verfahren und dem seines Vaters obwaltete. Es sei uns vergönnt, ihr eine näher eingehende Betrachtung zu widmen.

Das altberühmte Herstall, wo Karl der Große, seine Vorfahren und Nachfolger so oft jenen Heerbann versammelt haben, der dem Abendland Gesetze gab, war nach mancherlei Besitzwechsel im Laufe der Jahrhunderte, endlich im achtzehnten aus der oranischen Erbschaft an das Haus Brandenburg gekommen: nirgends aber fand dies größere Schwierigkeit als hier, sich festzusetzen.

Dies rührte daher, daß die Reichsunmittelbarkeit, welche die Besitzer der Herrschaft in Anspruch nahmen, von den benachbarten Landesgewalten, dem Herzogtum Brabant und dem Bis-

tum Lüttich, welche sie sogar einmal unter sich geteilt hatten, entweder gar nicht anerkannt oder doch sehr beschränkt wurde.

Als Friedrich Wilhelm I. vermöge seiner Auseinandersetzung mit dem Hause Nassau im Jahre 1732 zur Erbfolge gelangte, suchte er vor allem die Rechtspflege in Besitz zu nehmen und ernannte Schöffen, welche ihm eine gewisse Rekognition zahlen sollten. Allein weder die Gerichtshöfe zu Lüttich und zu Brüssel, noch auch die Untertanen wollten eine Gewalt aufkommen lassen, die als durchgreifend und gebieterisch bekannt war. Die Gerichtshöfe, von den Untertanen aufgefordert, verfolgten die Schöffen, „auf Leib und Leben, Gut und Blut", bis sie sich ihnen unterwarfen und ihrem Erbherrn, dem König, die versprochene Rekognition zu zahlen aufhörten. Hierauf vollzog der Bischof alle Akte der Landeshoheit: er hob z. B. Geldstrafen auf, welche der preußische Drost wegen Vernachlässigung der Wegebesserung aufgelegt hatte; er erklärte überhaupt: diese Landschaft sei ihm so gut unterworfen wie sein übriges bischöfliches Gebiet. Einige Exzesse preußischer Werber brachten das gemeine Volk in den Kohlengruben auf seine Seite, und bald durfte sich keine preußische Uniform mehr im Lande blicken lassen. Die Rentmeister hörten auf, der Kriegs- und Domänenkammer zu Kleve, wohin sie angewiesen waren, Rechnung abzulegen: ein Advokat von Lüttich, des Namens Dafawes, genoß ein größeres Ansehen im Lande als sämtliche Beamten des Erbherrn.

Mit aller seiner Energie konnte Friedrich Wilhelm nichts dagegen machen, noch die Sache beilegen.

Er hätte am liebsten die Herrschaft gegen einige, seinen klevischen Landen näher gelegene lüttichsche Besitzungen vertauscht: allein Bischof und Landstände von Lüttich, hier am Orte die stärkeren, ließen sich dahin nicht bringen. So sehr es seinen Grundmaximen entgegenlief, so fühlte er sich doch endlich bewogen, auf einen Verkauf zu denken; die Stände machten ihm aber auch hierfür eine Bedingung, die er unmöglich eingehen konnte; sie wollten das Kaufgeld, 100 000 Pattakons (125 000 Taler), womit er sich begnügt hätte, nicht auszahlen, sondern nur verzinsen, unter dem Vorwand, daß es noch andere Prätendenten gäbe, welche in Zukunft ihre Ansprüche geltend machen könnten. Gleich als sei das Recht von Preußen, das durch so viele mühevoll zustande gebrachte Verträge erworben worden, überhaupt zweifelhaft. Der König wies dies mit Entrüstung zurück, aber es leuchtet ein, daß die Unterhandlung, selbst die Aussicht einer Veräußerung nicht dazu dienen konnte, sein Ansehen im Lande zu vermehren. Wohl

sagte man ihm, er möge das Gewicht seiner Macht in dieser Sache anwenden, ein paar hundert Mann würden hinreichen, die rebellischen Untertanen in Ordnung zu bringen, leicht könnte man den Bischof durch Repressalien, in den benachbarten Grafschaften Hoorn und Lootz, zum Vergleich nötigen; allein dazu war Friedrich Wilhelm I. und sein Ministerium nie zu bewegen, er fürchtete den Widerstand der kampffertigen Landmiliz des Bistums, hauptsächlich aber die Verdrießlichkeiten, die ihm ein Landfriedensbruch am kaiserlichen Hofe zuziehen könne.

Man sieht: alles befand sich dort in größter Unordnung und Verwirrung, als Friedrich II. den Thron bestieg. Es war eigentlich von den Angelegenheiten, die ihm vorgelegt wurden, die erste, deren Entscheidung von dringender Notwendigkeit war.

Einer der älteren Minister seines Vaters, Thulemeier, riet ihm, sich in das Unabänderliche zu fügen, die Lehen bei den Höfen in Brüssel und Lüttich zu nehmen, die Freiheiten der Untertanen zu bestätigen, den Drost, über den sie klagten, abzuberufen.

Dagegen aber setzten sich die dort bisher in Tätigkeit gewesenen Beamten, eben dieser Drost, von Kreyzen, und der Geheime Rat Rambonnet. Sie brachten Beweise bei, daß die früheren Erbherren Eingriffe, wie sie jetzt geschehen, niemals geduldet; das Recht der Reichsunmittelbarkeit liege durch die Schriften, in denen man es verteidigt, klar am Tage; ein König von Preußen dürfe unter keinen Umständen aufgeben, was die Prinzen von Oranien behauptet hatten.

König Friedrich sagte: er werde ebenfalls den Weg der Güte versuchen: wenn er damit nicht zum Ziele komme, so werde er wissen, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Unerträglich war ihm ohnehin die Vermischung einer nie zu Ende kommenden Justiz mit den Absichten der Politik, der Zustand von Rechtlosigkeit, der daraus entsprang und gegen den sich nichts machen ließ. Er war entschlossen, hierbei auf den Kaiser, der als Herzog von Brabant auch in dieser Sache ein Interesse gegen ihn habe, keine Rücksicht zu nehmen; der möge ehedem stark gewesen sein, jetzt sei er durch Frankreich tief heruntergedrückt und nur ein Phantom, ein Idol ohne alle Macht.

In Herstall oder Lüttich aber auf dem Wege der Güte durchzudringen, zeigte sich bald unmöglich. Die Untertanen weigerten sich, die Huldigung zu leisten, wenn nicht der König zuvor die Lehen von den beiden Lehnshöfen empfangen habe, wodurch die Reichsunmittelbarkeit aufgegeben worden wäre; sie forderten so-

gar, daß die vermeinten Lehnsherren die Privilegien des Landes dem Erbherrn gegenüber bestätigen sollten.

Der König nahm das den Untertanen nicht so übel wie dem Bischof, der sie verführe und in allem seine Hand habe.

Es war Louis, ein jüngerer Sohn aus dem Hause Berghes, den man einst in Brüssel geringer Gestalt hatte einhergehen sehen, der aber, seitdem er zu dieser geistlichen Würde gelangt und ein Fürst des Heiligen Römischen Reiches geworden war, um so größeres Selbstgefühl blicken ließ. Er behagte sich darin, durch Erhöhung der Zölle an der Maas oder der Einfuhrabgaben, z. B. auf luxemburgische Eisen, seine Nachbarn von altfürstlicher Herkunft die Bedeutung und Gewichtigkeit eines Bischofs von Lüttich fühlen zu lassen; er soll gesagt haben, er werde „seine Untertanen" in Herstall vor den preußischen Eingriffen zu schützen wissen. Der König gab ihm schuld, er habe nicht allein die Rebellion geflissentlich genährt, sondern sich an preußischen Offizieren vergriffen, einem königlichen Gesandten Gehör zu geben verweigert, überhaupt den preußischen Namen beleidigt. Es sei nicht eigentlich ein Rechtshandel zwischen ihnen, sondern fast eine persönliche Sache, welche er mit ihm Fürst gegen Fürst auszumachen habe.

Am 7. September 1740 erschien der preußische Geheime Rat Rambonnet in Lüttich, um den Bischof zu fragen, ob er auf der Souveränität, die er sich ungerechterweise über Herstall anmaße, ferner zu bestehen und die Rebellen daselbst zu unterstützen gedenke; er forderte eine kategorische Antwort hierüber binnen zwei Tagen. Der Bischof antwortete, in so kurzer Zeit könne er nicht einmal seine Räte zusammenberufen; als Reichsfürst sei er nicht gewohnt, auf diese Weise behandelt zu werden.

Hierauf trug der König kein Bedenken weiter, den Schritt zu tun, zu dem sein Vater sich nie hatte entschließen können; er befahl dem Generalmajor Bork, mit 12 Kompanien Grenadiere, einer Eskadron Dragoner und dem nötigen Geschütz in die lüttichsche Grafschaft Hoorn einzurücken. Friedrich verschmähte, was ihm geraten worden war, einige Notabeln des Landes aufzuheben, um sie als Geißeln für seine Rebellen zu behalten; er wollte nur dem Bischof zum Bewußtsein bringen, daß er es mit einem mächtigen König zu tun habe. In dem Manifest, das er erließ, sagte er: es sei ihm kein Mittel übriggeblieben, um Gerechtigkeit zu erlangen; als großer Fürst und König dürfe er sich nicht ungestraft insultieren lassen. Als seine Truppen Maaseyk besetzten, forderten sie zugleich 20 000 Taler Kontribution von

den bischöflichen Gütern und Verpflegung. Für die Antwort, namentlich in letzter Beziehung, setzte der General eine Frist von achtundvierzig Stunden.

In welche Bewegung geriet Lüttich, als der Landdrost der Grafschaft Hoorn, Baron Horion, mit diesen Nachrichten anlangte; in derselben Stunde flogen die Stafetten nach allen Seiten in das Land; die Landstände erschienen unverzüglich und erwogen in nächtlicher Sitzung die Lage ihrer Angelegenheiten. Wohl ist hier der Vorschlag gemacht worden, die Landmiliz aufzurufen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber die Versammelten zogen doch auch in Betracht, daß es nicht ohne Gefahr sei, das zur Gewaltsamkeit geneigte, auch mit der Regierung von Lüttich schlecht zufriedene Landvolk in die Waffen zu bringen: sie hielten für besser, die Verpflegung, die ihnen angemutet wurde, zu übernehmen und einen Austrag der Irrungen mit dem mächtigen König sofort zu versuchen.

Schon am 31. Oktober waren ein paar Abgeordnete von Lüttich in Berlin, um die frühere Unterhandlung über den Verkauf der Herrschaft wieder zu erneuern.

Der König sagte, er denke nicht, sich seiner Macht über sein Recht hinaus zu bedienen; nachdem der Ehre von Preußen Genüge geschehen, sei er bereit, wieder Freundschaft zu machen, und ohne viel Schwierigkeit ward jener Verkauf abgeschlossen.

Lüttich versprach jetzt, für die Herrschaft Herstall 200 000 Taler zu zahlen, etwas mehr, als die früher bestimmte Summe, von der man jedoch die 20 000 Taler abzog, die bereits als Kontribution gezahlt waren. Auch alle anderen alten Forderungen, die Preußen an das Stift hatte und die man auf 80 000 Taler anschlug, sollten damit abgetan sein.

Die Abgeordneten des Bischofs waren damit nicht unzufrieden. Der eine von ihnen, Baron Horion, sagte dem französischen Gesandten, auf eine oder die andere Weise hätte es doch zum Kaufe kommen müssen. Sie waren selber froh, daß die Sache zu Ende gebracht wurde.

In Berlin fühlte man eine nicht geringe Genugtuung, daß Preußen doch endlich einmal sich eine Unbill nicht gefallen lassen, einen Beweis von Festigkeit gegeben und damit durchgedrungen war.

Indessen hatte freilich der Reichshofrat die im ersten Augenblick von Lüttich erhobene Klage über den Landfriedensbruch angenommen, in einem Kommissionsdekret das Manifest, das vom König eigenhändig aufgesetzt worden war, „hitzigen, der

Reichssachen unkundigen, eigensüchtigen Ratgebern“ schuld gegeben, die Sache an den Reichstag gebracht. Da nun aber Lüttich seinen Frieden geschlossen, so konnte das keine andere Wirkung haben, als den König von Preußen zu erbittern.

Der König hatte gemeint, der kaiserliche Hof werde es so ungern nicht sehen, wenn der Fürstbischof, der sich auch dem Kaiser unbequem zeigte, ein wenig auf die Finger geklopft werde; er war ganz erstaunt, daß man die Sache so ernstlich nahm; er ließ den österreichischen Geschäftsträger bedeuten, er sehe bei dieser Gelegenheit, was er von der guten Freundschaft des Wiener Hofes in größeren Dingen zu erwarten habe.

So war er nun auch entschlossen, bei der Erledigung der Erbschaft von Berg sich ebenfalls Recht zu verschaffen, ohne Rücksicht auf die Politik des kaiserlichen oder des französischen Hofes. Im Oktober ließ er an einer Feldverschanzung bei Bürich arbeiten, wo eine Anzahl Regimenter zu Pferd und Fuß sich vorläufig aufstellen und die Ankunft der ganzen Armee sollten abwarten können.

In diesem Augenblick aber trat ein Ereignis ein, welches diesem seinem Sinne einen andern Schauplatz eröffnete und seiner Tätigkeit eine ganz andere Richtung gab. Nicht die pfälzische Erbschaft wurde eröffnet, sondern die österreichische.

Kaiser Karl VII.
Kupferstich von J. A. Pfeffel nach dem Porträt von Georg de Marres.

Kaiser Karl VI.
Nach dem Kupferstich von A. Birkhart.

Viertes Kapitel.

Ursprung der Unternehmung auf Schlesien.

Karl VI. hatte seinen sechsundfünfzigsten Geburtstag am 1. Oktober 1740 in anscheinend guter Gesundheit begangen. In seiner Familie feierte man den Tag mit einem kleinen Singspiel, in welchem Maria Theresia, die noch als Tochter vom Hause erschien, viel bewundert worden ist; niemand dachte daran, welche ganz andere Fähigkeiten man in kurzem in ihr suchen und bedürfen würde.

Doch war die Lebenskraft des Kaisers, und zwar fast noch mehr die geistige als die körperliche, in sich selbst gebrochen. Über die Unfälle, von welchen die letzten Jahre seiner Regierung heimgesucht wurden, hat er sich niemals laut beklagt, aber sie hatten ihn tief erschüttert: um so tiefer, da die Unternehmungen, welche dieselben herbeiführten, ganz sein eigenes Werk waren. Die Reformpläne, die seine Minister ihm vorlegten, nun zu spät kommend und mit neuen verwirrenden Geschäften drohend, widerten ihn an; er fühlte, daß von ihm nichts mehr geleistet werden konnte. Ein leichtes Unwohlsein, das ihn auf der Jagd überraschte, ohne daß man hätte sagen können, woher es eigentlich rühre, gab ihm binnen wenigen Tagen den Tod; er verschied in den ersten Stunden des 20. Oktober 1740.

Mit ihm ging der Mannsstamm desjenigen deutschen Fürstenhauses zu Ende, das von allen sich zu der größten Macht in der Welt erhoben hat. Viele tatkräftige und ehrgeizige, einige tiefe und stolze, einige feine und edle Naturen sind daraus hervorgegangen; ihre Eigenschaften erscheinen am ausgeprägtesten in den beiden Kaisern an den Grenzscheiden der mittleren und neuen Jahrhunderte, Maximilian und Karl V., von denen der eine, unermüdlich in Entwürfen, ritterlich und geheimnisvoll vorbereitete, der andere durch die Verbindung Italiens und Spaniens mit Deutschland, und eines andern Kontinents mit Spanien auch das von jenem nicht Geahnte ausführte, obschon keineswegs alles, was er selber wollte; um sie her gruppieren sich alle Früheren

und Späteren mit verwandtem Wesen und Ideen: denn es ist eine gemeinschaftliche Ader in den großen Geschlechtern; ihre Ähnlichkeit in sich, eine andere als die zeitgenossenschaftliche, bildet einen besonderen Durchschnitt in der Geschichte[1]; ein halbes Jahrtausend hindurch haben diese Habsburger erworben, erobert, behauptet, die Welt durch einen eigentümlichen Begriff von Macht und Religion, der sich ihnen im Besitze der kaiserlichen Würde bildete, in Bewegung gesetzt und besonders in der Epoche der konfessionellen Kämpfe durch strenges Festhalten und leises Abweichen, mehr oder minder freiwilliges Dulden und gewaltsames Niederwerfen entscheidend eingegriffen: jetzt, indem diese Zeiten zu Ende gingen[2] und sich in andere Weltbestrebungen umsetzten, war auch die Epoche des Hauses vorüber; der letzte männliche Sproß von beiden Linien ging zu seinen Vätern.

Schon vorlängst einmal, eben in den Zeiten Kaiser Karls V., hatten die deutschen Fürsten auf die Möglichkeit der Erledigung dieser großen Erbschaft Bedacht genommen. Durch ihre Wahl war das Erzhaus zu dem Kaisertum gelangt; als die Rede davon war, diese Würde auch ferner bei demselben zu lassen — eventuell bei der spanischen sowohl als bei der deutschen Linie —, ist die Erwartung aufgetaucht und ausgesprochen worden, daß dereinst, wenn der Mannsstamm desselben abgehe, sämtliche Länder, die es besitze, also auch Spanien und das damit verbundene Westindien mit dem Reiche, das noch den Namen des römischen führte, vereinigt und den deutschen Fürsten und Kurfürsten zu Lehen gegeben würden.

Gedanken von unendlicher Aussicht haben die alten deutschen Fürsten und ihre Ratgeber zuweilen gehegt. Wie die meisten anderen europäischen Throne an deutsche Fürstenhäuser gelangt sind, so würde das auch mit Spanien, beiden Sizilien und dem südlichen Amerika geschehen sein, während im Reiche die konföderative Gewalt, die auf einem Einverständnis der vornehmsten Geschlechter mit dem obersten Haupte beruhte und bei der eine allgemeine freie Entwicklung bestehen konnte, unendlich verstärkt worden wäre.

Indessen konnte man bei der Richtung, die das Tridentinische Konzilium und Philipp II. nahmen, diesen Gedanken in Deutschland selbst nicht festhalten: die spanische Linie sah sich ohnehin durch ihre europäische Stellung auf Familienverbindungen mit Portugal, Savoyen, den deutschen Stammesvettern und haupt-

[1] Vgl. Band I, Seite 89 f. und 387.
[2] Vgl. Seite 235 und 329, auch Päpste II, Seite 122 f.

sächlich mit Frankreich angewiesen; und welch einen ganz anderen Gang hatten zuletzt auch die Ereignisse genommen! Spanien und Indien waren den Bourbonen zuteil geworden; diese hatten dann den Gedanken gefaßt, sich auch der italienischen Besitztümer, sei es durch Krieg oder durch Vermählung, zu bemächtigen; und wenigstens das Königreich beider Sizilien war ihnen verblieben.

Nun aber war auch die deutsche Linie erloschen; der Fall trat ein, den man in Europa so lange vorausgesehen und erwartet, auf den die gesamte Politik sich schon vorlängst gerichtet hatte.

Einige Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern hatte die deutsche Linie des Hauses Österreich doch von Zeit zu Zeit geschlossen. Wir erwähnten schon, welche Pläne die letzten Vermählungen der Töchter des älteren Bruders, Kaiser Josephs I., in die Häuser Bayern und Sachsen, in Europa erweckt hatten. Lange war, besonders von Frankreich her, darüber unterhandelt worden, diese dem Erbrecht der Maria Theresia entgegenzusetzen. Man hegte wohl den Gedanken, diese Fürstin in Italien zu befriedigen, dagegen Ungarn, Böhmen und die deutschen Länder zwischen Sachsen und Bayern zu verteilen.

Nun besaß aber das Haus Bayern noch einen ihm eigentümlichen, aus alten Zeiten stammenden, ihm für ein bedeutendes Verdienst zugefallenen Anspruch.

In den religiösen Kämpfen des sechzehnten Jahrhunderts trat ein Augenblick ein, wo sich in den Reichskollegien statt der katholischen eine protestantische Majorität zu bilden schien und die Stellung Kaiser Karls V. und des Hauses Österreich überhaupt ernstlich bedroht wurde. In dieser Gefahr, aus welcher der Schmalkaldische Krieg hervorging, ist es für das Erzhaus von unbeschreiblichem Nutzen gewesen, daß es Bayern auf seine Seite brachte. Der Krieg hätte eine ganz andere Wendung nehmen müssen, wenn ihm dies nicht gelungen wäre, und zwar so rasch und geheimnisvoll, wie es geschah.

Dafür aber war nun auch dem Hause Bayern ein Anrecht an die Nachfolge in den deutschen Erblanden, Böhmen und seinen Nebenlanden und sogar Ungarn, für den Fall des Abganges des österreichischen Mannsstammes zugeeignet worden[1]. Die Verzichtleistung, welche die damals in das bayerische Haus vermählte Erzherzogin Anna unterzeichnete, sollte aufgehoben sein, wenn die männlichen Nachkommen ihres Vaters und ihres Oheims abgingen und keiner mehr vorhanden wäre. Ob dadurch

[1] Reformation III, 33 ff.

alle Ansprüche späterer Erbtöchter rechtsgültig ausgeschlossen worden sind, ist eine andere Frage; schon die Testamente Kaiser Ferdinands I., der den Vertrag geschlossen hat, lauten keineswegs so unumwunden auf den Abgang der männlichen Leibeserben allein, und man hatte in München unrecht, dies doch aus dem Wortlaut heraus erklären zu wollen; — glücklicherweise hat jedoch der Geschichtschreiber die zweifelhaften Rechtsfragen nicht zu erörtern; eine angemaßte Entscheidung in dieser Beziehung würde nur seine Unparteilichkeit beschränken; es muß ihm genug sein, wenn er bemerkt, daß ein Anspruch mit Grund gemacht werden konnte, daß der, welcher ihn erhob, von seinem Rechte überzeugt war. Außer allem Zweifel ist dies bei dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern. Noch in den letzten Monaten vor dem Tode des Kaisers hatte er mit großem Eifer an seine Erbfolgeansprüche erinnert. Er sprach die Meinung aus, daß durch Ferdinand I., der als der erste Erwerber angesehen werden müsse, für den Fall des Aussterbens seines Mannsstammes die Nachkommen seiner Tochter Anna substituiert worden seien, und forderte die Mitteilung des Testaments, das diese Substitution enthalten müsse; Karl VI. habe kein Recht, über eine Erbschaft zu verfügen, die seit zwei Jahrhunderten mit einem Fideikommiß beladen gewesen sei; er leugnete die Rechtsbeständigkeit der Pragmatischen Sanktion.

Wir sahen, wie dieses Hausgesetz entstand[1], in den verschiedenen Landschaften und alsdann von den europäischen Mächten anerkannt ward. Es geschah nicht allemal deshalb, weil der Anspruch Maria Theresias von jedermann rechtlich für den besseren gehalten worden wäre, sondern aus politischen Gründen, die entweder in den vorliegenden Unterhandlungen oder in der Überzeugung lagen, daß eine Monarchie wie diese für das Gleichgewicht von Europa notwendig sei.

Was aber auch immer darüber festgesetzt war, so hegten doch viele fortwährend die Meinung, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben werde. Man bemerkte mit Erstaunen, daß in den letzten Friedensschlüssen der bayerischen Ansprüche nicht ausdrücklich gedacht war. Man wollte nicht glauben, daß Karl Albrecht sie so lebhaft in Anregung bringen würde, wäre er nicht der Unterstützung von Frankreich versichert. Und lag nicht in der Tat der vornehmste Grund der Aufrechthaltung der Monarchie eben in ihrem alten Beruf, sich den Übergriffen von Frankreich entgegenzusetzen? Ein größeres Interesse gab es für Frankreich auf dem

[1] Vgl. Seite 40.

Kontinent nicht, als sich dieser Nebenbuhlerschaft zu entledigen. Es war eine sehr natürliche und sehr verbreitete Meinung, daß es darüber zu einem europäischen Kriege kommen werde. Der venetianische Gesandte, Niccolo Erizzo, schließt seinen Bericht über die Verhandlungen zur Festsetzung der Erbfolge mit der Bemerkung, es sei nur allzu gewiß, daß sich beim Tode des Kaisers ein Schauspiel von tragischen Auftritten eröffnen werde, allen Vorkehrungen zu Trotz. Das Emporkommen des Hauses Österreich, sagt ein anderer, hat der Christenheit viel Blut gekostet; noch mehr könnte ihr der Abgang desselben kosten.

Und wie sich oft den Beteiligten im ersten Augenblick, wo ein dunkles Gefühl der allgemeinen Lage die Gemüter ergreift, die Dinge am richtigsten darstellen, so waren die kaiserlichen Minister unmittelbar nach dem Tode des Kaisers davon durchdrungen, daß ihnen ein großer und gefährlicher Angriff bevorstehe. Sie sahen, sagt der englische Gesandte, im Geiste Ungarn von den Türken angegriffen, Österreich von den Bayern, Böhmen von den Sachsen, die Ungarn selbst in den Waffen und Frankreich die Seele von allem.

Selbst daran kann man nicht zweifeln, daß Karl Albrecht in Österreich Anhänger und Freunde hatte. Der hohe Adel hätte wenigstens gewünscht, daß er auf irgendeine Art, vielleicht durch eine Vermählung seines Sohnes mit der jüngeren Erzherzogin, vielleicht mit einigen Gebietsabtretungen zufriedengestellt worden wäre. Das gemeine Volk, das wegen gestiegener Getreidepreise und drückender Jagdbelästigungen eben in eine große Aufregung geraten war, erwartete den Kurfürsten von Bayern, um dieser ganzen Regierung ein Ende zu machen und eine neue Dynastie zu gründen.

Dieser nahm die Miene eines unzweifelhaften Erben an. Er ließ dem verstorbenen Kaiser Exequien halten, als „einen Genossen im Reiche"; den Landmarschall von Niederösterreich forderte er auf, keine Huldigung vorzunehmen, welche den Rechten des bayerischen Hauses entgegenlaufe.

Noch eine andere Gefahr gab es aber für die Tochter des Kaisers, an die man nicht dachte, die nicht aus dem Anspruch, das Haus Österreich zu beerben, hervorging, sich aber als die dringendste von allen ausweisen sollte; sie lag in dem gespannten und seit einigen Jahren halb feindseligen Verhältnis zu Preußen.

Niemand wird behaupten, daß eine Macht an einen Vertrag gebunden bleibe, wenn die andere, mit der sie denselben eingegangen ist, aus welchem Anlaß auch immer, davon abweicht.

König Friedrich Wilhelm hatte einst die Pragmatische Sanktion gewährleistet und von allen Fürsten wohl das meiste dazu beigetragen, sie durchzuführen; aber nicht ohne Gegenforderung hatte er dies getan, sondern sich, wie wir wissen, das Herzogtum Berg, und zwar nach den Formen des Reiches zuerst den provisionellen Besitz desselben, gewährleisten lassen; die Bescheidenheit seiner Bedingung, einer so großen Verpflichtung gegenüber, schien ihm die Erfüllung derselben um so mehr zu sichern. Man konnte sich in Wien über die Rückwirkung, die es haben werde, wenn man ihn nicht befriedige, eigentlich nicht täuschen. Gleich im Beginn der Unterhandlung, noch im Oktober 1726, hat General Seckendorf seinen Hof aufmerksam gemacht, daß, wenn er die Sache zum Ziele führe, später aber einmal den preußischen Bedingungen in bezug auf Berg nicht Genüge geschehe, alsdann die jetzige Freundschaft sich in unauslöschlichen Haß verwandeln werde. Nun aber war dennoch eben dies geschehen. Auf die Motive, die man etwa haben mochte, kommt es nicht an; denn von einem gegebenen Worte weicht ohnehin niemand ohne Beweggründe ab; genug, daß Österreich jenen Traktat nicht mehr für verbindlich erachtete und eben über den provisionellen Besitz anders verfügte, als es einst versprochen hatte. Sofort stellten sich auch die Folgen ein, die Seckendorf vorhergesehen. In der gesamten Korrespondenz Friedrich Wilhelms mit seinem Sohne findet sich ein einziger Brief von politischem Inhalt; er bezieht sich auf diese Angelegenheit. Er sehe nun, sagt der König, wie das Haus Österreich für geleistete Dienste danke; es würde nichts helfen, sich für dasselbe aufzuopfern: „solange man uns braucht, so lange schmeichelt man uns; wenn man glaubt, uns nicht mehr nötig zu haben, so weiß man von keiner Erkenntlichkeit“; er ermahnt seinen Sohn, sich einst in ähnlichen Fällen besser zu hüten. Auf diesen machte es einen um so tieferen Eindruck, da er selber immer Mißtrauen gehegt hatte und von seinem Vater, der so eifrig anderer Überzeugung gewesen war, jetzt in der seinen bestärkt wurde. Von Haß und persönlicher Rachsucht ist nicht die Rede, aber den Ehrgeiz hatten der Vater und der Sohn im höchsten Grade und mußten ihn haben, sich nicht vernachlässigen und mißachten zu lassen. Da die bisherige Freundschaft aufhörte, so gab es wenigstens kein Hindernis mehr, die alten Ansprüche zur Sprache zu bringen, welche Brandenburg von jeher an Österreich erhoben hatte. Es waren Ansprüche von ganz anderer Bedeutung als jene bergischen; auf einen nicht geringen Teil von Schlesien.

Wir kennen sie schon im allgemeinen, müssen ihrer aber hier noch einmal gedenken.

Einst hatte ein Markgraf von Brandenburg aus der kurfürstlichen Linie, von den böhmischen Königen habsburgischer Herkunft nach einigem Bedenken doch in aller Form als Herzog von Jägerndorf anerkannt, in Schlesien eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, Sitz und Stimme am schlesischen Fürstentag besessen; im Jahre 1611 unter den vier Fürsten des Landes den Eid von König Matthias empfangen und ihm hinwiederum auf der königlichen Burg zu Breslau die Huldigung geleistet[1]. Da er sich in den Unruhen, die bald darauf ausbrachen, an den von den Ständen zum König berufenen pfälzischen Friedrich hielt, so war er auch in dessen Unglück verwickelt worden. Damit war aber noch nicht verschuldet, daß die gesamte Kurlinie des Hauses Brandenburg, der, wie wir sahen, das Erbrecht auf das Land zugefallen, desselben entsetzt wurde. Wenn dies in den Stürmen des Krieges dennoch geschehen ist, so hat doch Österreich, schon im Jahre 1636 und oftmals nachher, anerkannt, daß es — denn die schon geschehene Verleihung könne nicht zurückgenommen werden — dem Hause Brandenburg eine Entschädigung schuldig sei. Eine solche aber wollte sich dies nicht durch eine Geldzahlung ablösen lassen. Es hatte Land und Leute, gesetzlichen Einfluß auf eine benachbarte Provinz eingebüßt, was durch keine Geldsumme vergütet werden konnte; es hatte überhaupt in seiner Autorität und Stellung in der Welt verloren.

An diesen Anspruch knüpfte es an, wenn der Große Kurfürst schon siebzig Jahre früher die Idee faßte, sich Schlesiens zu bemächtigen, und einen Plan dazu für den Fall, daß der Mannsstamm des Hauses Österreich ausgehe, entwarf. Wir berührten, welche Motive aus früheren Beziehungen und der damaligen Lage ihn dazu vermochten. Analoge Verhältnisse der deutschen benachbarten Fürsten bestanden noch immer.

Der Entwurf ist aus einer Zeit, in welcher die erbverbrüderten piastischen Fürstentümer in Schlesien noch nicht an das brandenburgische Haus übergegangen waren. Die jagellonischen Könige und obersten Herzöge hatten diesen Fürsten das ausdrückliche Privilegium erteilt, daß sie ihre Städte, Lande und Leute mit allem ihrem Einkommen — worüber bei ihren Lebzeiten zu verfügen, ihnen schon kraft älterer Rechte freistand — durch Testament und auf dem Todbett sollten vergeben dürfen, wie sie und ihre Erben am besten zu Rate werden würden. Auf den Grund

[1] Vgl. Band I, Seite 188 und 205.

dieser, noch ehe das Haus Österreich in den Besitz der böhmischen Krone und des obersten Herzogtums in Schlesien gelangt war, festgesetzten, durch Brief und Siegel sanktionierten Befugnis war der Erbvertrag geschlossen worden, den König Ferdinand zu genehmigen verweigerte.

Wir bemerkten oben, in wie ferne Zeiten und Zustände dieser Streit zurückgreift; er beruhte auf dem Verhältnis der böhmischen Krone zu den erbgesessenen Herzögen von Schlesien alter Herkunft. Deren Rechte lebten in den Brandenburgern fort. Die Rechte der Krone repräsentierte das Haus Österreich.

Die rechtliche Frage wäre: hatte Ferdinand I., dessen Stellung jedoch nicht nach den Gewohnheiten späterer Zeiten, nicht einmal des deutschen Herzogtums, sondern nach den Verhältnissen der alten piastischen Besitzer Schlesiens zu dem von ihnen angenommenen obersten Herzog zu beurteilen ist, ein Recht, die Genehmigung des Erbvertrages zu verweigern oder nicht?

Wie gesagt, der Historiker wird sich nicht zum Richter in streitigen Rechtsfragen aufwerfen. Niemand aber dürfte leugnen, daß das Haus Brandenburg in gutem Glauben handelte und einen wohlbegründeten Anspruch für sich hatte. Auch hatten nicht Rechtssprüche, sondern Weltereignisse, große Schlachttage gegen Brandenburg entschieden. Infolge der Schlacht von Mühlberg (1547) waren die Herzöge von Liegnitz genötigt worden, auf jene Erbverbrüderung Verzicht zu leisten. Infolge der Schlacht am Weißen Berge (1620) hatte der Kaiser Jägerndorf eingezogen.

Dieser Entscheidung der Waffen hatte sich aber Brandenburg noch immer nicht definitiv unterworfen.

Wir sahen oben, zu welcher Auskunft in einem großen politischen Moment, nicht im Einverständnis mit seinen noch bei weitem mehr verlangenden Ministern, Kurfürst Friedrich Wilhelm die Hand bot; wie aber die Annahme derselben von seiten Österreichs nur eine scheinbare war, die damals bewilligte Entschädigung wieder herausgegeben werden mußte und damit alle alten Anrechte wieder auflebten, die ganze Streitfrage wieder eine schwebende wurde.

Seitdem hatte man ihrer nur wenig gedacht, aber sie doch auch niemals vergessen.

Als Kardinal Schönborn im Jahre 1713, gleich nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I., in Berlin erschien, um über die Sendung von Hilfstruppen zu unterhandeln, und zu vernehmen gab, wenn der König mehr tue, als wozu er verpflichtet sei, werde sich der kaiserliche Hof zu einer billigen Entschädi-

gung bereit finden lassen, kam Ilgen mit einer Frage hervor, ob diese in Land und Leuten bestehen solle: am Hofe hielt man sich überzeugt, daß er auf eine Wiedererwerbung wenigstens von Schwiebus denke, und die Gesandten suchten sich über diese Fragen zu unterrichten.

Auch sehen wir aus einem Schreiben des Prinzen Eugen vom Jahre 1719, daß der Wiener Hof, sei es infolge mündlicher oder schriftlicher Äußerungen, voraussetzte, man denke in Preußen beim Abgange des österreichischen Mannsstammes die alten Ansprüche wieder zu erneuern.

Und wenigstens Ilgen versäumte keine Gelegenheit, dem König Friedrich Wilhelm dieselben im Gedächtnis zu halten. Zuweilen geschah es ausführlich und mit Entrüstung: in Zeiten, wo man mit dem Wiener Hofe schlecht stand und seine Beschwerden gegen ihn zusammenfaßte; zuweilen sehr zufällig, wenn der König und sein Minister, etwa am Kaminfeuer miteinander stehend, die Zukunft des Hauses besprachen. In einer Eingabe von 1725 erwähnt Ilgen eines solchen Gespräches. Der Sinn weder des Ministers noch des Fürsten wäre aber dahin gegangen, dem Hause Österreich Schlesien mit Gewalt abzudringen, was sie für unmöglich hielten. Leichter und angemessener schien es ihnen durch Dienste, die man leiste, wenn über die Eröffnung der österreichischen Erbfolge Streit ausbreche, die eigenen Rechte zur Anerkennung zu bringen.

Die letzten Erfahrungen bewiesen nun aber, daß in Güte und durch Vertrag niemals etwas erreicht werde; nicht einmal in einem Falle, der keine Bedeutung für die eigentümliche Macht des Hauses Österreich hatte, geschweige denn in einem solchen, der einen großen Verlust einschloß.

Sonderbarerweise war Friedrich an den schlesischen Anspruch noch auf eine andere Art gemahnt worden. Kurz vor dem Tode des Kaisers ersuchte ihn ein französischer Agent um ein Anlehen gegen Verpfändung der nächstgelegenen schlesischen Bezirke. Die Minister brachten dabei zur Sprache, daß eben dies das Land sei, aus dem seine Vorfahren einst verjagt worden seien.

Überhaupt hatte sich in dem Hause die lebendige Überzeugung fortgepflanzt, daß ihm ein großer Teil von Schlesien von Rechts wegen gehöre; sie war ein Axiom der Staatsmänner geworden, an dessen Wahrheit sie nicht zweifelten.

Denken wir uns den Fürsten, in dem sich ein gereiztes Nachgefühl der jüngsten Irrungen mit dem vielleicht unentwickelten, aber um so kräftigeren Bewußtsein uralter, seinem Hause ent-

rissener Rechte durchdrang, deren Durchführung ihn erst zu einem wahrhaft mächtigen König machen konnte — in einem Augenblick, wo der Eintritt des Todesfalles, von dem so viel gesprochen worden, die gewohnten Verhältnisse in Europa und dem Reich auflöste —, einen jungen Mann, den nach Taten dürstete, nach einem großen Namen, und der sich im Besitz einer unwiderstehlichen Kriegsmacht sah. Am 28. Oktober gelangte die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Rheinsberg. Man sagt, Friedrich erblaßte, als er sie vernahm; es war, als fühle er, daß sein Schicksal ihn rufe.

Sonst hegte Friedrich, da im Bergischen alles beim alten blieb, in diesen Tagen eigentlich nur Gedanken des Friedens. Er hatte sich vorgenommen, in der Ruhe des Winters den Antimachiavell umzuarbeiten; er dachte, ein gutes französisches Schauspiel für Komödie und Tragödie bei sich einzurichten, wünschte, die Gesellschaft, die ihn umgab, zu der während der Reise nach Kleve Maupertuis gekommen war, noch durch einen oder den anderen namhaften Mann zu vermehren. Seine Stimmung zeigt sich in einer Epistel an Gresset, worin er diesen nach seinem Lande einladet; denn auch hier habe man stille Landhäuser, man kenne den ganzen Wert eines ruhigen und fleißigen Lebens, das vielleicht das einzige glückliche in der Welt sei. Es ist gleichsam ein ironisches Zusammentreffen, daß er damals mit beredten Worten die Asyle des Friedens pries, fern von der Pracht der Höfe und dem Lärm der Städte, wo man nur darauf denke, einander zu gefallen und vergnügt zu leben, ohne die Stürme ehrgeiziger Wünsche; und gleich darauf einen Gedanken faßte, voll des großartigsten Ehrgeizes, der sein Leben mit Sturm erfüllen sollte.

Manche meinten wohl, er werde daran denken, nach dem Aussterben des habsburgischen Stammes die kaiserliche Würde an den brandenburgischen zu bringen. Unumwunden schrieb ihm das bei der ersten Nachricht Fürst Leopold von Dessau: aus ergebenstem Herzen wünsche er ihm diese Erhöhung, denn gewiß lebe niemand in Europa, der dieselbe mehr verdiene und besser imstande sei, sie aufrechtzuerhalten. Auch in Berlin ist wohl hie und da von diesem Gedanken die Rede gewesen. Einer der Schwestern des Königs, welche einwandte, daß das protestantische Bekenntnis nicht daran denken lasse, entgegnete Manteuffel, das sei kein Hindernis: es gebe kein Reichsgesetz, das die Protestanten vom kaiserlichen Throne ausschließe. Ob ein solcher Plan sich hätte ergreifen, durchführen lassen, wer will es ausdenken? — Friedrich antwortete dem Fürsten mit einigen für

seine Hingebung dankenden Worten, ohne auf die Sache im mindesten einzugehen. Wie er gesinnt und geartet war, konnte er nimmermehr Kaiser des damaligen Deutschlands sein. Ihm stellten sich nur die Ansprüche und Rechte seines Hauses dar, die große Gelegenheit, sie zur Geltung zu bringen, die Machtstellung seines Hauses zu vollenden.

Man darf oder vielmehr man muß annehmen, daß jene Denkschrift des Großen Kurfürsten, die wie ein heiliges Vermächtnis von einer Generation zur andern überging, auch von Friedrich gelesen worden war. Von seinen Vorfahren war es eben der Große Kurfürst, den er am meisten beachtete, in dessen Fußstapfen zu treten er sich vorgenommen hatte. Der Fall, der dabei vorausgesetzt wurde, war nun eingetreten; der Mannsstamm des Hauses Österreich war ausgestorben. Die Denkschrift enthält gleichsam ein Programm der Eroberung. Da er fähig war, sie auszuführen, wie hätte er nicht die Absicht dazu fassen sollen?

Am ersten Tage, wo Friedrich jene Nachricht empfing, stand der Entschluß bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen. Welch ein ganz anderer Gegenstand des Ehrgeizes als jenes Berg, dessen Besitz, wenn er auch ohne Schmälerung erworben wurde, über die Stufe der Macht nicht wesentlich erhob, auf der sich der Staat befand. Wir wüßten nicht, daß er über die Absicht selbst einen Augenblick gezweifelt oder jemand zu Rate gezogen hätte. Doch mußten die Mittel erwogen werden, die zur Erreichung derselben anzuwenden waren. Dazu berief Friedrich die beiden Vertrautesten unter seinen Dienern für Krieg und Frieden, den Minister Podewils und den Feldmarschall Schwerin, Männer von erprobter Geschicklichkeit, deren Gesinnung der seinen am nächsten stand, auf seinen Landsitz Rheinsberg.

Schon am 29. Oktober haben sie nach einer vertraulichen Eröffnung des Königs ihm ein gemeinschaftliches Gutachten darüber vorgelegt. Sie hegten keinen Zweifel, daß über die Erbfolge des Kaisers eine große europäische Bewegung ausbrechen würde; und so stellten sich ihnen zwei verschiedene oder vielmehr entgegengesetzte Systeme dar, von denen man das eine oder das andere ergreifen müsse. Man konnte sich entweder dem Angriff zugesellen oder vielmehr die Verteidigung übernehmen. So sonderbar es Späterlebenden erscheinen mag, so war es ihnen mit dem letzteren voller Ernst.

Ihre Meinung war: da sich der Wiener Hof von dem äußersten Verderben bedroht sehe, so werde er vielleicht eine Abkunft mit Preußen als das einzige Mittel, sich zu retten, ergreifen. Man

müsse ihm vier Dinge antragen: 1. Verteidigung seiner Erblande, namentlich der deutschen und niederländischen, gegen alle und jeden; 2. Unterstützung des Herzogs von Lothringen zur Erlangung der kaiserlichen Krone; 3. Abtretung der doch auch sehr ansehnlichen Rechte auf Jülich und Berg; 4. ein paar Millionen Subsidien, — und für dies alles Schlesien fordern als sicheres Pfand der Erkenntlichkeit, als Preis für den Beistand und die Gefahr, die man übernehme. Es war die alte Politik, sich die Anerkennung seiner Ansprüche durch Hilfeleistung zu erwerben. Der junge König zweifelte von Anfang, daß der Hof von Wien darauf eingehen werde; die beiden Ratgeber hielten es jedoch für möglich und wahrscheinlich: man müsse demselben nur deutlich machen, daß auf seiner Nachgiebigkeit in diesem Punkte die Erhaltung seiner Macht und Herrschaft überhaupt beruhe, ihm zeigen, daß man sich mit den Seemächten und mit Rußland dazu einverstehen, das alte System herstellen und das Reich in dasselbe ziehen wolle. Es war schon davon die Rede, wie man dann im Nordosten die Feindseligkeit des französisch gesinnten Schweden, mit dem sich wahrscheinlich Dänemark und Polen-Sachsen verbinde, beseitigen könne: man müsse eine enge Allianz zu Angriff und Verteidigung schließen und Berlin zum Mittelpunkt derselben machen.

So lautet die eine Reihe ihrer Vorschläge. Sollte der König aber, fahren sie fort, mit denselben nicht durchdringen, so müsse er einen andern, und zwar den ganz entgegengesetzten Weg, einschlagen. Dann müsse er sich mit Bayern und Sachsen verständigen, die Ansprüche derselben auf die österreichische Erbfolge anerkennen, ihnen seine Hilfe zusagen und sich dafür die Abtretung von Schlesien ausbedingen; er müsse auf den Gedanken des französischen Hofes eingehen, den Kurfürsten von Bayern zur kaiserlichen Würde zu erheben, was sich unschwer erreichen lasse, da man alsdann die meisten Stimmen für sich habe. Frankreich müsse mit aller seiner Macht in dies Bündnis eintreten, den Besitz von Schlesien garantieren, wogegen Preußen, um allen Besorgnissen an jenen Grenzen ein Ende zu machen, die Ansprüche auf Berg zugunsten des von demselben beschützten pfälzischen Hauses aufgeben könne. Um nicht von Rußland her einen Angriff fürchten zu müssen, werde man sich mit Schweden und Dänemark zu vereinigen und selbst unter französischer Vermittlung ein Verhältnis zu den Osmanen nicht zu scheuen haben.

Da sieht man, welchen Sinn es hatte, wenn einst Friedrich Wilhelm bei seiner ganzen Politik auf nichts so sehr drang als

darauf, eine freie Hand zu behalten. In den beiden großen Fragen, der maritimen, zwischen den Bourbonen und England, und der kontinentalen, zwischen Maria Theresia und ihren Mitbewerbern, von welchen sich erwarten ließ, daß sie in eine einzige zusammenfallen und zu zwei großen europäischen Bündnissen führen würde, konnte sich Preußen nach seinem eigenen Verhältnis und Interesse entscheiden.

Fragt man aber, zu welchem der beiden möglichen Systeme sich die Minister hinneigten, so ist kein Zweifel, daß sie das erste bei weitem vorgezogen hätten. In den Gutachten heißt es: der erste von den vorgeschlagenen Wegen sei der natürliche, sichere, gefahrlose; der andere uneben und rauh, bei der räumlichen Entfernung des vornehmsten Verbündeten mit großen Gefahren verknüpft.

Welcher von beiden aber auch eingeschlagen werden sollte, so sind sie allemal dafür, daß man sich vor allen Dingen in Besitz von Schlesien setzen müsse. Es war ebenfalls eine Maxime, die sich Friedrich Wilhelm und wohl die meisten Reichsfürsten aus den bisherigen Vorgängen abgezogen hatten, daß man über seine Rechte nur dann mit Vorteil unterhandle, wenn man damit beginne, sie auszuüben; daß man nur mit demjenigen Anspruch gehört werde, den man ohne weiteres ins Werk setze.

Durch den Tod des Kaisers waren auch die Rücksichten gehoben, die sonst einem Fürsten des Reiches gegen das Oberhaupt desselben obgelegen hätten. Dem Vereine der von ihm hinterlassenen Erblande, unter seiner Tochter, stand der Verein der brandenburgischen vollkommen gleichberechtigt gegenüber. Über die niemals rechtsbeständige, sondern nur faktisch entschiedene Frage, zu welcher von beiden ein großer Teil von Schlesien gehöre und gehören solle, konnten sie wohl einen Waffengang miteinander bestehen.

Was zu unverweilter Besitznahme noch besonders antrieb, war die Besorgnis, daß diese Provinz leicht ein Zankapfel oder auch ein Ausgleichungsmittel zwischen der Königin und ihren die Erbschaft beanspruchenden Verwandten werden könnte. Keine Frage ist, daß Sachsen Absichten dieser Art hegte. Schon bei dem erwähnten Anleiheprojekt wünschte es sich zu beteiligen, in der Hoffnung, zur Verbindung mit Polen Glogau wenigstens pfandweise zu erwerben. Unmittelbar nach dem Tode des Kaisers suchte es in Wien über eine Entschädigung wegen seiner Gerechtsame in Unterhandlung zu treten; aber der sächsische Geschäftsträger Siepmann sagte auch gleich im Anfang des Novembers,

daß sich sein Hof zwar ruhig verhalten werde, so lange, als Bayern das nämlich tue: sollte aber dies zu einer Unternehmung schreiten, so werde sich auch Sachsen regen.

Es fiel in Berlin unerträglich, zu denken, daß sich in der zu erwartenden allgemeinen Verwirrung der sächsische Hof einer Provinz bemächtigen könne, auf welche Preußen so große und unleugbare Ansprüche habe; Sachsen und Polen wären dadurch vielleicht einmal wahrhaft vereinigt, der Erhebung von Preußen alsdann auf immer ein Ziel gesetzt worden.

Und sollte Preußen dies in einer Zeit, wir sagen nicht geschehen, aber nur möglich werden lassen, wo es die offenbare Überlegenheit in Händen hatte? Was würden die späteren Jahrhunderte von Friedrich sagen, hätte er die Dinge gehen lassen, wie sie mochten, ohne sich einzumischen! Er fühlte es gleichsam als eine Pflicht der Ehre, sein Recht geltend zu machen.

„Ich gebe Euch ein Problem zu lösen", sagte er in einem Briefe aus jenen Tagen an Podewils: „wenn man einen Vorteil besitzt, soll man sich dessen bedienen oder nicht? Ich habe meine Truppen und alles Nötige in Bereitschaft. Wenn ich versäume, sie anzuwenden, so habe ich ein Gut in meiner Hand, das ich nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ich mich dagegen meines Vorteils bediene, so wird man sagen müssen, daß ich die Überlegenheit über meine Nachbarn, die ich habe, auch zu benutzen verstehe."

Es ist der Mühe wert, den Überlegungen, die, wenn das Wort erlaubt ist, schriftlich zwischen dem König und Podewils gepflogen worden, an dieser entscheidenden Stelle noch im einzelnen zu folgen.

In einem kleinen Aufsatze, den Friedrich am 6. November an Podewils schickt, geht er davon aus, daß er nicht warten dürfe, bis Sachsen oder Bayern Feindseligkeiten beginne; die Absichten namentlich des ersteren seien seinen Interessen geradezu entgegengesetzt; die besten Ansprüche auf Schlesien habe das brandenburgische Haus, und recht sei es, sein Recht zu behaupten; die Geschwindigkeit, mit welcher er seine Truppen ins Feld führen könne, biete ihm einen unvergleichlichen Vorteil dar. Er führt dann weiter aus, wie günstig ihm die Lage der europäischen Angelegenheiten sei. Vor allem mache es die Entzweiung zwischen Frankreich und England möglich, von diesen Mächten die eine oder die andere zu gewinnen. England habe keinen Grund, wegen der Erwerbung von Schlesien eifersüchtig zu werden, weil es dadurch keinen Schaden leide; sollte man jedoch mit dem-

selben sich nicht verständigen, so werde man auf jeden Fall Frankreich auf seiner Seite haben, das nichts mehr wünsche als eine Verringerung der österreichischen Macht. Rußland sei der einzige Staat, von dem man bei dieser Unternehmung gestört zu werden fürchten könne. Aber Rußland sei auch durch die Rücksicht auf Schweden, von dem es alsdann angegriffen werden dürfte, und durch seinen inneren Zustand gehemmt; es werde in sich selbst beschäftigt sein, wenn die Kaiserin sterben sollte. — Der König forderte Podewils auf, ihm mit der Freimütigkeit eines ehrlichen Mannes gegen seine Annahmen Einwendungen zu machen.

Podewils, welcher anderwärts versichert, daß er dem König auch mündlich alles vorgestellt habe, was sich gegen das Vorhaben sagen lasse, wiewohl ohne Frucht — denn der Eifer desselben wachse nur immer —, säumte jetzt nicht, einige politische Möglichkeiten namhaft zu machen, welche sehr hinderlich werden könnten: er schrieb darüber am 7. November; der König antwortete ihm an demselben Tage, und sehr merkwürdig ist auch diese Diskussion, obgleich sie nur ungewisse Fälle berührte.

Podewils fragte zuerst, wenn in diesem Augenblicke sich die bergische Erbschaft eröffne, ob der König wohl glaube, beide Ansprüche ausführen zu können, oder jene, die schon ziemlich gesichert, um der zweifelhafteren willen fahren lassen wolle. Friedrich antwortete, wenn der Fall eintrete, so werde er seine klevisch-westfälischen Regimenter in Berg einrücken lassen und sich an die mit Frankreich getroffene Abkunft halten.

Aber wie dann, fuhr Podewils fort, wenn Frankreich, durch irgendeine Landabtretung, etwa in den Niederlanden, dafür gewonnen, sich mit dem Hause Österreich verbinde? Der König sagte, England und Holland werden eine Vergrößerung des französischen Gebietes in jenen Gegenden niemals zugeben: Frankreich aber sei nicht zu fürchten, wenn man die Seemächte für sich habe.

Podewils hielt es für nicht unmöglich, daß sich auch Bayern durch irgendeine kleine Abtretung von Österreich befriedigen lasse; der Wiener Hof könne dann leicht den hannoverschen gewinnen und der König zwischen zwei Feuer geraten. Friedrich bemerkte, daß weder das erste zu erwarten sei, da Bayern es mit seinen Ansprüchen sehr ernstlich meine, noch auch das zweite: denn Hannover werde sich nicht rühren, weil es der preußischen Hilfe übrigens bedürfe; im Notfall könne es durch andere Nachbarn in Zaum gehalten werden.

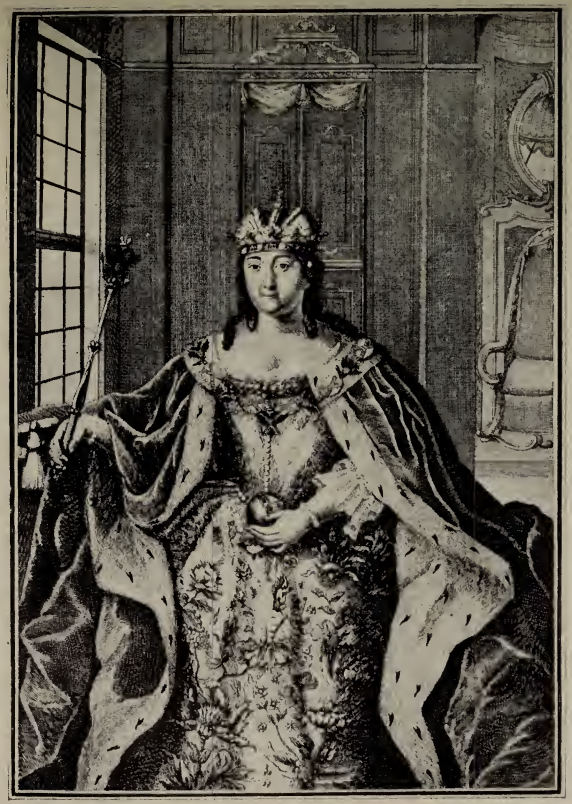
Die vornehmste von den Einwendungen, welche der Minister früher und damals gemacht hat, gründet sich auf die eigentümliche Lage der preußischen Länder, die nicht ein Ganzes bilden wie Frankreich oder wie Spanien, sondern voneinander getrennt und auf allen Seiten, im Rücken, in den Flanken, ja im Herzen den Anfällen der Nachbarn ausgesetzt seien. Er hält einen Anfall wie von Hannover und Sachsen, so von Rußland und Polen her für möglich. Friedrich zeigt die größte Vorstellung von seiner Macht und Streitkraft. Würde Sachsen sich regen, das könne man leicht überwältigen; in Preußen werde er 55 Eskadrons und hinreichendes Fußvolk lassen, um allenfalls einem Einbruch zu begegnen; überall werde er die Truppen, die er herausziehe, durch andere ersetzen. Indem er in Schlesien eindringt, glaubt er noch Kräfte genug zu haben, um nötigenfalls Berg in Besitz zu nehmen und sich allenthalben zur Wehr setzen zu können.

Und auch von Podewils dürfte man nicht glauben, daß er gegen die Unternehmung gewesen sei. In jedem seiner Worte zeigt er sich von der großen Aussicht nicht allein eingenommen, sondern hingerissen. Indem er seine Einwürfe vorbringt, sagt er doch immer, er wolle die Sache absichtlich von der schlimmen Seite betrachten: er fügt hinzu, daß bei günstigen Umständen ein kühner und unternehmender Fürst sich über Betrachtungen, durch welche andere aufgehalten werden, hinwegsetzen dürfe.

Auf den König machten noch die Nachrichten Eindruck, die soeben eingingen.

Man erfuhr, daß der bayerische Gesandte, Graf von Perusa, ein Anrecht seines Herrn auf sämtliche Erblande des Kaisers offiziell ausgesprochen hatte und daß die Stimmung des gemeinen Volkes in denselben ihm günstig war; man hörte von Rüstungen des Königs von Sardinien, ohne daß der Zweck derselben deutlich zu ersehen gewesen wäre, doch schien sich die Vermutung einer allgemeinen Bewegung zu bestätigen; den größten Eindruck aber machten die Nachrichten aus Rußland.

Es ist nicht nach dem Buchstaben zu verstehen, wenn Friedrich einmal erzählt, die Nachricht von dem Tode der Kaiserin von Rußland habe ihn vollends entschieden. Die Befehle an die Armee waren schon erlassen, als diese Nachricht einging. Am 9. November traf sie ein: schon unter dem 8. zeigt Friedrich seinen Ministern an, daß er die zur Unternehmung bestimmten Regimenter angewiesen habe, sich die noch erforderlichen Pferde anzuschaffen, sich überhaupt marschfertig zu machen. Aber allerdings fühlte er sich, da man erwarten durfte, daß Rußland ent-



Kaiserin Elisabeth Petrowna von Rußland.
Nach dem Kupferstich von Sysang.

Zar Peter III.
Nach dem Kupferstich von Nilson.

weder in seinem Innern beschäftigt oder beim Emporkommen einer neuen Regierung sogar für Preußen zu gewinnen sein werde, durch dies Ereignis in seinem Vorhaben gewaltig bestärkt. Alles schien ihm dazu zusammenzutreffen. „Gott ist für uns", ruft er einmal aus.

Die Freude, mit der sein Befehl aufgenommen ward, der Fortgang der Rüstung erfüllten ihn alle Tage mit größerem Mut und Vertrauen. Sollte aber etwas geschehen, so war kein Augenblick zu verlieren. Friedrich hielt für notwendig, noch vor dem völligen Eintritt des Winters Schlesien zu besetzen; wolle er ohnedies in Unterhandlung treten, so werde man ihm beschwerliche Bedingungen auflegen, um ihm unbedeutende Dinge zu bewilligen.

„Wir arbeiten hier sehr ernstlich", schreibt er am 15. November. „Ich will die kühnste, unerwartetste, größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen, mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen."

Und dabei blieb es nun, daß man die Linie der Politik einhielt, die von den Ministern vorgezogen worden war.

Den Franzosen geschah keinerlei Mitteilung: weder nach Paris, noch den in Berlin anwesenden.

Der zur Gegenbegrüßung Friedrichs herbeigeschickte außerordentliche Gesandte, Marquis de Beauvau, betroffen, daß er nicht nach Rheinsberg eingeladen wurde, erschöpfte sich in Vermutungen über den eigentlichen Zweck der Rüstungen, die jedermann wahrnahm, traf zuweilen das Richtige, aber ohne es festzuhalten, und faßte zuletzt die Ansicht, daß der König eher als ein Gegner von Frankreich zu betrachten sei und dies Land zu schwächen wünsche. So sah auch der regelmäßige Gesandte Valori die Sache an. Er meinte fast, zwischen dem Großherzog von Toskana und dem König von Preußen bestehe ein freimaurerisches Einverständnis, denn beide seien Mitglieder dieses Ordens. Eben war Voltaire, der dem König schon in Wesel einen Besuch gemacht hatte, in Berlin angekommen. Er zeigte sich als einen jener lediglich literarischen Menschen, welche die Welt hauptsächlich als einen Gegenstand für ihr Talent ansehen; seine funkensprühende Konversation ward bewundert; man weinte, wo er eine seiner Tragödien vorlas; er selber faßte nicht die mindeste Teilnahme. Schon in Wesel zeigte sich dies. König Friedrich empfing ihn in einem Anfall des Quartanfiebers, an dem er damals litt; Voltaire hat über die ärmliche Umgebung, in welcher er ihn fand, gespottet. Seine Anwesenheit in Berlin schien

er hauptsächlich dazu benutzen zu wollen, um das ehemalige Verhältnis zwischen Preußen und dem französischen Hofe wieder anzuknüpfen. Einen Brief des Kardinals, den er erhielt, voll gesuchter Schmeicheleien für den König, legte er diesem auf der Stelle vor. Aber das ganze preußische Wesen erschien in seinen Augen doch kümmerlich. Er erfand für Friedrich den Beinamen eines Königs der Grenzstriche, und diese Franzosen wunderten sich, daß ein solcher daran denke, allein etwas zu unternehmen. In Versailles zeigte sich eine eigentümliche Rückwirkung ihrer Berichte. Ludwig XV., der sonst nur wenig an den Geschäften teilnahm, redete doch eines Tages, zu seiner Jagd gehend und davon kommend, von nichts anderem als von den Rüstungen und Bewegungen des Königs von Preußen. Es schien beinahe, als seien die Franzosen eifersüchtig, daß noch eine andere Macht auf der Bühne der Welt selbständig auftreten wolle, wo bisher vornehmlich der französische Name geglänzt habe.

Dagegen näherte sich Preußen dem Wiener Hofe in vertraulichen Eröffnungen, aber freilich solchen, die den gefaßten Beschlüssen gemäß die außerordentlichsten Forderungen vorbereiten sollten.

Auf eine beim Tode des Kaisers vorgekommene freundschaftliche Äußerung des Großherzogs von Toskana antwortete Friedrich gleich am 31. Oktober, der Wiener Hof könne allerdings auf seinen Beistand rechnen, aber nur unter Bedingungen, welche der Gefahr, der er sich dabei aussetze, entsprechend seien, denn man habe nichts Geringeres als einen allgemeinen Krieg zu erwarten. Das gewohnte Zögern aber gelte diesmal nicht: wolle man ihn gewinnen, so müsse man die Gelegenheit bei den Haaren ergreifen.

Es könnte scheinen, als sei es zuviel gesagt, daß ein allgemeiner Krieg bevorstehe, denn wie dann, wenn Österreich sich mit Frankreich verständigte? Er wäre doch auch dann unendlich schwer zu vermeiden gewesen, da die Feindseligkeit zwischen Spanien und England bereits ausgebrochen und Frankreich traktatenmäßig verpflichtet sowie seines eigenen Vorteils wegen sehr bereit war, sich für Spanien zu erklären. Die Parteien konnten wechseln, aber ein Zusammentreffen derselben, auch in Deutschland, ließ sich bei der Lage der Dinge nicht vermeiden.

Am 12. November bemerkt der König gegen seinen Gesandten in Wien, daß der dortige Hof keine andere Wahl haben werde, als sich entweder in die Hände von Frankreich oder von Preußen zu werfen. Weder das eine noch das andere werde ohne Opfer

möglich sein. Wollte man in Wien es vorziehen, sich mit Frankreich zu vertragen und demselben einen Teil der Niederlande überlassen, so werde man sich dadurch mit den Seemächten entzweien; in einer solchen Verbindung liege überhaupt eine Gefahr für die allgemeine Freiheit, welche Europa nicht dulden dürfe.

In diesem Sinne hat sich denn der Gesandte Borcke in Wien auch ausgesprochen. Er findet, dem Großherzog und seiner Gemahlin erscheine Preußen als die einzige Macht, welche sie aus ihrer Gefahr retten könne. Die Minister fordert er auf, was zu tun sei, bald zu tun und seinem Herrn einen neuen Antrag zu machen, ihm die Vorteile zu bezeichnen, die er sich versprechen könne.

Nicht ohne alle Wirkung blieben die preußischen Eröffnungen in Wien, doch fanden sie noch mehr Anklang bei den Gesandten der alten Allianz als bei dem Hofe selbst. Der englische Gesandte Robinson wiederholte, eine raschere und nachhaltigere Hilfe könne Österreich nicht finden als die preußische; und für nichts habe man nun einmal nichts in dieser Welt. Unter den in Berlin anwesenden Diplomaten war der russische Gesandte der erste, der sich günstig vernehmen ließ. Seine Vermutung — denn noch hätte niemand gewiß sagen können —, daß der König eine Absicht auf Schlesien habe, begleitete er mit der Versicherung, er wünsche es, und zwar zum Besten der schlesischen Protestanten. Friedrich II. hoffte, diese alten Verbündeten des Hauses Österreich für sich zu gewinnen. In den Schreiben, durch die das Unternehmen auf Schlesien den Mächten der alten Allianz angekündigt werden sollte, heißt es, daß Preußen das Haus Österreich vor dem völligen Ruin bewahren, dasselbe verhindern wolle, sich, wie es zu beabsichtigen scheine, in die Arme von Frankreich zu werfen, und auf nichts denke, als das alte System Deutschlands und Europas wiederherzustellen; aber nur um den Preis, daß dagegen auch die Rechte des brandenburgischen Hauses anerkannt und die entzogenen Fürstentümer von Schlesien ihm zurückgegeben würden. In dem Schreiben an die Generalstaaten kommt ein Ausdruck vor, der auffallend lautet, aber die ergriffene Haltung vollkommen bezeichnet: Kurfürst Friedrich Wilhelm habe dem Kaiser Leopold gedient und sei dafür mit Undank belohnt worden; König Friedrich II. wolle zuerst seine Entschädigung in Besitz nehmen und dann Dienste leisten. So war sein Gedanke nach dieser Seite hin: Bereitwilligkeit zu einem Bündnis, aber unter unaufhörlicher Erinnerung an alte und neue Feindseligkeiten, denen zuvor ein Ende gemacht

werden müsse; da ein allgemeiner Sturm sich bereitet, will er Österreich nicht untergehen, Frankreich nicht ein verderbliches Übergewicht davontragen lassen, aber dabei zugleich seine eigenen Rechte durchführen, eine diesen entsprechende Stellung in Besitz nehmen.

Er wünschte, die Franzosen bis zum Frühjahr bei gutem Willen zu erhalten, nicht etwa, weil er gedacht hätte, sich mit ihnen alsdann zu verbinden, sondern nur, um keine Feindseligkeiten von ihnen zu erfahren; bis zum Frühjahr hoffte er mit dem Großherzog von Toskana und dem Wiener Hofe einig zu werden, dann auch England zu gewinnen und Frankreichs vollends nicht mehr zu bedürfen.

Der König und seine Räte waren überzeugt, daß man nichts erreichen werde als durch Verbindung der Unterhandlung und der Gewalt; aber noch war man entschlossen, mit aller möglichen Rücksicht zu verfahren. Dem Kanzler Ludewig, der sich sofort mit einer Deduktion der preußischen Rechte beschäftigte, die dann nicht anders als sehr lebhaft und ernstlich ausfallen konnte, gab das Ministerium die Weisung, nicht zu eilen, weil man noch hoffen dürfe, sich mit dem Wiener Hofe in Güte zu vergleichen und einen Vertrag, dem andere Mächte beitreten könnten, zustande zu bringen. Es ist sogar unter denen, die in das Geheimnis der Beratung gezogen waren, der Vorschlag vorgekommen, die Besitzergreifung zu vollziehen, ohne eigentliche Feindseligkeiten zu begehen; es ward in Frage gezogen, ob man sich der festen Plätze bemächtigen solle. Gedanken, die den Kriegsmännern von Fach unmöglich gefallen konnten. Ich denke, Schwerin war es — denn unter dessen Papieren findet sich das dagegen gerichtete Gutachten —, der die Friedlichgesinnten erinnerte, daß man auf diese Art so gut wie nichts ausrichten werde; nur der habe ein Land inne, wer die Festungen besitze: in der Unterhandlung möge man sich so gelind zeigen, wie man wolle; in demselben Maße aber müsse die Kriegsoperation feurig und entschieden sein; sie müsse geführt werden, als wenn niemals eine Abkunft zu erwarten wäre.

Eine so sonderbare Stellung hat wohl kaum jemals ein Gesandter gehabt wie der Marquis Botta d'Adorno, der im Anfang des Dezember mit Aufträgen des Wiener Hofes anlangte. Seine Instruktionen waren freundschaftlicher Art; er war sogar zu Anerbietungen ermächtigt, bei denen jedoch jede Abtretung eines kaiserlichen Gebietes ausgeschlossen war. Auf seinem Wege nun, den er durch Schlesien genommen, sah er alles mit Kriegs-

bereitungen gegen eben dieses Land hin erfüllt. Als er in Berlin anlangte, erschien es wie ein Feldlager, das im Aufbrechen begriffen ist. Am 4. Dezember des Morgens zog die Artillerie, die sich unter den Linden vereinigt, nach der Frankfurter Landwehr: der König stand am Schloß, um sie vorbeiziehen zu sehen; am 5. nahmen die Maultiere, welche die Feldequipage des Königs führten, denselben Weg; am 6. setzte sich das Sydowsche Regiment, an das sich Kleist und Grävenitz anschlossen, nach Müncheberg in Bewegung. Die Truppen, die jetzt zuerst die Trauer ablegten, nahmen sich parademäßig und prächtig aus. Botta, im äußersten Erstaunen über alles, was er sah und denken mußte, suchte bei seiner Audienz etwas mehr zu erforschen, doch schien er zugleich warnen zu wollen. Er sagte, er habe die Landstraßen in Schlesien fast ungangbar gefunden; der König erwiderte: wer die Reise zu machen habe, werde schon Mittel finden, durchzukommen; die einzige Gefahr sei, daß er beschmutzt anlange. Botta fuhr fort: das preußische Heer sei schön, aber das österreichische habe den Feind gesehen; der König antwortete ein wenig gereizt, man solle erfahren, daß seine Truppen ebenso gut seien wie schön. Botta beschwor den König und seine Minister, um Gottes willen nichts zu übereilen, wenigstens noch ein paar Tage zu warten, bis er auf eine Anfrage, die er sogleich getan, Antwort empfange. Das konnte aber jetzt nichts mehr ändern, nachdem alles schon in Gang gesetzt war.

Ein gewisser Widerspruch regte sich in Berlin, wo viele dem jungen Fürsten nicht zutrauten, daß er mit einem Unternehmen wie dieses zum Ziele gelangen könne; er werde dem Feinde Deserteure als Rekruten zuführen; der Schatz seines Vaters werde bald erschöpft sein.

Von der größten Wirkung auf die Gemüter war es, daß sich der Fürst von Dessau, der weder zu Rate gezogen worden, noch den Feldzug mitmachen sollte, dagegen aussprach und mit schwarzgallichtem Sinn nur die Schattenseite und die Gefahr hervorkehrte. Er hätte mich selbst irremachen können, sagt Friedrich, wäre nicht mein Entschluß ein für allemal ergriffen gewesen.

In der Nacht zum 13. Dezember wohnte der König noch einem Hofball bei, mit aller möglichen Unbefangenheit des Geistes. Voltaire erzählt, Friedrich habe dem französischen Gesandten Beauvau gesagt, in dem Spiele, das er anfange, werde der beste Gewinn für Frankreich sein. Eine Äußerung, die zu weit von dem damaligen Verhalten Friedrichs abliegt, als daß man sie

ohne besseren Beweis für wahr halten dürfte. Der Marquis, dessen Depeschen uns vorliegen, erwähnt sie nicht; er versichert nur, daß ihm der König alle Höflichkeit erwiesen habe; noch indem er in seinen Wagen stieg, sprach er mit ihm.

Es waren brandenburgisch-pommerische, magdeburg-halberstädtische Regimenter, zu Pferd und zu Fuß, zum guten Teil aus Eingeborenen dieser Landschaften bestehend, nahe an 30 000 Mann stark, an deren Spitze sich Friedrich stellte. Die Generale und Offiziere, die sich am 15. zu Krossen um ihn versammelten, um seine Befehle zu empfangen, erinnerte er, wie er einem Teile von ihnen in Berlin getan, an den alten Ruhm, welchen die Brandenburger in den Ebenen von Warschau und von Fehrbellin erfochten: er betrachte sie nicht sowohl als seine Untertanen wie als seine Freunde; vor seinen Augen sollten sie fechten und er würde sie belohnen wie ein Familienhaupt, nicht wie ein Oberherr. Es war keine Formel, sondern die nackte Wahrheit, wenn er hinzufügte, andere Verbündete habe er nicht als sie.

Am 16. Dezember überschritt er die Grenze. „Ich bin über den Rubikon gegangen", schrieb er an demselben Tage, „mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und die Generale dürsten nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von dieser Unternehmung haben. Mein Herz verspricht mir alles Gute; ein gewisses Gefühl, dessen Grund unbekannt ist, weissagt mir Glück; ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, die ich anführe."

Fünftes Kapitel.

Besitzergreifung von Schlesien.

Wollte man den Unterschied der angegriffenen Macht von der angreifenden ganz im allgemeinen bezeichnen, so dürfte man sagen, daß in dieser die Einheit der monarchischen Gewalt den Gegensatz der provinzialen Interessen überwunden hatte, in jener aber noch im Kampfe mit denselben begriffen war. Die österreichische Staatsgewalt machte nicht eben geringe Anforderungen, die Leistungen, die sie gebot, erfüllten meistens das Maß des Erreichbaren; da sie an dem Begriffe einer herrschenden Religion festhielt, so fühlte man die Gesinnung des Hofes bis in die tiefsten Kreise; aber dabei besaßen doch die verschiedenen Landschaften eine ständische Organisation von anerkanntem Ansehen, ihren abgesonderten Haushalt, der auch die von dem Staate auferlegten Lasten umfaßte, und standen als mächtige Körperschaften in unaufhörlichem Widerstreit sowohl untereinander als mit dem kaiserlichen Hofe.

Besonders war dies in Schlesien der Fall.

Als im Sommer des Jahres 1740 einige Regimenter von Ungarn in neue Standquartiere verlegt wurden, mußten sie an den schlesischen Grenzen förmlich Quarantäne halten: der Conventus publicus, d. i. der mit einem großen Teile der Landesverwaltung beauftragte ständische Ausschuß, der in Breslau seinen Sitz hatte, schickte, ehe er sie einrücken ließ, erst eine medizinisch-chirurgische Kommission ab, um ihren Gesundheitszustand zu prüfen; mit demselben wurde dann über die Dislokation, den Marsch, die Verpflegung der Truppen ein weitläufiger Schriftwechsel gepflogen. Die Provinz klagte über nichts mehr als über das Hin- und Widerführen der Mannschaft in ihren Grenzen, die „unbeschreiblichen Exzesse“, die sich die Feldsoldaten schon zuschulden kommen ließen, wenn sie beisammen waren, und die nicht minder widerwärtigen, die man von ihnen erlebte, wenn sie als untüchtig erkannt und entlassen wurden, worauf sie sich zuchtlos über das Land ausbreiteten. Sie forderte, daß der Staat

den Regimentern eine besondere Kriegskasse anweise, konnte es aber nicht erreichen.

Zwischen dem Hofe und der ständisch-provinzialen Autorität war gleichsam ein Abkommen getroffen, kraft dessen die letztere sehr ausgedehnte administrative Befugnisse behauptete, aber keinerlei Unabhängigkeit in Anspruch nehmen durfte; sie widersetzte sich den Forderungen, die man an sie machte, eine Weile, fügte sich aber in der Regel und ergoß sich dann in Klagen. Wie oft hatten die Stände von Schlesien ihr Verhältnis zu den böhmischen Erblanden, denen Schlesien zugezählt wurde, und das Verhältnis Böhmens überhaupt zur Monarchie erwogen und berechnet! Sie behaupteten, daß, wie die böhmischen Erblande überhaupt gegen die andern, so Schlesien noch besonders gegen Böhmen und Mähren in großem Nachteil stehe. Wenn man ihren wiederholten Berichten nicht allen Glauben versagen will, so befand sich Schlesien, in ökonomischer Hinsicht, kurz vor dem Tode des Kaisers Karl keineswegs in blühenden Umständen. Die Landesmemoralien, Denkschriften, welche der Conventus an das Oberamt richtete, führen aus, daß sich ein Unglücksfall an den andern, eine Beschwerde an die andere kette. Die Auflagen, durch starke Zinszahlungen für auswärtige Anleihen gewachsen, seien unerschwinglich; der Handel durch die Zollerhebungen der Nachbarn und die eigenen in offenbarem Verfall; sie versichern, „unzählige“ Bauerngüter und Bürgerhäuser seien in Sequestration geraten; kaum aber reiche die Nutzung des Sequesters für die Auflagen hin, denn Geld habe nun einmal niemand mehr; da es an Käufern fehle, sei es unmöglich, den Gläubigern zu ihren klarsten Forderungen zu verhelfen; dem Landmann bleibe keine Hoffnung übrig, sich aus seinen schweren Drangsalen jemals hervorzuarbeiten.

Als Friedrich in Schlesien einrückte, war er der Bevölkerung schon insofern nicht unwillkommen, weil er eine gefüllte Kriegskasse mit sich brachte und den Landesprodukten, die sonst nicht zu verwerten waren, einen unerwarteten Absatz verschaffte. Die oberste Regierungsbehörde in der Provinz, das Oberamt, erließ den Befehl, daß niemand den Einrückenden Lebensmittel zuführen noch Handreichung tun solle. Wie wäre aber daran zu denken gewesen, daß sich die Einwohner durch Weigerungen dieser Art zugleich des willkommenen Gewinnes berauben und der offenbaren Gewalt hätten aussetzen sollen? Der Conventus publicus selbst stellte es dem Oberamt als eine unbedingte Notwendigkeit dar, die Landesältesten an das preußische Kriegsheer

zu schicken, um mit demselben ein Abkommen über die ihm zu liefernden Lebensmittel zu schließen, sonst werde die Erpressung nur einzelne Ortschaften treffen und dieselben zugrunde richten, zum äußersten Verderben des ohnehin verarmten Landmanns.

Am 22. Dezember langte König Friedrich nach einigen starken und wegen der Witterung nicht eben bequemen Märschen vor der ersten Festung an, die sich ihm entgegensetzte, dem alten Bollwerk Schlesiens, Glogau, und schlug sein Lager in Herrendorf auf. Hier erschienen die Landesältesten der Fürstentümer Glogau, Liegnitz, Wohlau — in freier Übereinstimmung mit dem Conventus — und trafen mit dem preußischen Kriegskommissariat Abrede über die Verpflegung sowohl derjenigen Heeresabteilungen, welche Glogau belagern, als der andern, welche vorwärtsrücken sollten. Denn unverzüglich wendete sich Schwerin nach der großen Straße, welche am Fuße des Gebirges nach dem Glatzischen führt. Für diesen halfen sie die Marschroute bestimmen und gaben ihm Kommissarien mit, um ihn von Stadt zu Stadt, von Kreis zu Kreis zu führen.

Man dürfte nicht glauben, daß Schlesien ganz ohne Verteidigung gewesen wäre. Die österreichischen Mannschaften, allerdings viel zu schwach, um das Feld zu halten, reichten doch hin, um die festen Plätze des Landes, die zum Teil sehr ansehnlich waren, zum Teil wenigstens haltbar erschienen, zu besetzen. Seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war den Befestigungen immer einige Aufmerksamkeit zugewendet worden. Glogau, seit 1654 erneuert, ward von Friedrich zu gering angeschlagen, wenn er meinte, sich desselben binnen zehn Tagen bemeistern zu können. Brieg war auf Befehl des Kaisers und unter Aufsicht eines seiner Ingenieure, hauptsächlich noch auf Kosten der alten Herzöge, seit 1664 mit Bastionen versehen und zu einer Festung im damals modernen Sinne umgestaltet worden. Neiße hatte gute Mauern und Gräben, und man tat sich viel auf die Veranstaltungen zugute, durch welche die letzteren immer mit Wasser gefüllt werden konnten. Neben diesen drei wichtigsten Plätzen rechnete man auch noch auf Ohlau, dessen Wappen, der Hahn, daher geleitet ward, daß es ein haltbarer Paß und Platz sei, auf Ottmachau mit seinem alten Schloß und Zwinger, Namslau, wo 1722 ein Schanzbau angefangen worden, welcher den ganzen Wall mit einer Brustwehr umgab, endlich auch auf die Hauptstadt selbst. Die Angegriffenen zweifelten nicht, daß es ihnen gelingen werde, diese Plätze wenigstens so lange zu behaupten, bis ein regelmäßiges Heer versammelt sei, hinreichend,

um den Feind aus dem Lande zu verjagen; sie hofften, ebenso leicht, als er es einnehme.

Es läßt sich nicht sagen, trotz der angedeuteten ökonomischen Verwirrungen, auf welche Hindernisse der König gestoßen, wie die Sache gegangen sein würde, wenn nicht noch eine ganz andere, tiefere Verstimmung der Einwohner ihm sein Unternehmen unendlich erleichtert hätte.

Schlesien gehört zu den Ländern, wo die protestantische Weltanschauung, die deutsche Religion die Gemüter am frühesten und tiefsten ergriffen hatte und alsdann mit der größten Anstrengung zurückgedrängt worden war.

Noch im Jahre 1611 hören wir einen katholischen Bischof klagen, daß es in Schlesien viel tausend Flecken, Städte und Dörfer gebe, wo kein einziger Mensch katholisch sei. Bald aber brachen die Stürme des Dreißigjährigen Krieges aus, gleich anfangs gerieten Glatz und Oberschlesien in die Gewalt der katholischen Reaktion; trotz ihrer späteren Unfälle drang diese doch in Niederschlesien ein; die Festsetzungen des Westfälischen Friedens ließen eine Erklärung zu, kraft deren der Kaiser, der sich als Vollzieher der priesterlichen Absichten darstellte, es wagen durfte, einen großen Teil jener Städte, Flecken und Dörfer in seinen erblichen Fürstentümern ihrer Kirchen sowohl wie ihrer Prediger zu berauben; nicht ohne eine Art von Bürgerkrieg. Wie oft haben die Bauern sich zusammengeschart, um ihre Kirchen mit ihren Leibern zu decken, aber der offenen Gewalt erlag der Trotz der Bauern, wie der Widerspruch der Städte vor ihr zurückwich. Mußten doch selbst tapfere Kriegsanführer ihre Hauskapellen versiegelt sehen. Ein großes Unglück für die Protestanten war der Abgang der liegnitzischen Piasten, die ihnen bisher noch eine Zuflucht gewährt hatten, und die Einziehung ihrer Herzogtümer. Was anderwärts gelungen, ward nun auch hier durchgesetzt; fast mehr durch Drohung als durch Anwendung der Waffen, mit wohlbedachtem, langandauerndem, systematischem Druck. Binnen vierzig Jahren ward die evangelische Predigt auch dort von dem platten Lande und aus einem großen Teile der Städte vertrieben.

Eine mächtige Dazwischenkunft übte einst Karl XII. aus. Wenn es wahr ist, was die Schweden erzählen, daß ihm das Land Hadeln geboten worden sei, wofern er von dem Schutze der schlesischen Protestanten abstehe, so ist es eine auch moralisch bedeutende Tat, daß er nicht darauf einging, sondern in der Altranstädter Abkunft wenigstens für die früher mittelbaren Her-

zogtümer und die Stadt Breslau einen erträglichen Zustand festsetzte. Der Wiener Hof hat dieselbe im allgemeinen beobachtet, aber sein System konnte er darum nicht ändern; die katholische Kirchenform wurde nach wie vor allein als die wahrhaft berechtigte betrachtet. Die Protestanten waren vom Staat und den bürgerlichen Ämtern, wenn auch nicht allezeit vom Heere ausgeschlossen. Sie mußten die katholischen Feiertage halten, den katholischen Eheverboten nachkommen; ihre Konsistorien standen unter katholischen Regierungen und Vorstehern und durften nur nach deren Beschlüssen verfahren. Übertritt zu ihnen wurde als Apostasie behandelt; der Übertritt zum Katholizismus oft erzwungen; unaufhörlich hatten die Stockmeister widerspenstige Lutheraner in ihrer Haft.

Und noch immer war das Übergewicht des Katholizismus im Zunehmen. Während die heiligen Gefäße der Reformierten, in der Hoffnung auf bessere Zeiten, einem Handelshause in Verwahrung gegeben werden mußten, durchzogen die katholischen Prozessionen in allem Pomp die Straßen von Breslau, eine besonders feierliche im September 1740, als die Reliquien des heiligen Theodor, eben aus Rom angelangt, nach dem Domstift gebracht wurden. Bei der Thronbesteigung Maria Theresias ließen die katholischen Eiferer verlauten, daß man nun in Schlesien so wenig wie in einer anderen Provinz auf Konventionen mit fremden Mächten Rücksicht nehmen oder eine Berufung darauf gestatten werde; die katholische Kirche werde auch hier ausschließend herrschen. Schon erwarteten die Protestanten noch einmal — nach der erwähnten Truppenbewegung — die Erneuerung der antireformatorischen Bedrängnisse. Bei der Ankunft der harrachischen Grenadiere, die nach Glogau gingen, meinte man im Liegnitzischen nicht anders, als daß sie eben hierzu bestimmt seien; am dritten Adventsonntage (11. Dezember) solle ein neues Werk offener Gewaltsamkeit beginnen.

Einen Eindruck ohnegleichen mußte es nun auf sie machen, daß eben in dem nämlichen Augenblick der mächtigste evangelische Fürst in Deutschland, der junge König von Preußen, in ihren Grenzen erschien.

Sie zeigten Prophezeiungen auf, die ein solches Ereignis in ihren höchsten Nöten immer angekündigt hatten; sie wußten zu erzählen, der König habe einst im Traum die Provinz in Flammen stehen sehen, und dreimal hintereinander habe ihn eine vernehmliche Stimme ermahnt, ihr zur Hilfe zu eilen; sie erblickten in ihm einen ihnen vom Himmel geschickten Schutzengel.

Wie sonderbar, daß einem von dem positiven Glauben der protestantischen Kirche abgewandten Fürsten dieses überschwengliche Vertrauen derselben entgegenkam. Was bei ihm Politik und Ehrgeiz war, umkleideten sie mit religiöser Phantasie. Seinen persönlichen Meinungen fragten sie nicht weiter nach, als insofern sie ihnen Heil brachten: sie hielten sich mit Recht nur daran, daß er der König eines protestantischen Reiches war; wenn es ihm einigermaßen gelang, so mußte er ihnen helfen.

Wenn nun aber überall so mächtig, so wirkte seine Ankunft doch am durchgreifendsten in der Hauptstadt ein, wo die Bürgerschaft zwar ihre alte religiöse Freiheit behauptete, aber durch den Anblick der Tätigkeit und des Fortschreitens der Gegner derselben in unaufhörlicher Besorgnis und Aufregung gehalten ward.

Bei der ersten Nachricht von dem Einmarsch der Preußen schwiegen die zelotischen Kontroversprediger, von plötzlichem Schrecken getroffen, oder machten sich zur Flucht fertig; die Gefangenen wurden losgelassen. Dagegen nahm man in den evangelischen Kirchen einen Psalm zum Text, nach welchem Gott, der sein Volk verstoßen und „ihm ein Hartes erzeigt hat", ihm wieder ein Panier aufsteckt, um es zu retten[1].

Nun hatte aber die Stimmung von Breslau eine nicht geringe politische und sogar eine unmittelbar militärische Bedeutung.

Es war allerdings nicht mehr jenes Breslau, dessen Geschichten Eschenloer beschrieben hat, als es eine Rolle unter den Mächten des östlichen Europa spielte, doch besaß es noch manche Attribute munizipaler Selbständigkeit, unter anderen das Recht, sich selbst zu bewachen und zu verteidigen. Innerhalb der Stadt duldete man nur Soldaten, welche der Stadt geschworen. Wollten königliche Truppen ihren Durchzug durch die Stadt nehmen, so verstärkte man die Wachen, sperrte die Straßen mit Ketten; nur in kleinen Abteilungen, unter dem Geleite der städtischen Mannschaften zogen sie herein und hinaus.

Es leuchtet ein, daß bei dem plötzlichen Herandringen eines mächtigen Feindes einer der vornehmsten Gesichtspunkte der österreichischen Regierung dahin gehen mußte, der Hauptstadt des Landes mächtig zu bleiben und dieser Beschränkung sich zu entledigen.

Das Oberamt forderte den Rat auf, dem Obersten, der den

[1] Psalm 60, 3—7, war der Text der Amtspredigt des Inspektors Burg am Bußtag, 9. Dezember; schon hatte man dort ein Verzeichnis der zum Einmarsch in Schlesien bestimmten preußischen Völker.

Dom von Breslau, einen in bürgerlicher und militärischer Hinsicht von der Stadt getrennten Bezirk, zu schützen bekomme und der ein Evangelischer sein werde, zuvörderst nur die gemeinschaftliche Besetzung des nächsten Tores zu bewilligen; erst alsdann, wenn er, von einer überlegenen Macht angegriffen, sich daselbst nicht mehr behaupten könne, sollte er das Recht haben, mit seinen Truppen in die Stadt aufgenommen zu werden.

Bei allem Anschein und aller Neigung zu Widerstand und Eigenwillen kamen doch, wie berührt, Stände und Städte in Schlesien in der Regel dem nach, womit es der Regierung Ernst war. Der damalige Rat von Breslau hatte es noch besonders zu seinem Grundsatz gemacht, allen Hader mit der Regierung zu vermeiden: er stimmte ohne weiteres ein.

Einige Schwierigkeit hatte es mit den Vorstehern der Bürgerschaft, ohne welche der Rat nichts festsetzen konnte; doch wußte man auch diese zu gewinnen, indem man sie paarweise in die Ratsstube berief.

Erst als die Sache an den Ausschuß der Bürgerschaft, Zunft und Zechen und an die Bürgerschaft selber kam, begann der Widerstand. Noch einmal erhob sich hier jener Geist der städtischen Gemeinen, der sich schon seit dem vierzehnten Jahrhundert den Engriffen der geistlichen Macht nachdrücklich widersetzt und in dem sechzehnten der großen Bewegung der Reformation Bahn gemacht hat. Die Bürger wollten von der Aufnahme einer königlichen Besatzung nichts hören, deren Anwesenheit sie ihrer kirchlichen und politischen Freiheit auf einmal berauben könne: sie seien, sagten sie, nicht gesonnen, sich dem Übermut der Feldtruppen, von denen sie bisher bloß gehört, nun auch selber auszusetzen; überdies welch ein hoffnungsloser Gedanke, eine preußische Belagerung aushalten zu wollen: Breslau sei nur ein verwahrter Handelsplatz und keineswegs eine Festung. Besonders führte ein Schuhmacher des Namens Döblin das große Wort, ein geistlich angeregter Mann, dem aber übrigens der Lärm des Marktes oder ein munteres Gelag besser behagten als der Fleiß der Werkstatt. Man möchte ihn mit dem Küfer vergleichen, der einst die Bürgerschaft von Lissabon für König Johann „guten Gedächtnisses“ die Waffen zu ergreifen entschieden hat, oder mit jenem Graukopf, ebenfalls einem Schuhmacher, der, als Karl XII. bei Steinau die Oder überschritt, die Zügel seines Pferdes ergriff und sie nicht losließ, bis der König ihm das Wort gab, den Glauben in Schlesien nicht ferner unterdrücken zu lassen. Die meiste Wirkung brachte Döblin, wie sich

denken läßt, auf die jungen Bürger hervor. Die mutigsten von ihnen begaben sich auf das Rathaus, „straußten hart“, wie ein altes Tagebuch sich ausdrückt, nicht allein wider den Rat, sondern auch wider ihre eigenen Vorsteher und bewirkten, daß das Beschlossene zurückgenommen und die Verteidigung der Stadt auch für den Fall eines Angriffs den Bürgern allein übertragen wurde.

War die evangelische Bürgerschaft hierfür so entschieden und feurig, so erklärten sich doch auch die katholischen Geistlichen nicht dagegen. Sie wünschten die Vorstädte, in denen es so manche Klöster und Kirchen ihrer Konfession gab, nicht um einer Belagerung willen dem Feuer übergeben zu sehen.

Hierauf begann man in Breslau die städtische Rüstung. Die jungen Leute wurden aufgeschrieben, aus den Zeughäusern mit Waffen versehen, kriegerischen Übungen unterworfen; man sah neben den Soldaten der Stadt auch die Bürger die Wache beziehen; Bekanntmachungen erschienen, wie, wenn das fremde Volk anrücke, ein jeder mit Ober- und Untergewehr sich bei den Bürgerkapitänen einfinden, die rote Fahne aufgezogen, Feuer gegeben werden solle. Wir wollen nicht erörtern, ob diese Bürgermiliz überhaupt dazu angetan war, gegen die heranrückende preußische Kriegsmacht etwas auszurichten; sicherlich war das Prinzip, aus dem sie hervorging, mehr annähernder als feindlicher Natur.

Auch fühlte sich Friedrich bei den Nachrichten aus Breslau angetrieben, so rasch wie möglich dahin zu eilen. Eben trafen noch einige von den beorderten Regimentern ein, und er konnte dem Prinzen von Anhalt, Sohn des Fürsten, der stark genug dazu blieb, die Blockade von Glogau überlassen. Er fürchtete, daß sich sonst die österreichische Kriegsmacht doch noch in Güte oder mit Gewalt die Besetzung der Stadt verschaffen und alles unendlich schwerer werden möchte.

So sei es recht, schrieb ihm General Schwerin, der an der militärischen Einleitung des ganzen Unternehmens so viel Anteil gehabt wie an der politischen Beratung und der in diesen Anfängen noch zuweilen den Ton des Lehrers anschlug: das Geheimnis der Kriegskunst bestehe darin, seinen Feind zu überraschen, ihn in Verwirrung zu bringen; ein großer Kapitän gehe mit Dreistigkeit vorwärts.

Am Neujahrstag 1741, eines Sonntags, am Morgen langte der König mit den Truppen seines linken Flügels, zu dem auch Dragoner und Grenadiere von dem rechten gestoßen, so daß diese

letzten besonders zahlreich waren, vor den Wällen von Breslau an. Seine Aufstellung war darauf berechnet, daß der volkreichen Stadt die Zufuhr abgeschnitten werden konnte; im Notfall war er entschlossen, mit seinen Grenadieren einen Sturm gegen die wenig wehrhaften und jetzt durch die zugefrorenen Gräben nicht mehr geschützten Wälle zu unternehmen.

Aber die Bürger von Breslau dachten an keine Feindseligkeit. Den Heranrückenden schickten sie Lebensmittel in die nächsten Dörfer entgegen; mit Wohlgefallen sahen sie von den Türmen und Wällen zu, wie die brandenburgische Kriegsmacht in ihrer Ordnung auf dem Schweidnitzer Anger aufmarschierte und sich unter ihren Fahnen und Standarten nach den verschiedenen Vorstädten verteilte. Mit besonderer Teilnahme bemerkt die Chronik, wie S. Maj. Fridericus II. an jenem Sonntag um halb neun Uhr herangeritten kam und in dem Skultetischen Garten seine Wohnung aufschlug. Seine militärische Umgebung in ihren knappen Monturen, mit den funkelnden Gewehren, erregte die Bewunderung der Menge.

Es kostete der Stadt kein langes Bedenken, daß sie die Neutralität einging, welche der König anbot, wobei er sich nur vorbehielt, in einer Vorstadt ein Magazin anlegen und von seinen Truppen beschützen zu lassen. Jedoch den Dom entriß er der Besatzung der Königin: er selber war bei dem ersten Einmarsch. Den Geistlichen, die ihm bei der Kreuzkirche zitternd ihre Schlüssel überreichten, sprach er freundlich Mut ein.

Man könnte fragen, ob er nicht besser getan haben würde, sich seiner Übermacht zu bedienen und zu einer militärischen Okkupation auch der Stadt zu schreiten. Noch hielt er aber an dem ursprünglichen Gedanken einer so viel wie möglich friedlichen Besitznahme fest. Hat er doch abgeschlagen, Schutzwachen zuzugestehen, weil man diese nur in einem feindlichen Lande zu erteilen pflege. Schon die Neutralität und seine Aufnahme in der Stadt boten ihm einen unendlichen Vorteil dar.

Wie unbestimmt sich auch alles noch anließ, so machte sich doch das Gefühl Platz, daß eine Veränderung auf immer vor sich gehe. Den König selber setzte die Teilnahme in Erstaunen, mit der er empfangen ward. Die Bürger gaben ihm ganz unumwunden ihren Wunsch zu erkennen, daß er ihr gnädiger Herr sein und bleiben möge. „Diese Stufen“, sagte der bisherige Direktor des sofort aufgelösten Oberamtes, Graf Schaffgotsch, indem er die Treppen seiner Amtswohnung am Salzring herabstieg, „werde ich niemals wieder betreten.“

Und da nun zwar keineswegs die erwarteten Nachrichten von Wien, aber doch andere erwünschten Inhalts einliefen, besonders von dem günstigen Eindruck der Deduktion des Kanzlers Ludewig, die nun endlich erschienen war, worauf die Gesandten der Seemächte sehr eingehende Äußerungen vernehmen ließen, so hatte der König einen Augenblick von Genugtuung und Gefühl des Glückes, wie ihm wenige in seinem Leben beschieden sein sollten.

„Ich habe Breslau", schrieb er am 4. Januar an seinen Kabinettsminister, „und will nun weiter gegen den Feind vorrücken. Bis zum Frühjahr hoffe ich ihn zugrunde zu richten." Er meinte noch in diesem ersten Anlauf sich des gesamten Landes mit Einschluß der Festungen zu bemächtigen.

In der Tat fiel Ohlau, gegen das er sich zunächst wandte, ohne Widerstand in seine Hand. Ehe noch ein Schuß geschehen, kapitulierte der Oberst Formentini, wahrscheinlich, weil er seine Leute unnützerweise aufzuopfern besorgte. Er bedang sich aus, daß dieselben — an Zahl viertehalbhundert Mann — mit scharfem, geschultertem Ober- und Untergewehr ihren Auszug nehmen, der König dagegen, daß sie weder in Neiße noch in Brieg bleiben, sondern unverzüglich über Zuckmantel aus Schlesien abziehen sollten. Für Friedrich war die Einnahme eines einigermaßen festen Platzes so hoch an der Oder, wo nun Magazine angelegt und die Kriegsbedürfnisse mit Sicherheit gesammelt werden konnten, ein sehr bedeutender Fortschritt.

Unaufgehalten hatte indes auch Schwerin, an der Spitze des rechten Flügels, die fleißigen und gewerbreichen Städte, die sich am Fuße des Riesen- und Eulengebirges fortziehen, eingenommen; am 7. Januar finden wir ihn in Frankenstein.

Allmählich jedoch, je weiter man in diesen oberen Gegenden vorrückte, wo die Landbevölkerung bereits katholisiert war, stieß man auch auf Gegenwehr.

Ein Versuch auf Glatz, von welchem der König sich viel versprach, weil das Land noch offen sei, mußte aufgegeben werden. Man fand die Brücken abgebrochen, die engen Pässe durch Verhaue gedeckt und durch Waldschützen verteidigt, gegen die in dieser Jahreszeit nichts auszurichten war, und vernahm, daß Glatz selbst in gute Bereitschaft gesetzt sei.

Endlich erschienen auch Truppen der Königin im offenen Felde. Im ersten Dritteil des Januar hatte Browne ein kleines Korps zu Pferde und zu Fuß mit einer Anzahl Grenadier-

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der alte Dessauer (1676—1747).
Gemälde von Antoine Pesne.
Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

kompanien beisammen und schien sich zu einigem Widerstand anzuschicken.

Das erste Zusammentreffen der Preußen und Österreicher mit feindseligen Waffen fand dort unfern der Neiße statt, und es mag wohl vergönnt sein, desselben zu gedenken, da es eine so lange Reihe von Schlachten eröffnen sollte.

Indem Schwerin auf dem Wege von Frankenstein und Kamenz nach Ottmachau vorrückte, meldete ihm der Offizier, der die Avantgarde anführte, Leutnant Milowitz, daß er jenseit eines nahen Dorfes, Ellgut, die lichtensteinischen Dragoner aufgestellt gefunden habe. Schwerin bemerkte ihm, er hätte das Gefecht sogleich eröffnen und sie dadurch festhalten sollen, denn nichts wünschte er mehr, als den Feind endlich im offenen Felde zu finden; noch jetzt erklärte er das für möglich und notwendig. Milowitz führte nur 26 Husaren; aber um zu zeigen, daß er sich nicht fürchte, stürzte er sich unverzüglich mit dieser geringen Mannschaft auf den Feind und hieb in die Dragoner ein. Er selber führte seinen Säbel gewaltig; aber kaum hatte er ihn ein paarmal gezückt, so stürzte er, von einer Kugel getroffen, nieder. Indem sahen die Dragoner, wie sich die preußischen Truppen in der Umgegend entwickelten; sie fürchteten, von einer nahen Brücke abgeschnitten zu werden, und wichen eilends von dannen.

Diese persönliche Tapferkeit, die sich auch ohne Nutzen aufopfert, ward von Schwerin gleich darauf in Ottmachau abermals wie eine Pflicht herausgefordert. Leicht waren die Tore überwältigt und die Stadt besetzt; aber das alte Schloß, auf seiner terrassenförmig aufsteigenden Anhöhe, mit gewaltigen Ringmauern versehen, war nicht so leicht überwältigt; Browne hatte ein paar hundert Grenadiere hineingeworfen, die sich da auf die Weise des Götz von Berlichingen verteidigten; die Aufforderung, die ihnen geschah, beantworteten sie mit einem Kugelregen. Des Verzuges müde, befehligte der Feldmarschall einen Leutnant des Bataillons Markgraf Friedrich, des Namens v. Happe, mit den Zimmerleuten desselben nach dem Schloß zu marschieren und das Tor aufzuhauen, was sich dann freilich unnütz zeigte, da sich dahinter noch andere Befestigungen fanden. Happe vollzog dies nicht allein, während von den Fenstern auf ihn geschossen ward; auch da nichts weiter zu erreichen war und die Zimmerleute einer nach dem anderen um ihn her verwundet oder getötet wurden, hielt er ruhig an seiner Stelle aus, bis der Feldmarschall für gut hielt, ihn abzurufen.

Das Schloß behauptete sich, bis der König selbst in Ottmachau

erschien und die Grenadiere seiner Mörser ansichtig wurden. Hierauf, am 12. Januar, ergaben sie sich zu Kriegsgefangenen; früher waren ihnen bessere Bedingungen angeboten, doch wollte der König diese jetzt nicht mehr gewähren.

Kurze Zeit waren Friedrich und Schwerin vor Neiße beisammen; gleich darauf trennten sie sich wieder.

Der König unternahm einen Angriff auf Neiße; wenn man von ernstlichem und nachdrücklichem Widerstand reden will, so ist ihm ein solcher zuerst eben hier geleistet worden. Oberst Roth, derselbe, welchem der Dom von Breslau hatte anvertraut werden sollen, jetzt zum Kommandanten von Neiße ernannt, hatte die Bürger den Eid der Treue erneuern lassen und kein Bedenken getragen, die Vorstädte sämtlich dem Feuer zu übergeben. Hierdurch ward der Ort wirklich haltbar; den auffordernden Trompeter wies man mit Flintenkugeln zurück. Diesen Trotz hoffte der König durch ein Bombardement zu brechen, und einige Tage ist Neiße sehr ernstlich beschossen worden; auch war das Feuer nicht ohne Wirkung: nur eine solche brachte es nicht hervor, welche zur Übergabe genötigt hätte. Und da nun auch der bisher sehr milde Winter strenger zu werden begann, so daß sich an keine regelmäßige Belagerung denken ließ, beschloß der König, sich auch hier mit einer Blockade zu begnügen, wie er eine solche vor kurzem gegen Glogau und jetzt gegen Brieg angeordnet hatte.

Indessen machte sich Schwerin nach Oberschlesien auf, um den General Browne aus den schlesischen Grenzen zu verjagen.

Der rechte Flügel, der ihm hierzu anvertraut blieb, war nur von mittelmäßiger Stärke; aber noch schwächer war durch die Besatzungen, die er von sich abgesondert hatte, Browne geworden. Er wich von Neustadt nach Jägerndorf, von Jägerndorf nach Troppau, von da über Grätz, wo beide Teile noch einmal aufeinander stießen, nach Mähren: zufrieden, daß er einige Posten im Gebirge behauptete. Er hatte überall die Steuerkassen, und was sonst von besonderem Wert war, mit sich genommen: seine Magazine aber fielen größtenteils den Preußen zu, die nun in Oberschlesien überall die Herren waren. Nach wenigen Tagen nahmen sie auch den steilen Paß über die Beskiden, die Jablunka, ein, welcher ihnen Ungarn eröffnete. Friedrich hat gesagt, und viele andere teilten diese Meinung, daß ihn nichts aufgehalten haben würde, hätte er bis nach Wien vordringen wollen: aber seine Absicht, fügt er hinzu, sei nur gewesen, das Land in Besitz zu nehmen, von dem ihm ein so großer Teil von Rechts wegen gehöre.

Er wollte überhaupt, wenn dieser Unterschied zu machen ist, nicht die Monarchie angreifen, sondern sich nur der Provinz bemächtigen. In wenigen Wochen hatte er sie, bis auf die drei Hauptfestungen, so gut wie vollständig genommen; auch Namslau, wo der Widerstand der Besatzung, welche sich in dem Schlosse behauptete, durch Brandkugeln gebrochen werden mußte, fiel Anfang Februar in seine Hände.

Und unverzüglich setzte sich dort ein ganz anderer Zustand durch. Das österreichische System, kraft dessen die Autorität im Lande einigen Mitgliedern der großen Familien von besonderer Ergebenheit, und in den Städten dem absichtlich bevorzugten katholischen Magistrate in die Hand gegeben war, fiel gleichsam in sich selbst zusammen. Wie in Breslau die Karossen der Grandes — denn so nannte man sie — nicht mehr die Straße durchfuhren, so wichen die großen Herren allenthalben von ihren Ämtern; in einer Stadt nach der anderen traten evangelische Ratsherren in die Stellen, aus denen sie verdrängt worden waren, wieder ein. Die öffentlichen Bilder verschwanden, die man bisher zum Hohn des Protestantismus aufgestellt gesehen hatte; die Feldprediger verkündigten, ihr König sei gekommen, um die alte Religionsfreiheit herzustellen; überall erneuerte sich der evangelische Gottesdienst; die bisher verborgenen Gefäße dienten wieder auf einem dem reformierten Bekenntnis gewidmeten Altar; den lutherischen Gemeinden, die dessen am meisten bedurften, wurden junge Geistliche von Berlin aus zugesandt. In den Kirchen hörte man auf, für „unsere Erblandsfrau, die Königin von Ungarn" zu beten; die Zeitungen erschienen nicht mehr mit dem doppelten, sondern mit dem einfachen schlesischen Adler.

Nicht allein auf Eroberung, sondern zugleich auf Abfall beruhte die Besitzergreifung von Schlesien. Mit dem alten, von den Piasten überkommenen Erbrecht des Hauses Brandenburg hatte die Wiederherstellung des evangelischen Elementes in seine religiöse und politische Unbedrängtheit eine innere Verwandtschaft.

Als Brandenburg stark genug geworden war, sein Recht zurückzufordern, und endlich auch das Herz dazu faßte, ging der größere Teil von Schlesien zu ihm über; die militärische Aufstellung und Macht erweckte das Zutrauen der bisher Bedrückten; die Unterstützung, die sie leisteten, bahnte wieder den Weg zum Siege.

Daß es nun aber mit dieser Veränderung Bestand haben würde, nahm man mehr aus einem dunklen Gefühl an, als weil man die Möglichkeit davon deutlich eingesehen hätte.

Die alten Anhänger des Hauses Brandenburg zitterten, wenn sie sich die möglichen und ihnen wahrscheinlichen Folgen überlegten. Andere, gleichgültig oder feindlich gesinnt, hatten der Pläne des Königs von Anfang an gespottet, sie für Hirngespinste eines jungen Menschen erklärt. Um so mehr erhob sich in diesem der Ehrgeiz, sein Werk zu vollenden; er wollte beweisen, daß seine Entwürfe echte Gedanken der Politik seien, die er mit Ruhm durchzuführen vermöge.

ACHTES BUCH

DER ERSTE SCHLESISCHE KRIEG BIS ZUR VERABREDUNG VON KLEINSCHNELLENDORF OKTOBER 1741

Erstes Kapitel.

Bruch mit Österreich.

Wir haben gesehen, wie alles kam — das Unternehmen des Königs von Preußen auf Schlesien gewagt werden und im ersten Anlauf gelingen konnte; aber noch andere Beziehungen hat ein Ereignis, als die Beweggründe, aus denen es hervorgeht, und die Umstände, die es möglich machen: betrachten wir die Besitznahme von Schlesien in ihrem Verhältnis zu der politischen Ordnung der Dinge in Europa, so konnte sie nicht anders als Erstaunen und allgemeine Bewegung erregen.

Friedrich war in das Gebiet einer Macht eingedrungen, die von dem stolzesten Selbstgefühl beseelt, über unerschöpfliche Hilfsquellen verfügte, inwiefern sie dieselben zu benutzen verstand, die ein uraltes Ansehen in Europa und eine Weltstellung besaß, die ihr unwillkürliche, auf großen Interessen beruhende Sympathien verschaffte. Mitten in dem durch so feierliche Friedensschlüsse festgesetzten System der europäischen Mächte hatte Friedrich Ansprüche erneuert, an welche außerhalb des brandenburgischen Hauses niemand mehr dachte, große Landschaften als sein Eigentum in Besitz genommen, ohne erst zu unterhandeln.

Das eigentümlich Charakteristische war, daß er mit Österreich doch nicht geradezu gebrochen zu haben meinte. Man hat damals nicht daran glauben wollen und noch heute herrscht die Meinung vor, Friedrich habe damit eine Feindseligkeit gegen das Haus Österreich begangen, von der er sich bewußt gewesen sei, daß durch sie jedes gute Verhältnis mit demselben auf immer vernichtet werden müsse; alles, was er in versöhnlichem Sinne geäußert habe, sei eben nur Verstellung gewesen. Aus den Beratungen in Rheinsberg aber sieht man, daß dem doch nicht so war; seine wohlerwogene Absicht ging alles Ernstes dahin, indem er sein Recht gegen Österreich geltend machte, diesem Hause doch wieder in den Bedrängnissen, die ihm wegen des Widerspruches gegen die Pragmatische Sanktion notwendig bevorstanden, zur Seite zu stehen. Friedrich meinte, das österreichische Erbfolgerecht nicht

zu verletzen, indem er in Schlesien eindrang: denn er denke nicht daran, zu erben; er nehme Provinzen in Besitz, die von Rechts wegen ihm gehören. Die früher von seinem Großvater ausgesprochenen Verzichtleistungen seien durch die Zurücknahme der dagegen gemachten Abtretung von Schwiebus null und nichtig. Auch die von seinem Vater geschlossene Allianz binde ihn nicht, weil die dagegen zugesagten Leistungen des verstorbenen Kaisers niemals bewerkstelligt, sondern eher in das Gegenteil umgeschlagen seien. Kaiser Karl VI. habe in der Tat kein Recht auf die Provinzen gehabt, die das Haus Brandenburg zurückfordere. Die Tochter des Kaisers habe ebensowenig Recht auf dieselben; ihm dagegen komme ein unzweifelhaftes Eigentumsrecht zu. Friedrich glaubte nicht allein befugt, sondern in Rücksicht auf sein Haus sogar verpflichtet zu sein, die Landschaften in Besitz zu nehmen, da er die Macht dazu habe. Man hatte seinem Vater vorgeworfen, daß er die Macht, die er besitze, nicht zu gebrauchen wisse. Er wollte diesen Vorwurf nicht auf sich kommen lassen. Überzeugt davon, daß er durch bloße Unterhandlungen nie etwas ausrichten würde, hielt er für geboten, das, wovon er überzeugt war, daß es ihm gehöre, unverzüglich und eigenmächtig in Besitz zu nehmen. Nicht erst unterhandeln, sondern sich in Besitz setzen, das war der Grundsatz, der sich eben in der Angelegenheit von Herstall bewährt hatte. Welch ein unermeßlicher Unterschied jedoch! Was einem Bischof von Lüttich gegenüber möglich gewesen war, sollte sich das auch das mächtige Kaiserhaus Österreich gefallen lassen? Friedrich würde das nicht erwartet haben, wäre nicht eine europäische Erschütterung bereits im Gange gewesen, welche ein gemeinschaftliches Interesse von Österreich, Preußen und England herbeiführte. Seine Meinung war, der Wiener Hof, von allen Seiten bedrängt — denn von keiner dürfe er eine Anerkennung der Pragmatischen Sanktion erwarten —, werde sich entschließen müssen, den preußischen Ansprüchen gerecht zu werden. Und sollte es demselben nicht wünschenswert erscheinen, eine Macht für sich zu gewinnen, welche über eines der schönsten Heere der Welt gebot, das seinen Ruf in Kämpfen, die ihm mit dem kaiserlichen gemeinschaftlich waren, errungen hatte? Durch diese Bundesgenossenschaft würde sich alles ungefähr wie in den früheren Zeiten gestaltet haben. Selbständig neben Österreich und zugleich verbunden mit ihm, durch den Anwachs der Macht bedeutender als jemals früher würde Preußen in dem beginnenden Kampfe eine ganz andere Stellung eingenommen haben als in den beiden Kriegen von 1688 und 1701.

Wie nun aber, wenn Österreich nicht einwilligte, wenn es das Vorrücken der Preußen als eine unzweifelhafte Feindseligkeit betrachtete und mit Feindseligkeiten erwiderte? Auch diesen Fall hatte man in Rheinsberg vorgesehen und bedacht. Man meinte, die Widersacher der Pragmatischen Sanktion würden alsdann für Preußen Partei nehmen. Der König hatte noch kein Verständnis weder auf der einen noch auf der andern Seite. Das Wesen seiner Politik besteht darin, daß er Landschaften in Besitz nimmt, die nach seiner Überzeugung dynastisch ihm gehören und durch welche er erst zu einer selbständigen, den übrigen Potenzen ebenbürtigen Machtstellung gelangen soll. Indem er das wagt, durchbricht er den bisherigen Gang der Abwandlungen in dem System der europäischen Mächte. Er ist überzeugt, daß das dem Gleichgewicht derselben keinen Eintrag tue, vielmehr bei der Lage der religiösen Angelegenheiten dem Antagonismus zwischen den beiden Konfessionen zuträglich sein werde. Er schreitet zu seinem Unternehmen in der Erwartung, daß der bevorstehende Kampf der großen Mächte und Weltinteressen ihm die Mittel geben werde, sich zu behaupten. Von Österreich zurückgeworfen, werde er Bundesgenossen gegen Österreich finden.

Die folgenden Jahre sind erfüllt mit Waffentaten und Verhandlungen, die diesem großen Dilemma entsprungen sind. Nie griff Krieg und Politik in jedem Momente enger zusammen. In diesem Konflikt hat dann Preußen seine Stellung als unabhängige Macht auf immer errungen.

Entzweiung zwischen England und Frankreich.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Gegensätze der geistigen Bestrebungen, wie wir soeben sahen, noch keineswegs vergessen, aber doch nur in dem persönlichen, hie und da in dem provinziellen Leben sichtbar und wirksam, übrigens in die Literatur verwiesen, wo dann nicht jedes Wort der Abweichung eben als eine Begebenheit zu betrachten ist; die großen europäischen Staaten wurden durch die Interessen der praktischen Politik in Bewegung gesetzt[1].

Von allen das wichtigste lag in dem Streite, der nach beinahe dreißigjährigem besseren Verständnis zwischen England und Frankreich ausbrach; denn diese Reiche waren nun einmal die mächtigsten, einflußreichsten; und keineswegs unbedeutend kann der Gegenstand ihres wiedererwachenden Haders genannt werden.

[1] Reformation II, 352; III, 406; vgl. auch Seite 235 dieses Bandes.

Unter den Motiven, welche Ludwig XIV. schon bald nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, nach dem Aufschwung, den die englische Marine unter Cromwell genommen, dafür anführt, daß die spanische Erbfolge durch allgemeine Übereinkunft in Ordnung gebracht werden müsse, findet sich die Erwägung, daß ohnedies die überseeischen Besitzungen den Engländern zum Raube werden würden. Noch besaßen die katholischen und romanischen Nationen den größten Anteil an der Seeherrschaft; noch nahm die spanische Monarchie den ganzen ihr in Amerika einst vom Papst gewährten Besitz in Anspruch; sie hatte die im Norden emporkommenden englischen Kolonien eigentlich noch nicht anerkannt.

Bei den Ansprüchen jedoch, welche Ludwig machte, war es unmöglich, einen Austrag zu finden: eben durch seine Waffenerhebungen wurden England und Holland unablässig in die Irrungen der katholischen und romanischen Mächte untereinander verwickelt, was ihnen dann zu großem Vorteil gereichte; in dem Spanischen Erbfolgekriege erwarben die Engländer eine geographische Stellung und Handelsvorrechte, welche ihnen eine immer anwachsende Überlegenheit sicherten.

Wir berührten öfter, wie tief das bourbonisch gewordene Spanien dies empfand, wie sehr es wünschte, sich des Übergewichtes der englischen Seemacht zu entledigen, und welch ein immer wirksames Moment die Rücksicht hierauf in den allgemeinen Bewegungen des Jahrhunderts ausmachte.

Indessen war Spanien für sich allein viel zu ohnmächtig, um etwas gegen England auszurichten, es konnte nur unbequem werden; erst dann wurde die Sache gefährlich, als auch Frankreich — nicht allein der König um der dynastischen Verwandtschaft, sondern auch die Nation um des zu erwartenden Gewinnes willen — sich den Absichten Spaniens beigesellte.

Es gibt einen ersten Familienpakt, geschlossen im Eskurial am 7. November 1733, durch welchen sich der spanische Hof mit dem französischen zu diesem Zwecke vereinigt hat.

Der König von Spanien erklärt darin seinen Entschluß, die Mißbräuche, welche sich in den Handel mit England eingeschlichen, auszurotten und fortan den Buchstaben der Traktate ins Werk zu setzen; er spricht sogar die Absicht aus, die Engländer der Handelsvorteile, in deren Genusse sie seien, überhaupt zu berauben; sollte England deshalb zu Feindseligkeiten schreiten, so erbietet sich Frankreich, gemeinschaftliche Sache mit Spanien zu machen; zu dem Ende will es eine Flotte in Brest und überdies so viel Kaper als nur immer möglich instand setzen. Es

wurden Verabredungen getroffen, nach welchen die Vorteile des überseeischen Handels hauptsächlich den Franzosen zugute kommen sollten. Zur Herausgabe von Gibraltar wollte der König von Frankreich die Engländer womöglich in Güte bewegen, nötigenfalls aber auch mit Gewalt der Waffen zwingen.

Daher kam es, daß, sobald der Landkrieg im Jahre 1735 beendigt war, die Franzosen sich mit ungemeinem Eifer der Marine widmeten. Derselbe Mann, welcher vierzig Jahre später den umfassendsten Angriff auf die englische Seemacht vollzogen hat, der überhaupt vorgekommen ist, der Graf von Maurepas, hatte schon damals diesen Gedanken und bereitete seine Ausführung vor. Zugleich in den Arsenalen von Brest und Toulon ließ er mit Anstrengung arbeiten: sein Gedanke war, 26 Linienschiffe ersten und 30 zweiten Ranges in See zu schicken. Auch die Spanier setzten in Ferrol und in Cadiz große und kleine Fahrzeuge in Bereitschaft.

Man darf sagen, die britische Nation, d. h. zunächst der handeltreibende Teil, welcher den Unterschied der nunmehr eintretenden Behandlung von der früheren unmittelbar zu fühlen hatte, nahm die Gefahr, die ihm obschwebte, deutlicher und bestimmter wahr als das Staatsministerium, dem von den guten Worten und den Einzelheiten der sich lange fortspinnenden Unterhandlung der Blick verdunkelt wurde.

Von den Fehlern, die Robert Walpole in dem letzten Jahrzehnt seiner ministeriellen Gewalt beging, ist dies wohl der größte: die Nation zwang ihn gleichsam, den Krieg, mit dem sie sich bedroht sah, selber zu beginnen. Man weiß, daß sie den endlich gefaßten Beschluß mit öffentlichen Freudenbezeigungen aufnahm.

Mag denn nun auch eine untergeordnete Streitigkeit über einen Versuch, den Schleichhandel zu beschränken, oder die körperliche Verletzung eines englischen Seemannes den nächsten Anlaß zu dem Kriege gegeben haben, der bereits im Jahre 1739 zwischen England und Frankreich ausbrach, das wahre Motiv desselben hat eine weltumfassende Bedeutung[1]; es berührt die Frage, ob die germanischen oder romanischen Nationen das Übergewicht in dem Welthandel und der Kolonialmacht haben sollen; es sind dieselben Interessen, welche im Siebenjährigen Kriege noch einmal mit den deutschen zusammengefallen, in den Kämpfen der Revolution von entschiedener Wirksamkeit gewesen sind, um deren willen früher die bourbonischen Mächte die Emanzipation des nördlichen Amerika von England, später die Engländer die des südlichen von Spanien begünstigt haben.

[1] Vgl. Band I, Seite 10.

Nun erlitt zwar der englische Handel durch die schon vorbereiteten und plötzlich allenthalben unter spanischer Flagge in See erscheinenden Kaper nicht geringe Verluste, aber der namhafteste Vorteil war doch auf seiner Seite: Admiral Vernon, in dessen Familie sich antibourbonische Tendenzen forterbten, wie in so manchen französischen antiösterreichische, eroberte im November 1739 mit geringem Verluste Portobello; und mit den größten Erwartungen, die von Parteieifer übertrieben wurden, rüstete man sich in England, ihn zu neuen Unternehmungen auf das feste Land von Südamerika zu unterstützen.

Eben an diesen Punkt aber knüpfte sich nun die Teilnahme von Frankreich. Diese Macht erklärte, nicht dulden zu können, daß sich England auf der Terra firma von Südamerika festsetze, schon darum nicht, weil dabei der regelmäßige Handel der Gallionen, an welchem Frankreich beteiligt sei, nicht bestehen könnte; es werde den Engländern zeigen, daß sie noch nicht vollkommen Herren des Meeres seien. Eine Erklärung, die man allgemein als ein unzweifelhaftes Vorspiel des Krieges betrachtete; die Engländer hielten für nötig, sich nach Verbündeten auf dem Kontinente umzusehen.

Ihr vornehmster Gedanke war, die große Allianz wieder zu erneuern, welche einst den Unternehmungen Ludwigs XIV. die Spitze geboten und sie zurückgedrängt hatte. Sie erfüllten alle Höfe mit Anklagen der französischen Politik, der noch immer der Gedanke eines allgemeinen Übergewichts oder der Universalmonarchie vorschwebe. In jeder Streitfrage, wo eine solche nur auftauche, glaube Kardinal Fleury seine Hand haben zu müssen; er wolle das Herzogtum Berg teilen, um Preußen zu gewinnen und die Pfalz nicht zu verlieren: er mische sich in die korsikanisch-genuesischen Händel; der letzte österreichisch-türkische Friede sei, wie die meisten anderen Friedensschlüsse, sein einseitiges Werk; in der Türkei und in Schweden pflege er soeben andere dunkle, aber um so gefahrvollere Unterhandlungen, indessen breche er bereits durch die Befestigung von Dünkirchen den Utrechter Frieden; man müsse sich seinen Bestrebungen mit vereinten Kräften entgegensetzen, wenn anders das europäische Gleichgewicht erhalten werden solle.

Dagegen ließ Kardinal Fleury bemerken, daß es ein Gleichgewicht ebensogut zur See wie zu Lande geben müsse; von Tage zu Tage wachse die maritime Anmaßung Englands; das allgemeine Monopol sei es, wonach diese Seemacht strebe, man müsse sie mit vereinten Entschlüssen in ihre Schranken weisen.

Im September 1740 gingen zwei französische Geschwader in See, das eine von Toulon, das andere von Brest; beide nahmen ihre Richtung nach den westindischen Gewässern, wohin auch eine indes von den Engländern ausgerüstete Verstärkung ihrer Flotte gegangen war; ein Konflikt zwischen ihnen schien unvermeidlich.

Es war in dieser Zeit, daß sich Friedrich II., wie wir erwähnten, der Politik der Engländer annäherte; nicht aus Vorliebe für ihre Macht, sondern weil er einsah, daß Frankreich seine Forderungen am Niederrhein, damals die einzigen, die er machte, nimmermehr bewilligen werde.

So setzte England nun auch alles daran, den Wiener Hof zu gewinnen. Auch die älteren Minister, die den Gedanken der Erneuerung der alten großen Allianz mit Freuden begrüßten, wandten doch ein, daß in dem jetzigen Zustand der Hilflosigkeit eine Entzweiung mit Frankreich die verderblichsten Folgen haben könne, denn auf keiner Seite sei Österreich gerüstet; es werde weder Italien noch die Niederlande gegen die Franzosen verteidigen können, ja die ganze Rheingrenze werde man aufgeben müssen. Der englische Gesandte suchte ihre Besorgnisse zu beschwichtigen und ließ es an Zusagen und Aufforderungen nicht fehlen. Erinnern wir uns einer Szene aus den letzten Augenblicken Karls VI. Der Kaiser hatte die Sakramente empfangen, und seine Minister traten aus dem Sterbezimmer, der Hofkanzler an ihrer Spitze, als der englische Gesandte sich diesem näherte, ihm mit geheimnisvollem Eifer eine Depesche einhändigte und deren Inhalt, indem er die Galerie entlang neben ihm daherschritt, dahin erläuterte, daß das Haus Österreich nicht verloren sei, noch auch die europäische Ordnung der Dinge, wofern sie nur Männer sein wollten.

Noch andere Gefahren traten damals in den Gesichtskreis.

Die kaiserlichen Minister waren, wie gedacht, von den düstersten Ahnungen über die Zukunft ihres Hauses erfüllt. Gleich im ersten Augenblicke berührte die französisch-englische Irrung sich mit den Fragen, welche diese betrafen. Nach welcher Seite jedoch die Entscheidung fallen würde, war bei der Verwicklung der Geschäfte und dem Zustand des Hofes in sich selbst sehr zweifelhaft.

Inneres und äußeres Verhältnis des Wiener Hofes.

Es erweist sich häufig als ein Irrtum, wenn man in den Monarchien die Einheit des Willens voraussetzt, die der Begriff dieser

Staatsverfassung in sich schließt; namentlich auch an dem Wiener Hofe hat es in der Regel entgegengesetzte Richtungen und zuweilen sogar in den höchsten Kreisen verschiedene Faktionen gegeben.

Wie oft hat schon Prinz Eugen über die jesuitischen Ratschläge zu klagen gehabt oder über die falschen Vorstellungen, mit denen der Kaiser von liebedienerischen Hofleuten erfüllt werde. Nach Eugens Tode hatte Karl VI. auf die, welche sich als die Nachfolger desselben betrachteten, vollends keine Rücksicht genommen. Wider die Meinung der alten Minister fing er Krieg an und schloß er Allianzen. Eben in die vornehmste, die französische, welche seine letzten Jahre beherrschte, verwickelte er sich immer tiefer, nur von einem jüngeren, eben emporgekommenen Staatsmanne, der auf seine Ideen einging, unterstützt.

Bei dem Tode Karls VI. erwartete man nun eine Veränderung seines Systems um so mehr, da der Gemahl der Nachfolgerin, der Großherzog von Toskana, sich von jeher zu den älteren Ministern gehalten hatte.

Wären diese nur kräftige Männer und selber einig untereinander gewesen!

Der vornehmste von ihnen war der oberste Hofkanzler, Graf Sinzendorf, der unter Leopold I. in Dienst getreten und seitdem immer in den wichtigsten Geschäften wirksam gewesen war. Er hatte in der Jugend die Ansicht gefaßt, daß die Autorität in Österreich nach dem Muster Ludwigs XIV. mehr zentralisiert werden müßte; den kommerziellen Ideen Karls VI. hat er sich immer angeschlossen und sie nach Kräften gefördert: er stand in Beziehung zu den Spaniern, die dessen Gunst besaßen. Er war überhaupt nicht ohne umfassende Anschauungen. Aber in der Hofkanzlei häuften sich zuviel Geschäfte an, als daß er ihrer hätte Meister werden können: alles ging langsam; ihm selbst gab man Bestechlichkeit schuld. Nachdem er alt geworden, manche Zurücksetzung erfahren, dann und wann den Zufall herrschen gesehen hatte, schien es denen, die mit ihm in Berührung kamen, als glaube er nicht mehr recht an den Ernst des Lebens und die Notwendigkeit der Anstrengung in den großen Angelegenheiten; man warf ihm vor, daß er die Dinge obenhin behandle, Freidenker sei und einer Genußsucht fröne, die sich als Geist gebärde, nur für seine Gesundheit trage er eine beinahe abergläubische Sorge. Bei alledem gaben ihm seine Erfahrung und seine Umsicht, sein Alter selbst doch ein großes Gewicht; er erschien in der Welt als ein großer Minister.

Sein nächster Amtsgenosse, Graf Gundacker von Starhemberg, nahm es mit den eigentlichen Geschäften bei weitem ernster: bei der Leitung der Bank, die ihm oblag, setzte er sich den Anforderungen des Hofes nachdrücklich entgegen; er suchte nicht mit mancherlei Wissen zu glänzen wie Sinzendorf: der Unterricht, den er einst in Rom genossen, hatte weniger sein Gedächtnis angefüllt, als sein Urteil geschärft, und Scharfsinn ist wohl die Eigenschaft, die am wenigsten von den Jahren getrübt wird. Starhemberg war unbestechlich, streng katholisch und hielt an den alten Maximen der Monarchie fest; er war immer ein Gegner Sinzendorfs gewesen; früher mit Prinz Eugen gegen denselben verbündet, war zuletzt auch Starhemberg mit Eugen zerfallen, dessen Hinneigung zu Preußen er nicht billigte. Auf die großen Geschäfte hatte er doch in den letzten Jahren Karls VI. keinen entscheidenden Einfluß. Es genügte ihm dann, sich auszusprechen; hierauf schien er zu erschlaffen oder machte seinem Unwillen in unfruchtbaren Sarkasmen Luft.

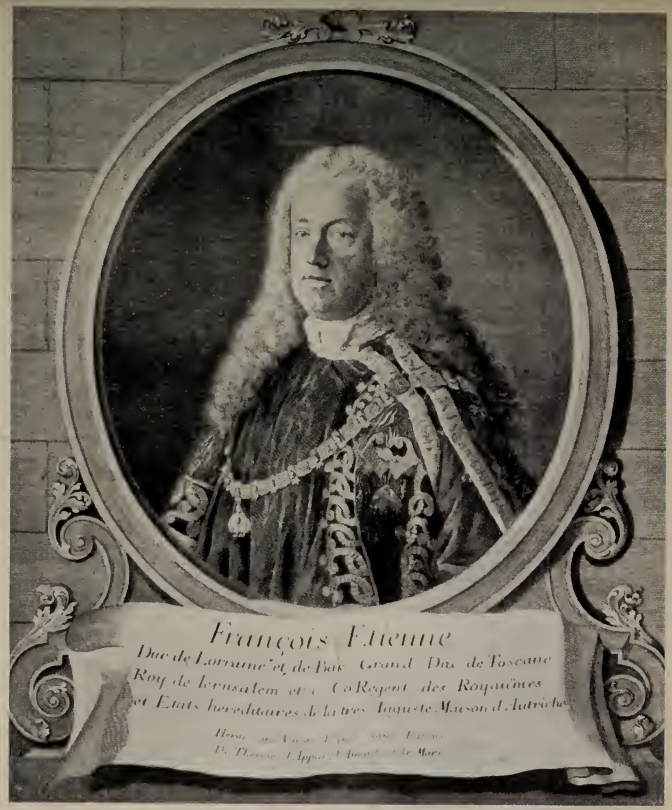
In der Konferenz saßen noch die Grafen Königsegg und Harrach. Der erste ein Mann von Bildung und den mannigfaltigsten Kenntnissen; aber er wird als unentschlossen und ängstlich geschildert. Man wußte nicht, ob er sich mehr aus Schwäche des Charakters oder aus Vorsicht und vermeinter Klugheit in den Hintergrund zurückziehe.

Das vergebliche und kaum eingestandene Widerstreben gegen einen höheren Willen, den sie nicht bekämpfen durften und den sie doch nicht für wohlgeleitet hielten, hatte in ihnen allen eine Abspannung hervorgebracht, welche die Dinge gehen läßt, wie sie mögen.

An die Stelle des Kaisers trat nun zwischen ihnen dessen dreiundzwanzigjährige Tochter, an der man bisher besonders jugendlich aufblühende Frauenschönheit und eine ruhig fortschreitende Bildung nach dem Maße des ihr zuteil gewordenen Unterrichts bewundert hatte. Sie hatte auch Latein gelernt, und ihr Lehrer wenigstens versicherte, sie wisse in den Autoren, die er mit ihr lese, deren Eigentümlichkeit zu unterscheiden; sie zeigte in allem, was sie trieb, Methode und feinen Sinn: im Umgange Ruhe und Ernst, nicht ohne Grazie. „Was ihr aber", sagt ein Venezianer von 1738, „den höchsten Wert verleiht, ist die Erhebung des Geistes, die sie an den Tag legt, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit des Gemütes; man sieht, daß sie fühlt, wozu sie geboren ist, und darf glauben, daß ihre Ratgeber dereinst keine despotische Gewalt über sie ausüben werden." Man sollte nicht

vergessen, daß in ihr noch anderes Geblüt wallte als das alterzherzogliche der einen oder der anderen Linie des Hauses Österreich-Spanien. Sie war eine Welfin von Herkunft. Ihre Mutter war die Tochter des energisch aufstrebenden Rudolph Wilhelm von Blankenburg im Harz und nicht ohne inneren Kampf zum Katholizismus übergetreten.

Nachdem Maria Theresia die für sie in ihrem Zustande doppelt schweren Tage der Krankheit und des Todes ihres Vaters überstanden, empfing sie die Huldigung ihrer Minister, die sie als Königin von Ungarn und Böhmen begrüßten; ihre Worte waren von Schluchzen unterbrochen; unverzüglich aber begann sie ihr Amt auszuüben und an den Konferenzen tätigen Teil zu nehmen. Die älteren Minister hatten sich wohl geschmeichelt, bei dem Thronwechsel das frühere Ansehen, von dem sie glaubten, daß es ihnen gebühre, wiederzuerlangen. Aus dem Munde Sinzendorfs wissen wir, daß sie deshalb vornehmlich den Großherzog, auf den sie zählen konnten, zur Würde eines Mitregenten beförderten. Maria Theresia liebte ihren Gemahl mit vollem Herzen, war um so mehr für seine Beförderung, da sie durch ihn den Glanz des kaiserlichen Namens bei ihrem Hause zu behaupten hoffte: allein ihre ererbte Macht mit ihm zu teilen, ihm wesentlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten, war sie nicht gesonnen. In der Geschichte der Königinnen ist es eine seltene Erscheinung, wie sie für ihre häuslich weiblichen Pflichten und ihre Herrscherbefugnisse ein gleich lebendiges Gefühl hegt, sie aber auseinander hält. Das von Jugend auf in ihr genährte Bewußtsein, daß sie die geborene Herrin sei, empfing in ihr überdies durch eine gewisse Pietät eine bestimmte Farbe und Richtung: sie wollte selber regieren, wie ihr erlauchter Vater; aber dieser selbst hatte sie von den Staatsangelegenheiten entfernt gehalten, und aus Ehrfurcht vor ihm hatte sie es vermieden, sich um sie zu bekümmern; sie war derselben vollkommen unkundig, als sie zur Leitung des Staates berufen wurde. Ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, suchte sie sich zuerst nur zu unterrichten. Sinzendorf übernahm es, sie zu informieren; sie war von dem Mißtrauen ergriffen, das alle Welt gegen ihn hegte und zog ihm Starhemberg bei weitem vor. Bald nach ihrem Regierungsantritt hören wir sagen, der führe das Ruder. Bei dem alten Antagonismus zwischen ihnen, der in alle Kreise zurückwirkte und durch den herbeigekommenen Kanzler Kinsky von Böhmen noch vermehrt wurde, geriet sie gleichsam wie in ein Labyrinth von Unschlüssigkeit, Mißtrauen in sich selbst und andere, verlegener Zaghaftigkeit, als sie von



Kaiserin Maria Theresia und ihr Gemahl Kaiser Franz I.
Kupferstich von J. C. Reinsperger nach den Porträts von J. C. Liotard (1744).

ihrem Oberhofmeister und Starhemberg selbst auf jenen Ratgeber ihres Vaters aufmerksam gemacht wurde, der auf diesen entscheidenden Einfluß gehabt hatte: Johann Christoph von Bartenstein.

Mitten unter den Abkömmlingen der vornehmsten Geschlechter hatte sich dieser Fremde und geborene Protestant, Sohn eines wenig genannten Professors in Straßburg, in die bedeutendste Stellung und Wirksamkeit emporgeschwungen. Er gehörte zu den früh entwickelten Talenten, wie man an seiner Doktordissertation sieht, die er, erst achtzehn Jahre alt, im Jahre 1709 herausgab und der sein Lehrer Bökler nicht mit Unrecht mannigfaltige Kenntnis, reifes Urteil, Verstand und Feuer nachrühmt. Er besaß damals schon die ganze Methodik juridisch-politischer und historischer Deduktionen, durch die er am Hofe von Wien, wohin er zufällig geriet und wo er kein Bedenken trug, die Religion zu ändern, sein Glück machte. Denn nirgends bedurfte man eines solchen Talentes mehr als dort, wo so unzählige bestrittene Ansprüche der Macht als Rechte zu erhärten waren. Bartenstein verband eine gute Kunde der Reichssatzungen mit der noch neuen Wissenschaft des Natur- und Völkerrechtes und zeigt ebensoviel dialektische Schärfe als Entschiedenheit der Ansicht, oder wenn wir hier davon reden können, der Gesinnung. Doch war er nicht ein bloßer Publizist. Die Stelle eines Staatssekretärs, zu der er erst in Vertretung eines anderen gelangte und die ihm niemand weiter streitig machte, gab ihm eine unmittelbare Beziehung zu dem Kaiser; denn mit den Mitgliedern der Konferenz verhandelte der Kaiser nur schriftlich. Bei dem ersten Vortrag, den Bartenstein ihm hielt, gewann er die ganze Gunst desselben. In seinem Amte, wo er an sich nur die Protokolle der Konferenzen niederzuschreiben gehabt hätte, erwarb er sich doch bald einen wesentlichen und durch die gute Meinung des Kaisers beförderten Einfluß auf die Geschäfte selbst. Was den anderen fehlte, Energie und Selbstvertrauen, davon wohnte ihm ein fast zu großes Maß bei. Der Herr, sagte man ihm einst, führt den Hof tief hinein; Bartenstein antwortete: ich werde auch wissen, ihn wieder herauszuführen. Gegen Ende Karls VI. genoß er ein Ansehen, das seinem Einfluß entsprach. Wenn er des Abends bei seinem Billard sichtbar wurde, drängte sich alles um ihn, die fremden Gesandten und der junge einheimische Adel.

Bei dem Thronwechsel nun — denn am großherzoglichen Hofe hatte man ihm immer Ungunst bewiesen — fürchtete Bartenstein den Verlust seines Ansehens. In einer der ersten seiner Audienzen

bei der neuen Königin senkte er ein Knie vor ihr und bot ihr seine Abdankung an. Sie war, wie sie selbst sagt, voreingenommen gegen ihn; aber sie fühlte jetzt, daß dieser Mann allein ihr zum Werkzeug dienen könne, um sich keinen fremden Willen aufdringen zu lassen. Sie erwiderte ihm, das sei nicht die Zeit, wo er abdanken dürfe; er möge fortfahren, so viel Gutes zu tun, als er vermöge. Böses zu tun, dieses herben Wortes hat sie nach ihrer eigenen Erzählung sich bedient, werde sie ihn schon zu verhindern wissen. Sie sah darüber hinweg, daß er wenig Welt besitze und ihr selbst im Kabinett oder im versammelten Rate beleidigende Dinge sagte; sie bemerkte nur, daß er trefflich unterrichtet, im höchsten Grade arbeitsam war, unbestechlich, zuverlässig.

Dabei also blieb es auch unter der jungen Königin, daß sich am Hofe und in der Konferenz zwei verschiedene Parteien oder vielmehr Richtungen der Meinung erhielten.

Die Parteien in Deutschland pflegen sich nicht allein darin zu unterscheiden, was sie zuletzt wollen, sondern auch in der Ansicht der Dinge und der Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kommen; theoretische Hartnäckigkeit nährt ihren Eifer. Maria Theresia urteilte, daß die Differenzen ihrer Minister von der Ambition eines jeden, seine Meinung durchzusetzen, herrühren. Bartenstein gewann ihre Gnade, zunächst dadurch, daß er den Ausbruch offenen Streites nicht allein zwischen ihnen, sondern auch mit ihr selbst verhinderte, so daß sie nicht genötigt wurde, zu gewaltsamen Maßregeln zu schreiten, die ihr sehr schwer geworden sein würden. Sie sah in ihm ihren vornehmsten Ratgeber, einen ausgezeichneten Staatsmann, und er wußte dann die Meinung, die sie im Einverständnis mit ihm gefaßt hatte, aufrechtzuerhalten. Und wenn nun Bartenstein bisher der vornehmste Verfechter der französischen Allianz gewesen war, so hielt er die Vorliebe für dieselbe fest. Er war doch kein Mann von dem echten Scharfsinn, der die Dinge sieht, wie sie sind, nicht wie er wünscht, daß sie seien. Die alten Gegner zog er nicht zu sich herüber; auf die Königin mußte er auch darum großen Eindruck machen, weil seine Ansicht etwas Beruhigendes hatte.

Die bayerischen Protestationen glaubte man durch die Vorlegung des Testamentes, worin die angegebenen Worte sich nicht fanden, auf immer abgetan zu haben; die Bewegungen in den unteren Kreisen, mit tumultuarischer Roheit verbunden, waren bald beschwichtigt; die Erbhuldigung ging ohne Hindernis vor sich. Wie hätten auch die Stände, welche die Pragmatische

Sanktion angenommen, sich weigern sollen, ihre eigene Festsetzung nunmehr ins Werk zu richten? Man befolgte die Methode, sich überall mit den Oberhäuptern des Landes in Verbindung zu setzen, und leicht wurden die ersten Anforderungen bewilligt; wo ja ein Widerstand besorgt wurde, verschwand er doch, sobald die Königin persönlich hervortrat. Die Besorgnisse, die man in den ersten Augenblicken gehegt, machten bald einer der Zukunft vertrauenden Sicherheit Platz; man überredete sich, nicht allein die Erblande in ihrer Integrität, sondern auch durch die Erhebung des Großherzogs zum kaiserlichen Throne die bisherige Stellung in der Welt behaupten zu können. Der einzige Widerspruch, der sich erhob, der bayerische, brachte bei dem unendlichen Abstand der Kräfte keinen Eindruck hervor, da man sich Frankreichs versichert hielt. Die Zuversicht, in der man sich durch Andeutungen entgegengesetzter Art nicht stören ließ, daß Kardinal Fleury an der Garantie festhalten werde, die man ihm mit so großen Zugeständnissen vergütet, die er so feierlich gegeben hatte, war sozusagen der Eckstein der ganzen Politik. Sorgfältig vermied man, auf die englisch-französischen Irrungen einzugehen; den Klagen der Engländer über die Tendenzen Frankreichs zur Universalmonarchie, für die man sonst sehr empfänglich gewesen, verschloß man sein Ohr.

Damit hängt es zusammen, daß man auf Preußen so wenig Rücksicht nahm. Wenn es früher einmal schien, als könne Bartenstein dieser Macht Dienste erweisen, so hatte sich das Gegenteil längst gezeigt; schon durch die Heftigkeit der Hofdekrete in der Herstallschen Sache, die eben dem einseitigen Eifer des Staatssekretärs schuld gegeben wurde. Für die folgenden Eröffnungen Preußens fehlte es Sinzendorf und seinen Freunden vielleicht nicht an allem Sinn, insofern sie eine Herstellung der großen Allianz immer im Auge behielten, und einige eingehende Worte ließen sie verlauten; aber diejenigen, die nun einmal ihr Vertrauen auf Frankreich setzten, konnten darauf nicht hören. Die Idee, von welcher Friedrich ausging, daß die Franzosen ihre alten Pläne gegen Österreich erneuern und es zu verderben suchen würden, war eben das Gegenteil von dem, wovon sie sich überzeugt hielten. Durch jede Annäherung an eine andere Macht fürchteten sie sich Frankreich zu entfremden und eine Gefahr eher hervorzurufen, als zu beseitigen.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft traf sie die Nachricht von den Vorbereitungen des Königs von Preußen zu einem Einfall in Schlesien.

Die ersten Anzeigen von diesem Vorhaben empfing man in Wien am 5. Dezember, doch konnte man sich nicht entschließen, ihnen Glauben beizumessen. Am 9. langte ein Offizier an, der von den Bewegungen der preußischen Regimenter gegen Schlesien Meldung machte. Am 12. ließen die einlaufenden Nachrichten keinen Zweifel mehr übrig; man bekam die Liste der beorderten Regimenter, erfuhr die Namen der zum Nachtlager des Königs bestimmten Ortschaften.

Hierauf ward Konferenz auf Konferenz gehalten. Die einen waren der Ansicht, Friedrich werde sich gewiß nur eine Änderung des zuletzt in der bergischen Sache angenommenen Systems erzwingen wollen; die anderen: ein neuer Karl XII. steige in ihm auf und man habe alles von ihm zu besorgen. Die herrschende Überzeugung war, daß man ihn leicht bestehen werde. Es sei möglich, daß er zunächst im Felde die Oberhand behalte: aber die festen Plätze werde man schon behaupten und ihn dann mit ein paar Husarenregimentern wieder verjagen; überdies aber, die Königin habe Freunde, die sich ihrer annehmen würden; unmöglich könne das Reich den Einfall eines Kurfürsten in das Gebiet eines anderen Kurfürstentums während eines Interregnums ungeahndet lassen. Man gab die Meinung kund, der Angriff des Königs werde auf seinen Kopf zurückfallen.

Indem der König zu den Waffen griff, hat er auch Unterhandlungen eröffnet. Am 9. Dezember beschied er Botta in das Schloß zu Berlin und eröffnete ihm noch im tiefsten Geheimnis den Plan, den er habe: er wolle in Schlesien einrücken und die Landschaften in Besitz nehmen, auf die er ein Recht habe; aber zugleich seinen Ansprüchen dadurch einen größeren Nachdruck geben, daß er der Königin von Ungarn gegen alle ihre Gegner die kräftigste Hilfe leiste; überdies wolle er alles tun, um ihren Gemahl zum römischen König zu befördern; da er kein rechtes Vertrauen zu seinem Gesandten habe, wolle er seinen Obermarschall Gotter nach Wien senden, um die Unterhandlung zu führen. Gotter war schon früher in Wien gewesen und hatte sich durch seine Art zu leben ein gewisses Ansehen in der Gesellschaft und am Hofe erworben. Der Großherzog Franz war durch Botta bereits informiert, als ihm offizielle Eröffnungen geschahen. Borcke ist es doch gewesen, der sie machte, einem früheren Auftrage gemäß, der ihm bald nach den Rheinsberger Beratungen gegeben war. Er wollte keinen Tag vorübergehen lassen, nachdem der König in Schlesien eingedrungen sein werde, denselben zu vollziehen. Dieser ging dahin, die engste Allianz mit dem Hause Österreich

zugleich mit den Seemächten anzubieten, die kräftigste Unterstützung und die Förderung zur römischen Königskrone zu versprechen; dagegen aber die Abtretung der Provinz Schlesien zu verlangen. Die Erklärungen des Königs gegen Botta waren nicht ganz so weit gegangen. Der Großherzog empfing Borcke mit einer gewissen Überlegenheit. Die Erbietungen nahm er an, die Forderungen lehnte er mit der größten Entschiedenheit ab. Hierauf erst erschien Gotter, den schlechte Wege länger aufgehalten hatten, als er glaubte. Er sprach sich über den Entschluß Friedrichs, sich in Schlesien zu behaupten, und über seine Macht mit allem möglichen Nachdruck aus; aber er fand einen Widerspruch, der ebenso entschieden war.

In Berlin hatte man sich nicht verhehlt, daß ein bewaffnetes Eindringen natürlichen Widerstand erwecken würde, aber darauf gerechnet, daß dies Gefühl durch die viel größere Gefahr, die von einer andern Seite her drohe, gemäßigt und eine Unterhandlung auf der vorgeschlagenen Grundlage eingeleitet werden könne. Die am Hofe zu Wien vorherrschende Meinung wollte aber eine solche Gefahr nicht erkennen, leugnete ihre Existenz ab; man sah in dem preußischen Unternehmen einen einseitigen Angriff, den man um jeden Preis zurücktreiben müsse und auch ohne viele Schwierigkeit zurückzutreiben imstande sei. Der Großherzog sprach sich dahin aus: die Königin dürfe von ihren Erblanden niemandem auch nur einen Zoll breit abtreten, wenn sie nicht die vermeinten Ansprüche vieler anderen rege machen wolle; eher würde sie sich mit allen anderen vertragen, eher würde sie die Türken vor Wien kommen lassen, ehe sie auf Schlesien Verzicht leiste. Was ihn betreffe, so solle man nicht sagen, daß er einen Augenblick daran gedacht habe, zur Kaiserkrone zu gelangen, gegen den Verlust einer Provinz; er müßte der letzte aller Menschen sein, wenn es ihm beikäme; lieber wolle er sich unter den Ruinen der Welt begraben lassen.

Nur einmal trat der Großherzog einen Schritt näher. Als ihm Gotter am Neujahrstage 1741 sagte, sein König bestehe nicht auf das gesamte Schlesien, warf er die Frage auf, was man demselben anbieten solle: Schwiebus werde ihm zu wenig, dagegen die Hälfte von Schlesien für Österreich bei weitem zuviel sein; es sei unendlich schwer, eine Abkunft zu treffen, doch wolle er nicht die gänzliche Unmöglichkeit davon behaupten. Mehr konnte er nicht sagen; eben klopfte seine Gemahlin an die halbgeöffnete Tür, und er zog sich unverweilt in die Gemächer derselben zurück.

Noch immer war im Grunde die Frage offen, ob man überhaupt in Unterhandlungen eintreten wolle oder nicht.

Es ist gewiß, daß der Großherzog nicht dagegen und Sinzendorf sehr dafür war; er hat den englischen Gesandten einst gefragt, was er dazu sage; dieser antwortete: seinem Könige könne es nicht anders als erwünscht sein.

Aus den Aufzeichnungen Maria Theresias entnehmen wir, daß der oberste Kanzler von Böhmen, Kinsky, und der Graf Harrach, der zu der Konferenz gehörte, für Sinzendorf waren; mit Entschiedenheit aber war Bartenstein dagegen.

Wider den Rat des englischen Gesandten hatten sich Gotter und Borcke an Bartenstein gewandt; er hatte sie gar nicht einmal sehen und ihre Anträge hören mögen. Wie Bartenstein, so war auch Starhemberg gesinnt. Ihre Argumente waren: daß die Garantie der Erbfolgeordnung durch die Abtretung irgendwelchen Landstrichs durchbrochen und ungültig gemacht werden würde; auch werde sich der König von Preußen mit dem, was man ihm überlasse, doch nicht begnügen, sondern auf eine Entschädigung durch ganz Schlesien bestehen. Frankreich werde an der ausgesprochenen Garantie festhalten; was dann auch Sachsen oder Bayern dagegen versuchen sollten, würde wenig bedeuten und der König von Preußen in seine Schranken zurückgewiesen werden können.

Von den Rechten, die er in Anspruch nahm, hatte man in Wien keinen deutlichen Begriff. Der Berliner Traktat sowie die Schwiebuser Transaktionen waren in Vergessenheit geraten und wurden keiner Rücksicht gewürdigt. Man hielt dafür, daß man dem König von Preußen nichts schuldig sei und seines Beistandes nicht bedürfe. Vielleicht dürfte man noch zweifeln, ob nicht hierbei Sinzendorf und der Großherzog, die eine Übereinkunft wünschten, besser beraten und bessere Ratgeber waren als Bartenstein, der auch jetzt von seiner Vorliebe für Frankreich beherrscht wurde, aber sein im Aufsteigen begriffenes Ansehen überwog. Die Königin stimmte ihm bei. Im Anfang des Jahres 1741 erklärte Maria Theresia, sie fühle sich durch Ehre und Gewissen gebunden, die Pragmatische Sanktion gegen jeden direkten und indirekten Bruch derselben aufrechtzuerhalten: demzufolge könne sie weder ganz Schlesien noch auch einen Teil desselben abtreten.

Wir erfahren, daß eine innere Irrung in England nicht ohne Einfluß auf diese Entscheidung gewesen ist. Die bereits erschütterten, aber noch nicht aus dem Amte verdrängten Whigminister wünschten die Verbindung mit Preußen und eine Ver-

ständigung zwischen den beiden Mächten. Die Männer der Opposition traten mit dem österreichischen Gesandten in Verbindung, der unter ihrem Einfluß nach Wien meldete, das englische Parlament werde alles aufbieten, um die Pragmatische Sanktion aufrechtzuerhalten. Überhaupt aber entsprach die Resolution der Königin der in Wien vorherrschenden Stimmung; der abweichenden Meinungen hat man kaum jemals gedacht, so ganz wurden sie in den Hintergrund gedrängt. Die Animosität gegen Preußen waltete in den Gemütern vor.

Durch die erwähnten Äußerungen des Großherzogs bewogen und von ihrem König bestimmter als bisher in Kenntnis gesetzt, daß er sich mit einem Teile von Schlesien begnügen werde, faßten die preußischen Gesandten die Hoffnung, es doch noch zu einer Unterhandlung zu bringen; gegen ihre ursprüngliche Absicht gaben sie die ermäßigten Forderungen ihres Königs samt seinen Anträgen förmlich zu Protokoll. Aber ihre Erwartung täuschte sie. Das Wiener Kabinett benutzte die preußischen Anträge, um sie den europäischen Höfen, namentlich denen, gegen welche die darin ausgesprochenen Anerbietungen gingen, mitzuteilen. In der Sache selbst beharrte es bei der von Anfang an gegebenen Erklärung, daß keine Unterhandlung stattfinden könne, ehe der König nicht Schlesien wieder verlassen habe; wie der Großherzog sagte: da das Schwert gezogen sei, so höre jede Verhandlung auf. Den Ausdruck, daß es einem Kurfürsten zu Brandenburg zukomme, einem künftigen Kaiser die Dienste eines Kämmerers zu leisten, statt ihn mit feindlichen Waffen zu überziehen, finde ich nicht wörtlich in den Berichten: aber er mag mündlich mitgeteilt worden sein; der Sinn einer althergebrachten Superiorität, die plötzlich verletzt, sich um so mehr hervorzuheben sucht, erscheint in jedem Worte, jeder Bezeigung. Die Königin drückt sich so aus, als seien alle göttlichen und menschlichen Rechte in ihr beleidigt.

Es gibt geistige Atmosphären, die nichts miteinander gemein haben. Die Meinungen quellen an einer Stelle aus anderen Wahrnehmungen und Anschauungen, aus einem anderen Boden auf als an einer anderen; man atmet sozusagen in anderen Gedanken.

Welch ein Unterschied zwischen dem Hofe zu Wien, der nur seine alte Hoheit fühlt, und dem preußischen Feldlager, wo alles in emporstrebender Tätigkeit lebte. Die Verwerfung des preußischen Unternehmens war in Wien so einmütig und stark, daß sie selbst die beiden preußischen Gesandten ergriff. Borcke schrieb seinem König geradezu: wenn er bei dem Entwurf zu-

gezogen worden wäre, würde er dagegen gestimmt haben. Gotter, der im vertraulichen Gespräch seinen Herrn wohl als einen Mann bezeichnet, welcher einige gute Eigenschaften, aber zugleich den Fehler der Ehrsucht und der Liebe zum Gelde habe und niemals guten Rat annehme, lobt den Minister Podewils, daß er zu diesem Unternehmen nichts beigetragen, und preist sich selber glücklich, daß auch er dies nicht getan habe. Dem König hat er wirklich die Meinung des Wiener Hofes wiederholt, es sei für ihn fürs erste nichts zu tun, als daß er Schlesien wieder verlasse. Die Zuversicht und der Stolz des Hofes beherrschte selbst die Fremden und Gegner.

Als die Nachricht von den Vorfällen in Breslau einging, wurde jedes weitere Verhältnis abgebrochen; die preußischen Gesandten verließen Wien; am 18. Januar traf Gotter bei den Vorposten Schwerins in Oberschlesien ein, und man sah, daß es zwischen den beiden Mächten zu einem ernstlichen Kampfe kommen werde.

Die nächste Frage war aber noch nicht, welche von beiden in sich die stärkere sei, sondern vielmehr, welche von ihnen die großen Angelegenheiten richtig gefaßt habe: was für eine Haltung die Mächte überhaupt nehmen würden, vor allem Frankreich, von dem noch gleichsam die Summe der Dinge auf dem Kontinent abhing.

Zweites Kapitel.

Politik von Frankreich; dessen Annäherung an Preußen.

Der Wiener Hof setzte ein unbedingtes Vertrauen auf die enge Allianz, die er mit Frankreich geschlossen hatte, auf den Mann, der die Politik dieses Landes leitete. Maria Theresia hat wohl später die Meinung ausgesprochen, erst durch den Einfluß von Preußen sei dieser irregemacht, in eine andere Richtung fortgezogen worden: sie war aber dabei ohne Zweifel im Irrtum.

An den Ereignissen haben wir Kardinal Fleury schon kennengelernt. Wenn man mit ihm sprach, so hätte man ihn nicht für ehrgeizig halten sollen. Er besaß überhaupt den Zauber einer angenehmen Unterhaltung, die dem Alter so wohl anstehende Gabe leichter Erzählung, Kenntnis der Literatur, mit der er sein Gespräch würzte; niemand erschien liebenswürdiger, feiner. Kam er auf die Geschäfte zu sprechen, so hörte man nichts als friedliche Äußerungen, und man glaubte ihm um so leichter, da seine bedachtsame Art und Weise von vielen als Zaghaftigkeit getadelt ward. Aber schon in den Dingen des gemeinen Lebens wurde er von denen, die ihn näher kannten, wenn wir ihre Ausdrücke wiederholen dürfen, „als ein feiner Fuchs, als ein großer Praktikus“ betrachtet; in den öffentlichen bewiesen die Erfolge, wie tief er seine Pläne anlegte, wie geschickt und geheimnisvoll er fortschritt, bis seine Kombinationen sich erfüllten und das Erwünschte sich als eine notwendige Auskunft Platz machte. Er hatte nichts dagegen, daß man indessen auf ihn schalt. Er liebte nicht, wie andere, auf dem Wege zu seinem Ziele zu glänzen, sondern nur dies zu erreichen. Das vornehmste aber, das ihm vorschwebte, vor dem ihm alle Rücksichten und Dinge verschwanden, war das allgemeine, das Übergewicht der französischen Macht in der Welt zu behaupten und zu erweitern. Den Gegensatz gegen Österreich hielt er so fest im Auge wie Richelieu oder Ludwig XIV.

Was Fleury über die Garantie der Erbfolgeordnung dachte, brauchen wir nicht aus seinen Handlungen zu schließen: hören wir, wie er sich gegen den außerordentlichen Gesandten Friedrichs in dem

Augenblicke äußerte, als die Nachricht noch nicht einmal vom Tode, sondern erst von dem hoffnungslosen Zustande des Kaisers bei ihm eintraf. Er teilte sie ihm mit, mit gedämpfter Stimme, nach einem Moment von Zögern und Nachdenken, und ging mit ihm dann die deutschen Fürsten durch, welche die meiste Wichtigkeit haben würden. Hierbei brachte der Gesandte die Pragmatische Sanktion zur Sprache. „In unserem letzten Friedenstraktat sind wir beigetreten", sagte Fleury, „aber mit der folgenden Klausel: unbeschadet der Rechte eines Dritten." Eine Klausel, sagte jener, durch die sie mit einem Male vernichtet wird. „Aber das versteht sich", versetzte der Kardinal, „bei Dingen dieser Art von selbst." Gleich darauf traf die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode des Kaisers ein.

So war nun einmal der Charakter der damaligen Politik. Robinson stellt es als eine allgemeine Regel der Diplomatie auf, die offiziellen Erklärungen der Höfe nicht sowohl deshalb zu studieren, um ihren positiven Inhalt zu verstehen, als deshalb, um zu bemerken, wie sie der andere Teil zu umgehen gedenke, ohne mit sich selbst in offenen Widerspruch zu geraten.

Die Rechte Dritter aber, auf welche Fleury trotz seiner Garantie Rücksicht nehmen zu dürfen glaubte, waren nicht allein die bayerischen, deren wir gedachten, sondern auch die des spanischen Hofes.

Beim letzten Friedensschluß hatte der spanische Hof kaum bemerken wollen, daß er zwei herrliche Königreiche als eine Sekundogenitur gewann, sondern sich nur beschwert, daß er den Garten Italiens, Toskana, und das alte Erbteil der Farnesen, Parma und Piacenza, auf das er mit großer Sicherheit gerechnet hatte, wieder aufgeben müsse. Damals, kaum beschwichtigt, erhob sich sein Ehrgeiz beim Tode Karls VI. aufs neue. An die Garantie glaubte dieser Hof sogar in bezug auf die eigenen Ansprüche nicht gebunden zu sein; die von Österreich aufgestellte Erbfolgeordnung, sagte er, sei in sich selber null und nichtig und habe daher niemals gültigerweise garantiert werden können.

Die Bourbonen gingen, wie oben angedeutet, überhaupt von dem Grundsatz aus, daß in ihnen die spanische Linie des Hauses Österreich fortlebte; sie behaupteten, alle die Rechte, welche einst Kaiser Karl V. bei der Übertragung seiner deutschen Erblande auf seinen Bruder, demnach seinen eigenen Nachkommen, vorbehalten habe und die 1617 erneuert worden, seien ihnen zugefallen; wenn nicht in der unermeßlichen Ausdehnung, die sich diesen Ansprüchen

geben ließ, aber in bezug auf Italien war man in Spanien entschlossen, dieselben durchzufechten.

Wäre man dort gerüstet gewesen wie der König von Preußen, so würde man keinen Augenblick gezögert haben, eine Besitzergreifung zu versuchen so gut wie dieser; aber der spanische Kriegsminister bemerkte, ehe man eine Unternehmung beginne, müsse man erst Truppen dazu in Bereitschaft haben: die einzig mögliche Geschwindigkeit bestehe darin, sich ohne Zeitverlust zu rüsten.

Nach allem, was wir erfahren, war hierzu keine Verabredung mit Frankreich vorausgegangen. Kardinal Fleury drückte sich gegen den spanischen Hof, dessen Ehrgeiz er nicht hervorzurufen brauchte, nur mit großer Zurückhaltung aus; allein man zweifelte in Madrid an sich nicht, daß man in dieser wie in der amerikanischen Sache die Macht der Franzosen für sich haben werde. Wie sollten diese nicht alles tun, um den alten Entwurf einer bourbonischen Familienherrschaft weiter auszuführen. Neben Fleury gab es sowohl Ministerialbeamte als Generale von Einfluß, in denen dieser Gedanke auf das kräftigste wirkte und von denen er ausgesprochen wurde.

Unter den ersten tat sich ein Mann hervor, dessen Vater schon eine ähnliche Stellung bekleidet und eine gleiche Richtung verfolgt hatte, des Namens Pecquet. Er war seinem Vater früher beigeordnet gewesen, aber schon seit mehr als 20 Jahren selbständig. Dieser, der für das Orakel des ganzen Auswärtigen Amtes galt, machte in den großen Angelegenheiten die Traditionen aus der Regierung Ludwigs XIV. geltend; er nährte noch den stolzen, heftigen, unternehmenden Geist dieser Epoche und schlug zuweilen den alten Ton an. Er war es hauptsächlich, der sich jenen Plänen einer weiteren Ausbreitung der preußischen Macht am Rheinufer entgegengesetzt hatte.

Unter den Männern, die zugleich in dem Kriegsheer Bedeutung hatten und Gaben für die Verwaltung besaßen, erregte der Graf von Belleisle die meiste Aufmerksamkeit. Man sagte von ihm, daß er kein Hindernis der Welt achte, wo er auf Ruhm hoffe, sei es für sich oder für Frankreich, fand ihn stolz und verstellt. Das letzte kann ich nach Einsicht einer großen Anzahl seiner Schriften nicht bestätigen, aber wohl das erste; er zeigte sich gewandt, ehrgeizig, unermüdlich. Er faßte die Lage der Politik noch von einer anderen Seite, besonders in bezug auf Deutschland und das Haus Bayern.

In einem ausführlichen Gutachten entwickelt er, daß es jetzt endlich möglich sei, die österreichische Macht, welche bisher der

französischen im Wege gestanden, vollends herunterzubringen, ja nicht allein möglich, sondern notwendig.

Würde man zulassen, daß der Großherzog von Toskana zum Kaiser gewählt werde, so würde dieser auch gar bald versuchen, sein Erbland Lothringen wieder zu erobern, die spanische Linie des Hauses Bourbon aus Neapel zu verjagen und die alte Allianz gegen Frankreich zu erneuern, die auch gegen den französisch-spanischen Handel gerichtet sei. Man müsse sich erinnern, daß der Großherzog sein Geschlecht von Karl dem Großen herleite, noch im Jahre 1711 sei in einem gedruckten Buche der Rechte auf Frankreich gedacht worden, die demselben daher entsprangen: auch auf Provence und Bretagne erhebe er Ansprüche; sogar die eigene Erhaltung mache zur Pflicht, ihn nicht zum Kaiser wählen zu lassen. Sei es aber gefährlich, daß das Haus Lothringen-Österreich zum Kaisertum gelange, so sei doch damit nur wenig ereicht, wenn man es jetzt davon ausschließe. Durch den Besitz so vieler und so ansehnlicher Erblande würde es imstande sein, diese Würde in Zukunft nach Belieben zurückzunehmen. Und so schließt er, daß die Sicherheit von Frankreich beides fordere, sowohl das Kaisertum an ein anderes Haus zu bringen als auch die Erblande zu teilen.

Für die kaiserliche Krone nun scheint ihm kein anderes Haus so geeignet wie das bayerische. Es hatte im Bunde mit Frankreich bisher nichts als Gefahren, Verlust und Unglück davongetragen. Man meinte, ihm durch eine Beförderung zur kaiserlichen Krone seine alte Anhänglichkeit zu erwidern.

Um ferner die Teilung der österreichischen Lande ins Werk zu setzen, hielt Belleisle den Abschluß einer großen Allianz für notwendig; mit Spanien und mit Bayern nicht allein, sondern zugleich mit Sardinien und Preußen; auch Schweden wollte er herbeiziehen; über Sachsen drückt er sich zweifelhaft aus. Aus dieser großen Erbschaft bestimmte er die Niederlande samt Luxemburg für Frankreich, das Königreich Böhmen für Bayern, Schlesien für Preußen; Sardinien und Spanien sollten sich in die oberitalienischen Länder teilen. Was die Königin von Ungarn und ihren Gemahl anbetrifft, so könne man ihnen Österreich und Ungarn lassen.

Aber auch dies, fügt der Marschall hinzu, werde sie dem guten Willen von Frankreich verdanken. Denn wie wollte sie so vielen mächtigen Staaten zusammen Widerstand leisten. Deren Verbindung allein sei schon genug, die Sache zu entscheiden; des Schwertes werde es nicht viel bedürfen. Und sei es einmal dahin gebracht, wer werde dann jemals Kraft genug haben, sich mit Frankreich zu

messen? „Die Seemächte werden nichts mehr vermögen, ein Haus Österreich wird es nicht mehr geben, das königliche Haus von Frankreich wird, solange es besteht, Schiedsrichter und Herr von Europa sein.“ Es scheint ihm nicht anders — und er spricht es mit dürren Worten aus —, als daß die Vorsehung die Lage dieser Dinge hervorgerufen habe, um das Schicksal der Welt in die Hand des Hauses Bourbon zu legen.

Die Aufforderungen von Spanien trafen mit den Regungen des bourbonischen Ehrgeizes in Frankreich selbst zusammen, und alles war schon in kriegerischer Stimmung, als Fleury, von dem wir voraussetzen können, daß er eben dies erwartete, die Sache in einem Ministerrat zu förmlicher Diskussion brachte.

Und hier nun drang zuerst die Ansicht durch, auf welche auch Belleisles Denkschrift am meisten baut, daß Frankreich die Erhebung eines geborenen Herzogs von Lothringen zum römisch-deutschen Kaiser nicht zugeben dürfe. Wie sie einst Lothringen nicht mit den Erblanden des Hauses Österreich verbinden lassen wollten, so schien es ihnen unerträglich, daß nun der verstoßene Fürst dieses Landes, von dessen Haß gegen Frankreich man ohnehin viel zu sagen wußte, die Rechte des Kaisertums ausüben solle. Dahin ging die einmütige Meinung aller; man beschloß, den französischen Einfluß in dieser Sache gegen den Großherzog und vielmehr zugunsten des Kurfürsten von Bayern zu verwenden.

Fragte man aber weiter, wie der Kurfürst befördert werden könne, so schien es auch hierfür notwendig, daß sich Frankreich der Erbansprüche desselben an die österreichische Verlassenschaft annehme. Der Kardinal ließ sich die alten Verträge vorlegen, die mit Max Emanuel abgeschlossen worden, ohne Zweifel vornehmlich den Versailler von 1701, den späteren, den man mit dessen Sohn Karl Albert eingegangen, und fand sie bindend für immer. Man verbarg sich in der Beratung nicht, daß man auf diese Weise mit dem Wortlaut der Garantie, die man dem Hause Österreich gegeben, in Widerspruch gerate; aber man urteilte, da die eine dieser Versprechungen der anderen zuwiderlaufe, so könne man nicht beiden zugleich nachkommen; wolle man aber neutral bleiben, so würde man Bayern nicht gewinnen und Österreich doch verlieren. Und überdies, wie gesagt, man setzte jene Klausel voraus, die aller wesentlichen Verpflichtungen überhob.

Schon waren die Unterhandlungen mit Bayern im vollen Gange. Wir kennen sie nicht in ihren Einzelheiten, aber soviel wir wissen, war es an demselben Tage, an welchem Borcke seine Eröffnungen in Wien machte, am 17. Dezember, daß der französische Gesandte

in München dem Kurfürsten die Zusage gab, der König von Frankreich wolle seine Absicht auf den kaiserlichen Thron unterstützen und auch sonst seine Rechte anerkennen. Von Anfang an ward der zwiefache Gesichtspunkt gefaßt, daß Bayern mit einer eigenen Macht im Felde zu erscheinen instand gesetzt und mit französischen Hilfsvölkern unterstützt werden müsse.

Hätte man in Wien davon eine Ahnung gehabt, man würde die preußischen Anträge wohl anders aufgenommen haben. Aber in einer Verblendung, die nicht einmal gutmütig genannt zu werden verdient — denn sie beruhte auf rechthaberischem Eigensinn und alten Antipathien —, hielten Bartenstein und seine Freunde an ihrem falschen Zutrauen fest. Sie glaubten viel für sich selbst auszurichten, wenn sie den Höfen in Versailles, München und Dresden das preußische Erbieten, die Erbfolge gegen alle anderen Ansprüche zu verteidigen, in eine große Allianz gegen Frankreich zu treten, mitteilten. Sie mochten voraussetzen, daß Friedrich mit diesen Mächten, besonders der ersten, bereits Verbindungen angeknüpft habe, worauf er als zweizüngig und höchst unzuverlässig erschienen wäre. Da das aber nicht der Fall war, da er den Franzosen von seinem Unternehmen nicht einmal Nachricht gegeben, so bewirkten sie nur, daß diese, zugleich von dem Verwerfen jener Erbietungen durch Österreich unterrichtet, um so mehr die Hoffnung faßten, Preußen auf ihre Seite zu ziehen. Man beschloß in Versailles, dem bereits im Siege begriffenen König Allianz anzubieten. Der Gesandte ward am 14. Januar 1741 beauftragt, demselben zu erklären, Frankreich ziehe eine Verbindung mit ihm jeder anderen vor, habe nicht die mindeste Eifersucht über eine Vergrößerung der preußischen Macht nach jener Seite hin und wünsche seinem Unternehmen einen glücklichen Ausgang; wofern er die Ansprüche des Kurfürsten von Bayern anerkennen und denselben zur kaiserlichen Krone zu befördern verspreche, wolle es mit ihm in ein Bündnis zu gegenseitiger Verteidigung treten. Dem Gesandten ward der Entwurf eines solchen Bündnisses und die Vollmacht, es abzuschließen, übersendet.

Haltung des Königs von Preußen.

Am 29. Januar kam Friedrich II., nachdem er die schlesischen Grenzen gegen den Einfall eines österreichischen Heeres einigermaßen instand gesetzt, nach Berlin zurück, in blühender Gesundheit, die durch die Anstrengungen des kurzen Feldzuges eher gewonnen hatte; des anderen Tages erschien er wieder auf einem

Hofball, jedoch nicht so ganz unbenommenen Geistes wie anderthalb Monate früher; er sprach lange und angestrengt mit den fremden Gesandten, für welche diese Bälle als Audienz dienten.

Zwei Tage nach seiner Rückkunft teilte ihm Valori die Vorschläge seines Hofes mit. Von Österreich mit seinen Forderungen zurückgewiesen und mit einem Kampfe auf Leben und Tod bedroht, sollte er nicht einen Antrag wie diesen mit Freuden ergreifen, seinen ersten Weg verlassen und den zweiten einschlagen?

Er trug noch das größte Bedenken.

„Welchen Vorteil", sagte er Valori, „kann ich mir von dieser Allianz versprechen? Die übrigen Mächte sind bereit, sich gegen Frankreich und dessen Verbündete zu koalisieren. Ihr müßt wissen, daß dem Kurfürsten von Bayern in der Meinung der Deutschen nichts so vielen Schaden tut wie sein Verhältnis zu dem französischen Hofe. Ich sehe noch nicht, auf welche Hilfe ich mir Rechnung machen darf, ob Frankreich ernstlich entschlossen ist, den Kurfürsten von Bayern und das Pfälzische Haus in streitfertigen Stand zu setzen, die Ansprüche von Spanien zu begünstigen und mir Schlesien zu garantieren. Wenn ich nicht über alle diese Dinge sicher, und zwar sehr sicher gestellt bin, muß ich mich nicht lieber nach der anderen Seite hinwenden?" Er zeigte nicht das mindeste Verlangen, den Vertragsentwurf zu sehen, und als ihn Valori einreichte, ließ er ihn lange unbeantwortet; der Gesandte kann seinen Verdruß nicht verbergen.

Der Mann, durch den Friedrich in diesen Gesinnungen bestärkt und dabei festgehalten wurde, war Heinrich von Podewils, derselbe, welcher der erste Vertraute seiner Entschlüsse gewesen war und die bisherige Politik an die Hand gegeben hatte. Er setzte sich einer Allianz mit Frankreich in jedem Gespräche, jeder Eingabe, jedem Briefe entgegen.

Von König Friedrich sagt Podewils selbst, er sei sein eigener erster Minister: er lasse seinen Räten nur den Ruhm seines Gehorsams. Wenn aber auch die entscheidenden Gedanken, die den Antrieb gaben, im Kopfe des Königs entsprangen, so hat doch Podewils auf die Ausführung derselben, die Mittel, die man dazu ergriff, zuweilen ihre innere Modifikation, einen großen Einfluß ausgeübt.

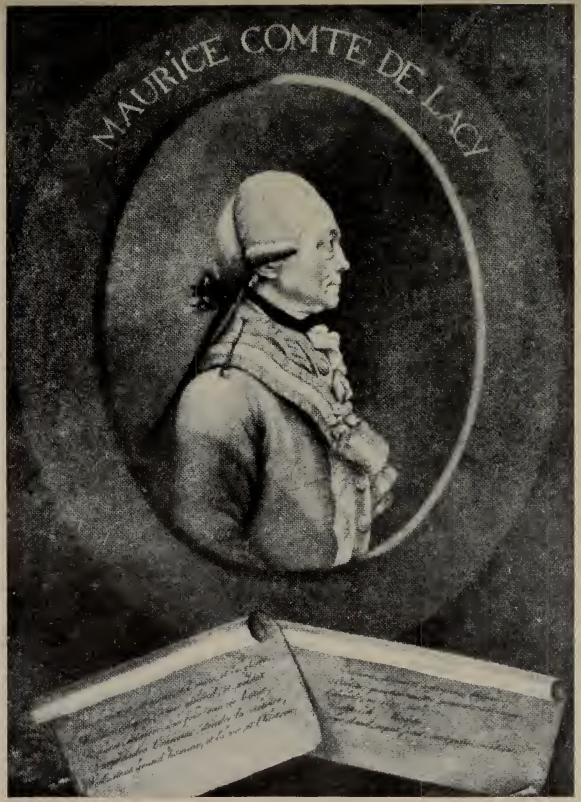
Es war nicht nötig, den König vor der französischen Überlegenheit zu warnen; er hegte selbst ein lebendiges Gefühl der Gefahr, die darin lag. Aber bald unter dem einen, bald unter dem anderen Gesichtspunkt stellte ihm Podewils vor, welche widrige Wir-

kungen er von einem Abschluß dieser Allianz erwarten müsse. Ohne Zweifel werde er Rußland und die Seemächte gegen sich in die Waffen bringen, und dürfe er wohl auf Frankreich vertrauen? Wie unzuverlässig habe sich dies in der letzten polnischen Verwicklung gezeigt! Aber gesetzt auch, Frankreich hielte fest, so werde der König durch dessen Hilfe noch nicht in den Stand gesetzt, es mit der vereinten Macht von Österreich, Rußland, England-Hannover, Dänemark, Holland aufzunehmen. Zu einem solchen Versuch dürften seine Soldaten und seine Geldmittel nicht hinreichen; ein geringer Unfall könne Brandenburg zur Beute seiner Feinde machen.

Der Rat, den Podewils auf diese Betrachtungen gründete, war nun ein zweifacher. Rußland und die Seemächte sollten womöglich bewogen werden, den Wiener Hof durch ihre Vermittlung zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Dazu gehörte aber, daß man nicht zu viel verlangte. Podewils riet, nur etwa die vier Herzogtümer Glogau, Wohlau, Liegnitz und Jauer zu fordern und selbst auf dem letzten nicht entschieden zu bestehen. Er führte das Beispiel des Großen Kurfürsten an, der, wie König Friedrich Wilhelm so oft erinnert, die Hälfte von Vorpommern hätte haben können, wenn er sich damit begnügt hätte, aber weil er dies nicht wollte, das ganze verloren habe. Erwerbe der König auch nichts als jene drei Herzogtümer, so werde ihm sein Haus dafür unendlich verpflichtet sein müssen; andere Aussichten für eine nahe Zukunft eröffne ihm dann sein bergisches Anrecht.

Bemerkungen, deren einleuchtender Kraft Friedrich II. unbedenklich Raum gab. Er erklärte, eine Allianz mit Frankreich scheine auch ihm das schlechtere Mittel, das man nur ergreifen müsse, wenn kein anderes mehr übrig sei, und wiederholte, daß er mitnichten auf der Forderung von ganz Schlesien zu bestehen gedenke. Im Vertrauen wolle er sagen, er werde sich mit Niederschlesien begnügen, und im schlimmsten Falle selbst mit noch etwas weniger. „Können wir Breslau erwerben, so wird es mich höchlich zufriedenstellen; ich wäre bereit, dafür eine Geldzahlung zu übernehmen; wäre es aber unmöglich, so müßte man eine Auskunft suchen, durch welche die Stadt gegen die Wut der Katholischen geschützt würde.“ Der Gedanke ging ihm durch den Kopf, daß Breslau alsdann zu einer freien Stadt erklärt werden könnte. Nur forderte er Podewils auf, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, auch dies sein Ultimatum nicht ohne die äußerste Not bekanntwerden zu lassen.

Hierauf faßte nun Podewils die preußischen Forderungen in



Graf Moritz von Lacy.

Henri Auguste Baron de la Motte-Fouqué.

der nachher oft wiederholten Formel zusammen: Niederschlesien und Breslau. Der Beschluß war: in bezug auf Frankreich sich nur zu hüten, daß man es nicht verliere, und dagegen die Vermittlung der Seemächte und Rußlands für die Forderung, wie man sie aufstellte, in Anspruch zu nehmen.

War es aber nicht sehr zweifelhaft, ob man damit Eingang finden werde? Mußte man nicht vielmehr besorgen, daß die Anmahnungen des Wiener Hofes den alten Verbündeten indirekten oder sogar direkten Beistand abgewinnen würden?

Es liegt ein großer Beweis von Beharrlichkeit und Willen darin, daß man an dem einmal ergriffenen Systeme trotz dieser Möglichkeiten festhielt; es ist sehr die Gesinnung einer großen Macht, daß man im Augenblick des Kampfes und der Gefahr dennoch Bedenken trägt, die Hand einer anderen zu ergreifen, welche dadurch ein unbequemes Übergewicht in Europa davontragen könnte.

Doch wollen wir den moralischen Wert dieser Politik darum nicht zu hoch anschlagen.

Friedrich und Podewils schlossen aus einzelnen Äußerungen, daß es ihnen leichter und dem österreichischen Hofe schwerer werden würde, die Mächte der alten Allianz für sich zu gewinnen, als es sich hernach gezeigt hat.

Das Unternehmen auf Schlesien war so leicht gegangen, daß man sich auch von der militärischen Kraft, welche Österreich einsetzen könnte, keine rechte Vorstellung bildete.

Um die Dinge zu einer Entscheidung zu bringen, mußten erst neue Erfahrungen im Felde wie in der Politik gemacht werden.

Drittes Kapitel.

Schlesischer Feldzug im Frühjahr 1741. Schlacht von Mollwitz.

Nachdem sich Friedrich Schlesiens im ersten Anlauf bemächtigt hatte, war seine Absicht auf zweierlei gerichtet, die Eroberung der drei Festungen, die der übrigens vertriebene Feind noch besetzt hielt, und die Sicherung der Grenzen gegen ein neues Eindringen desselben.

Schwerin, den er für die Zeit seiner Abwesenheit mit dem Oberbefehl bekleidete, hatte die Weisung, bei den mit der Umlagerung der festen Plätze beschäftigten Heeresabteilungen nichts zu verändern, sein vornehmstes Augenmerk nur auf eine sorgfältige und umfassende Verwahrung der Gebirgspässe zu richten. Zu diesem Zwecke waren ihm für die verschiedenen Bezirke einige der namhaftesten Generale zur Seite gegeben, und er zweifelte nicht, daß es ihm mit diesen Gehilfen vollkommen gelingen werde; wenn der Feind, sagte er, 20 000 Mann in Mähren und ebenso viele in Böhmen hätte, würde er nichts von ihm fürchten, so gut wolle er ihm alle Durchgänge verstopfen. Die Zuversicht, die er äußerte, riß auch den König zu den kühnsten Erwartungen fort. Indem Friedrich zu ernstlicherer Belagerung der Festungen für Geschütze und Munition sorgte — worauf sie in kurzem in preußischen Händen sein würden —, eröffnete er dem Feldmarschall, daß er alsdann, noch im Mai, die Zelte aufschlagen zu lassen und eine Stellung auf den vorteilhaftesten Punkten zwischen Jägerndorf und Troppau zu nehmen gedenke, um die Feinde aus dem Mährischen kommen zu sehen und sie nach Befinden der Umstände anzugreifen oder nicht.

Gedanken einer feurigen, des Erfolges sicheren Kriegslust, denen aber, wie vor allen anderen der alte Fürst von Dessau dem König bei seiner Anwesenheit in Berlin nahelegte, die Dinge nicht so ganz entsprachen.

Der Fürst hatte nach dem Regierungswechsel schwere Tage verlebt. Während Friedrich Wilhelm I. es ihm im voraus zu wissen tat, wenn hundert Mann von einem Orte nach dem anderen

rücken sollten, ordnete Friedrich eine überaus ansehnliche Verstärkung seines Kriegsheeres an, ohne ihn zu Rate zu ziehen, zeigte ihm bei jedem Begegnen Kälte und Verstimmung, unternahm endlich einen großen Kriegszug, ohne ihm ein Wort davon zu sagen. Bei dem ersten Gerüchte von dem schlesischen Vorhaben fleht ihn der Fürst gleichsam an, ihm, seinem ältesten General, nicht die Ungnade zu erweisen und ihn zurückzulassen; als dies jedoch geschieht, glaubt er sich beschimpft, gleich als gelte er nicht für fähig, in einer wirklichen Kriegsoperation zu dienen: er wünsche sich tausend- und tausendmal den Tod, um den Rest seiner Tage nicht in einer für ihn unerträglichen Weise hinzubringen. Ich finde weder eine Andeutung, daß der König an seiner Treue in diesen Konflikten mit dem Hause Österreich gezweifelt hätte, noch auch einen Grund dazu: in den vertraulichen Briefen des Fürsten an seinen ältesten Sohn liest man vielmehr, daß er das Unternehmen mit Nachdruck als „gerecht", „so gerecht" bezeichnet und ihm Glück wünscht, daß er wenigstens daran teilnehmen dürfe. Das Motiv Friedrichs war nicht politisches Mißtrauen, sondern einmal, was er dem Fürsten ganz unumwunden selber schreibt: man solle nicht sagen, der König von Preußen sei mit seinem Hofmeister zu Felde gezogen; und sodann: er wollte ihm zum Bewußtsein bringen, daß er allenfalls entbehrlich, daß er im Dienste nichts als Untertan sei. Fürst Leopold verstand das sehr wohl; die Beschuldigung seiner Feinde, als denke er Einfluß auszuüben und dann die Ehre sich selber beizumessen, weist er mit der Versicherung zurück, daß er nichts wünsche, als nur die Befehle des Königs als treuer Diener auszuführen, und sucht dies auch durch die Tat zu erhärten. Für die Werbung bei der Augmentation hat niemand eifriger gearbeitet. So weit beherrschte er sich nicht, daß er von der Unternehmung auf Schlesien nicht anfangs mit bitterer Mißbilligung gesprochen hätte, aber als sie in Gang gesetzt war, begleitete er sie mit eifriger Teilnahme. An einer sehr ungenügenden Karte studierte er die geographischen Verhältnisse und knüpfte daran strategische Ratschläge. Daß man Glogau unerobert im Rücken läßt, erregt ihm Bedenken; wenn die Österreicher noch den Krieg verstünden, so würden sie durch das offene Polen dem Belagerungsheer in die Flanken fallen und es auseinanderjagen; aber eine viel dringendere Gefahr, gegen die man nichts getan, scheint ihm von der böhmischen Seite her zu drohen. Da er von den Angriffen der leichten österreichischen Reiterei Unfälle der preußischen fürchtet, welche dem Ruhme der Armee nachteilig

sein möchten, so arbeitet er eine Instruktion aus, wie den Husaren zu begegnen sei. Der König wollte fremde Ingenieure, etwa aus den Niederlanden, kommen lassen; Fürst Leopold weist ihm Offiziere der eigenen Armee nach, welche die nötige Geschicklichkeit besitzen. Durch Briefe oder Gespräche übte er, auch abwesend, Einfluß auf den Krieg aus. Vornehmlich erklärte er sich gegen die weitläufige Aufstellung Schwerins, dessen Tun und Lassen er überhaupt mit den scharfen Augen eines zurückgesetzten Nebenbuhlers beobachtete; in jedem seiner Briefe ermahnt er den König zur Sammlung seiner Kräfte.

Aber auch an sich waltet zwischen den beiden Feldmarschällen des Königs Friedrich ein merkwürdiger Gegensatz ob: der alte Fürst — man wußte nicht, was er eigentlich glaubte — alle äußere Bildung verschmähend, durchaus Militär von Fach, sparsam in seinem Haushalt, nie seinen Vorteil vergessend; — der Graf Schwerin ein Mann von allgemeiner Bildung, Geist und Gemütlichkeit; eines heitern und selbst sinnlichen Lebensgenusses bedürftig und gewohnt; immer von häuslichen Unordnungen und Schulden bedrängt; aber dabei von positiv religiöser Überzeugung, aus dem Grunde seiner Seele der vollkommensten Selbstvergessenheit, des freiesten moralischen Schwunges fähig. Wir lernen sie noch aus ihren Briefen kennen. Die Briefe Leopolds, kaum leserlich geschrieben, bieten doch die gründlichsten Erwägungen dar. Auch Schwerin schreibt nicht immer korrekt, aber immer mit Geschick, voll von seinem Gegenstand, andringend, selbst beredt. Jener faßt die Dinge nach den verschiedenen praktischen Möglichkeiten auf, die sie eröffnen, dieser nach dem allgemeinen Eindruck, den sie machen, zuweilen mit Ungeduld und Besorgnis, öfter mit allzu lebhafter Hoffnung.

Der König hatte etwas von dem einen und dem anderen. Zwischen ihnen — und nicht unzuträglich war ihm ihre entgegengesetzte Einwirkung — sollte sein eigenes Selbst emporstreben und reifen.

Als Friedrich im letzten Dritteil des Februar wieder in Schlesien anlangte, nahm er zunächst auf eine vollständige Sicherung der Grenzen Bedacht. Von Reichenbach bis Jauer und Liegnitz sollte Generalleutnant Kalkstein Postierungen einrichten; von Löwenberg bis Krossen längs dem Bober sollte Oberst Lestwitz mit seinen Dragonern patrouillieren; er selbst machte sich nach dem Quartier Frankenstein auf, um die Posten zu besichtigen, die dort in der Nähe, an dem Eingang der Grafschaft Glatz, gebildet waren.

Gleich hier aber sollte er innewerden, daß ihn eine andere Kriegführung als die bisherige und mannigfache Gefahr erwarte.

Der österreichische General Lentulus, der den Waffendienst in den Türkenkriegen kennengelernt hatte, hörte in Glatz, daß der König in jene Gegenden kommen werde, und schickte ein paar hundert Husaren, um auf ihn zu lauern. Mehrere Tage hatten sie vergebens gewartet und wollten schon zurückgehen, als der König wirklich erschien. Er kam nur mit geringer Bedeckung von Silberberg nach Wartha herüber, besah die Verhaue und sonstigen Vorkehrungen, die zur Behauptung dieses alten Gebirgstores gemacht waren, ordnete einiges Neue an und setzte sich ruhig zu Tische. Hätten die Husaren gewußt, daß er sich dort befand, und ihren eigentlichen Anlauf dahin genommen, so hätte Friedrich nach menschlichem Ansehen in ihre Gewalt fallen müssen. Aber sein Glück wollte, daß eine Eskadron von Schulenburg-Dragonern, Grenadiere zu Pferd, auf der Straße aufgestellt, wo er zurückkommen wollte, ihre Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog. Auf diese warf sich, von Priesnitz her durch den leicht zu durchreitenden Fluß setzend, die zahlreichste Schar, und zwar mit sogleich entschiedenem Erfolge. Indem die Dragoner nach allen Seiten Front zu machen suchten, gerieten ihre Pferde, nicht ganz richtig geführt, in Verwirrung; die Husaren drangen unter sie ein und sprengten die Eskadron auseinander. Nur ein kleinerer Schwarm zeigte sich bei Wartha, dessen sich die Begleitung des Königs, der sofort zu Pferde saß, leicht erwehrte. Indem dieser über die Neiße zurückgetrieben wurde und zugleich von Frankenstein ein paar hundert Mann zu Fuß anrückten, wagte auch die siegreich gebliebene Schar nichts weiter; zufrieden mit einer Standarte, die sie erbeutet, und einer Anzahl Gefangenen, die sie gemacht hatte, sprengte sie von dannen. Nur schade, sagt Lentulus bei der Erwähnung der Gefangenen in seiner Meldung sehr ruhig, daß der König nicht darunter ist.

Dies Ereignis — durch das Gerücht und später durch die Sage mannigfaltig ausgeschmückt — war aber in seiner nackten Wahrheit ernst und bedeutend genug, um den König auf sich aufmerksam zu machen. Er klagte sich gleich damals der Unvorsichtigkeit an und gab den Warnungen des alten Dessauer, der sie auf das dringendste wiederholte, mehr Gehör; seine ganze Stellung faßte er mit minderer Zuversichtlichkeit ins Auge.

Alle einlaufenden Nachrichten stimmten überein, daß der Feind wie in Glatz so auch noch näher den vornehmsten Übergängen über das Gebirge, in Braunau ansehnliche Verstärkungen

an sich ziehe; es schien sich zu bewähren, daß er darauf sinne, nach der Ebene einzubrechen und den Entsatz von Glogau zu versuchen. Der König rief alles, was sich anderswo entbehren ließ, in Schweidnitz, den Pässen des Gebirges gegenüber, zusammen, um jedem Einbruch begegnen zu können: als das einzige Mittel aber, sich einigermaßen sicherzustellen, sah er jetzt die Eroberung von Glogau selber an.

Er hatte bisher aus zwei Gründen nicht so sehr darauf gedrungen, einmal, um das Verderben der Stadt nicht herbeizuführen, die er schon als die seine betrachtete, sodann, um nicht zu viel von seinen Truppen aufzuopfern: noch im Januar verbat er sich „hazardeuse Entreprisen". Jetzt aber war nicht mehr zu zögern; gegen Ende Februar, Anfang März forderte er den Erbprinzen von Dessau Tag für Tag auf das dringendste auf, mit Glogau ein Ende zu machen. Der Prinz zögerte, weil er auf den Rat seines Vaters eine ausdrückliche Ermächtigung zu haben wünschte, zum Sturm zu schreiten.

Endlich am 7. März des Abends brachte ihm Oberst Golz eine solche von des Königs Hand; schon war alles so gut bis ins einzelnste vorbereitet, daß, sowie es wieder Abend wurde, zu dieser Unternehmung geschritten werden konnte.

Am 8. März abends nach dem Zapfenstreich verließen die dazu bestimmten Regimenter Markgraf Karl und Prinz Leopold, mit 18 Grenadierkompanien, die Dörfer, wo sie kantonierten; sie hatten ihr Gepäck den Wirten übergeben und führten nichts bei sich, als ein jeder sein Gewehr und 36 scharfe Patronen.

Ungefähr einen Flintenschuß vor der Festung stellten sie sich an den lange vorher hierzu ausersehenen Örtlichkeiten auf, hinter alten Gemäuern, oder wo sie sonst nicht bemerkt werden konnten, in tiefster Stille, deren Unterbrechung auf das stärkste verpönt war. Als es in der Stadt 12 Uhr schlug, trafen sie sämtlich auf dem Glacis zusammen.

Sie rissen die Palisaden und spanischen Reiter weg, eröffneten die Umpfählungen und kletterten den Wall, von dem Glatteis, mit dem er bedeckt war, nur wenig gehindert, hinan, bevor die ersten Schüsse gegen sie geschahen, die nun weit über sie hinweggingen. Wie gerieten die Österreicher so ganz außer Fassung, als sie den bisher fernen und ruhigen Feind auf ihrem Wall erblickten und ihre Kanonen nehmen sahen! Vier Glasenappsche Grenadiere stießen auf ihrer mehr als fünfzig; auch unter diesen Umständen gedachten sie der Order, die sie hatten, einen jeden, der ihnen begegne, zum Wegwerfen seiner Waffen aufzufordern;

demgemäß — man weiß nicht, war es mehr angeborene Tapferkeit oder eingelebte Disziplin — senkten sie ihre Bajonette und hielten die mehr als zwölffache Überzahl so lange fest, bis Gefährten herbeikamen und die Feinde sämtlich gefangen wurden. Überall hatten sie im ersten Moment das Übergewicht. Nur an dem Schlosse setzte sich Oberst Reisky mit vielem persönlichen Mut entgegen, doch ward er verwundet und gefangen. Noch ehe die Garnison sich auch nur versammelt hatte, rückten die Preußen unter ihrem Grenadiermarsch von drei Seiten her in den Straßen vor. Bei der Hauptwache fanden sie den Kommandanten, Grafen Wallis mit seiner Fahne, der sich ihnen ergab. Um ein Uhr waren sie Herren und Meister der Stadt.

Nie wirkten selbstvertrauende Kühnheit und bis ins einzelnste überlegte Vorbereitung, militärische Präzision und gutes Glück besser zusammen.

„Ihro Majestät", sagt ein Berichterstatter in seiner naiven Weise, „haben bei dieser Nachricht recht vor Freuden gesprungen."

Dem alten Fürsten wünschte Friedrich zu einem Sohne Glück, der eine solche Waffentat auszuführen vermöge, eine der schönsten in diesem Jahrhundert, eine Festung zu nehmen, ohne Kanonen, noch Sturmleitern, mit dem Degen in der Faust. Es stellte ihn besonders zufrieden, daß der Verlust so gering war; in allem waren nur neun Mann geblieben. Dem Prinzen versprach er doppelte Freundschaft, allen Offizieren, die daran teilgehabt, es „ihnen sein Tage nicht zu vergessen", fortan immer mehr für sie zu sorgen.

Die benachbarten Kreise begrüßten es als ein unschätzbares Glück, jener Garnison entledigt zu werden, von der sie eine Erneuerung der alten Religionsbedrängnisse erwartet hatten; man beging die Eroberung bis in die Dörfer durch ein feierliches Tedeum. Für den König war es schon ein Gewinn, die Kommunikation auf der Oder, welche Graf Wallis noch gestört, völlig frei zu haben; der vornehmste lag aber darin, daß er nun in seinem Rücken nichts mehr zu fürchten brauchte, vielmehr über diese Belagerungstruppen weiter verfügen konnte. Er gestattete ihnen keinen Augenblick Rast, so sehr die Grenadiere dies forderten; in Schweidnitz fühlte er sich erst sicher, als er auch diese glogauischen Regimenter an sich gezogen. Nun aber stehe er für alles gut, schrieb er dem einen; jetzt habe er keine Unruhe weiter, dem andern seiner Feldmarschälle.

Schon forderte auch Oberschlesien seine ganze Aufmerksamkeit.

Ein paar hundert österreichischen Husaren gelang es, den Paß von Zuckmantel zu durchbrechen und sich nach Neiße zu werfen; eine dem Obersten Roth willkommene Verstärkung.

Mißvergnügt, daß ein Posten vernachlässigt worden, dessen Beschützung er ausdrücklich empfohlen hatte, und der erhaltenen Warnungen eingedenk, forderte der König Schwerin auf, die Jablunka zu schleifen, alle entfernten Posten zu verlassen, hauptsächlich Zuckmantel zu befestigen und sein ganzes Korps so aufzustellen, daß es auf der einen Seite Jägerndorf, auf der andern Neiße berühre, um immer in ein paar Stunden bei den bedrohten Posten erscheinen und den Feind davon zurückhalten zu können.

Ganz eine andere Meinung hegte Schwerin an seiner Stelle.

Den Unfall von Zuckmantel entschuldigte er mit ähnlichen Postendurchbrechungen, die auch ein Marlborough nicht allezeit habe verhüten können. Da die Befehle des Königs, an verschiedenen Tagen, bald mündlich, bald schriftlich gegeben, nicht genau übereinstimmten, so erhob er Bedenken, ob er auch Troppau und Ratibor aufgeben, die Magazine, die er dort zusammengebracht hatte, vernichten oder gar dem Feinde überlassen sollte. Ohne diese würde man sich aber nicht einmal in Jägerndorf behaupten können. Es schien ihm genug, die Jablunka und die äußersten Posten gegen Mähren hin zu verlassen, Zuckmantel als Räubernest, wo die Einwohner auf die eindringenden Preußen schossen, zu zerstören; denn es in einen haltbaren Stand zu setzen, schien ihm unmöglich; Ratibor und Troppau dagegen zu behaupten, hielt er sich für stark genug. Er machte einen Entwurf, wie man die dortige Grenze in ihrer gesamten Ausdehnung verwahren, zugleich die angefangenen Belagerungen ausführen und doch noch so viel Truppen zur Verfügung behalten könne, um dem Feind im offenen Felde zu begegnen. Es war und blieb ihm das wahrscheinlichste, daß die österreichische Armee ihm gerade in seiner Front beizukommen suchen würde: habe er aber nur eine kleine Verstärkung von vier bis fünf Bataillonen und einigen Schwadronen Dragoner, dann werde er imstande sein, von seiner Stellung aus den Feind jenseit der Berge zurückzuhalten. Welch ein Vorteil, wenn es mit den Belagerungen gelinge, und dann zugleich noch ein so großer Landstrich besetzt sei! Welch ein Selbstgefühl werde das der Armee geben!

Wohl noch nicht gerade derselben Meinung, aber um wenigstens die Dinge in der Nähe zu sehen, ohnehin für Schwerins An-

sichten empfänglich und ebenso tatendurstig wie dieser, machte sich Friedrich mit Fußvolk und Reiterei wirklich nach Oberschlesien auf. Am 30. März traf er mit Schwerin in Neustadt zusammen. Dieser wird hier wiederholt haben, was er in einem Briefe vom 8. sagt, man höre von keiner Bewegung des Feindes, ein eben eingetretener Schneefall mache es vollends unwahrscheinlich, daß er jetzt das Gebirge übersteigen wolle; der König, dem andere Nachrichten zugekommen waren, glaubte doch lieber dem Feldmarschall und ging mit ihm das Gebirge aufwärts nach Jägerndorf.

Hier aber, gleich am nächsten Tage, mußte er erfahren, daß die Dinge doch ganz anders standen, als Schwerin meinte.

Endlich nämlich hatte auch der Wiener Hof ein ansehnliches Heer zusammengebracht, das sich Mitte März am Fuße der mährischen Gebirge versammelte. Merkwürdig, wie die Rüstung Österreichs noch durch eine freiwillige Bewegung völkerschaftlicher Elemente befördert wurde. In den Gebirgspässen stellten sich die mährischen Hannaken auf, vortreffliche Schützen, mit doppelten Teschenken und Pistolen bewaffnet; auch der Goralen finde ich gedacht, starker und schlanker Heiducken vom Gesenke der Beskiden. In Ungarn begann schon damals auf ein Schreiben Johann Palffys eine kriegerische Bewegung. Die Pester Gespannschaft beschloß in voller Versammlung, ein paar tausend Mann ins Feld zu stellen, und die namhaftesten Parteigänger wurden geworben, um sie einzuüben. Von den Kroaten, die sich endlich bereiterklärten, unter den deutschen Anführern zu streiten, welche ihre Sprache gelernt, und nun wohlbewaffnet und gekleidet bei Wien erschienen, ward wenigstens ein Teil gegen die Preußen beordert. Unter einer Anzahl Arambaschis bildeten die serbischen Panduren eine Art von Freikorps. Barbarische Kampfgenossen, in denen sich nicht selten ein wunderlicher Aberglaube mit natürlicher Tapferkeit durchdrang. Der Kern der Mannschaft bestand aus zwölf alten Infanteriebataillonen und 11 Kavallerieregimentern, die großenteils im letzten Kriege mit den Türken gefochten hatten. In Wien, wo man die Taten der Husaren, welche bisher die meisten Scharmützel mit den Preußen zu ihrem Vorteil bestanden hatten, viel bewunderte, hoffte man alles von der Überlegenheit der Reiterei: habe sie nur einmal die Gebirge überschritten, so breite sich vor ihr die Niederschlesische Ebene bis nach Krossen hin aus, die sie mit ihren Scharen überfluten könne.

Graf Neipperg, dem der Oberbefehl anvertraut ward, früher

Lehrer des Großherzogs und im engsten Vertrauen des Hofes, war ein Mann, der an den Dingen auch noch eine andere Seite sah als die meisten Menschen, Paradoxien liebte, sich durch Witz und Sarkasmen bemerklich machte. Von der Unüberwindlichkeit seines Heeres hatte er nicht eben die größte Vorstellung, obgleich er es an sich nicht für ein Wunderwerk hielt, den jungen Fürsten, der bisher nur durch Poesie geglänzt habe, „zu Apoll und den Musen" zurückzujagen; hauptsächlich trug er Sorge, sich der Geldzahlungen, deren er bedurfte, zu versichern; der Kanzler von Böhmen mußte ihm persönlich für die Geldsummen gut sagen, für die er auf dieses Königreich angewiesen war.

Gegen Ende März hielt der Hof sowohl als der General dafür, daß der Feldzug eröffnet werden müsse. Der Abschluß jener Konventionen gegen Preußen, über die man unterhandelte, konnte durch nichts mehr befördert werden als durch eine ernstliche kriegerische Anstrengung. Überdies vernahm man, daß sich der König von Preußen zur Belagerung von Neiße anschickte, das man unmöglich in seine Hände fallen lassen durfte, wenn man jemals in Schlesien eindringen wollte.

So ungünstig auch die Jahreszeit war, eben nach jenem Schneefall, auf dessen Folgen Schwerin zählte, in den letzten Tagen des März machte sich Neipperg von Sternberg her auf den Weg. Nach seinen eigenen Angaben wird sein Heer auf 15 000 Mann berechnet. Am 31. war er in Lichtenwerder, am 1. April in Hermbsdorf: am 3. schickte er sich an, die Engen von Zuckmantel zu passieren. Die Fortschaffung des Gepäckes, der Kanonen und Pontons hatte eine unbeschreibliche Schwierigkeit; überdies wußte man nicht, ob man nicht eben hier auf die Preußen stoßen würde; um ihnen die Spitze bieten zu können, ließ Neipperg den Zug durch sämtliche Grenadierkompagnien eröffnen. Er fand Zuckmantel zerstört, nicht besetzt; ohne Hindernis langte er am 4. jenseit des Passes in Kunzendorf an.

Sehr auffallend ist es doch, daß Schwerin von einer so umfassenden Bewegung in seiner unmittelbarsten Nähe keine Nachricht hatte, ja sie für unmöglich hielt. Einige davongegangene österreichische Dragoner brachten die erste Kunde davon nach Jägerndorf. Aber auch dem österreichischen Feldmarschall kam keine Ahnung bei, daß der König von Preußen sich in diesen Gegenden aufhalte, sonst hätte er, wie dieser selbst sagt, ihn in eine verzweifelte Lage versetzen können. Wie oft ist dies überhaupt im Felde der Fall, daß die Anführer ohne deutliche Vorstellung von den Bewegungen des Gegners agieren, wie im Halbdunkel tappend.

Aber hierbei waren diesmal die Österreicher in ungemeinem Vorteil.

Während der König, die Gestalt der Dinge erst nach und nach erkennend, alle Bataillone und Eskadronen aus den oberen Gegenden, sogar einige, die eben erst aus den niederen herbeikamen, um sich sammelte und nun, jedoch unaufhörlich von feindlichen Husaren belästigt, nach den Übergängen der Neiße herabzog, langte Neipperg bereits am 5. des Mittags, unter dem Freudengeschrei der Einwohner, in Neiße an. Er hätte daran denken können, durch eine rasche Besetzung des Flusses den König in Oberschlesien abzuschneiden. Einen Versuch, in der Nähe von Neiße bei Lassot über den Fluß zu gehen, mußte der König wirklich wieder aufgeben; das Ufer war schon in den Händen des Feindes, so daß er die Armee nicht mehr schlachtgerecht hätte aufstellen können. Auf jeden Fall hatte Neipperg ein paar Märsche voraus, um vor ihm her in Niederschlesien einzudringen.

Als Friedrich bei Michelau und Löwen über den Fluß ging, worauf er von den Truppen, die bei Brieg gestanden, den größten Teil an sich zog, bewegte sich Neipperg mit Lentulus, der von Glatz herangekommen war, vereinigt gegen Grotkau, das er einem vielleicht tapfern, aber schwachen preußischen Kommando ohne viele Mühe abgewann. Den Tag darauf setzte er seinen Marsch gegen Brieg und Ohlau fort. Säumnis könnte man ihm in der Tat nicht schuld geben. Den Truppen, die durch den langen Marsch im Gebirge und im bösesten Wetter — denn unaufhörlich fiel der Schnee in dicken Flocken — ermüdet waren, gönnte er erst dann einen Rasttag, als sie in einer überaus bedeutenden Stellung angekommen waren. Er schlug sein Lager in der Nähe von Brieg auf, das sich noch in österreichischen Händen befand, gerade auf dem Wege, der von Neiße her nach Ohlau führt, in den Dörfern Mollwitz, Grüningen und Hünern. Dadurch rettete er Brieg und bedrohte zugleich Ohlau, wohin der König, nachdem die Oder aufgegangen, einen Teil seines Geschützes und einen guten Vorrat von Munition hatte bringen lassen, das er zu seinem vornehmsten Waffenplatz ausersehen hatte. Hauptsächlich aber geriet der König strategisch in die ungünstigste Lage von der Welt. Da die Österreicher in diesem Augenblick auch schon nach Oppeln vordrangen, Neiße, Brieg, Grotkau und die große Straße nach Niederschlesien besetzt hielten, nahmen sie die Preußen gleichsam in die Mitte, die in unnatürlicher Richtung, mit der Stirn gegen Berlin gewendet, vorrückten.

Es scheint sehr, als habe Neipperg den Vorzug seiner Stellung,

die Gefahr, in die er den König gebracht hatte, nicht in ihrem ganzen Umfange ermessen. Noch am 8. klagt er, daß er nicht wisse, wo dieser oder sein Feldmarschall sich befinde; auch am 9. erhielt er von seinen herumstreifenden Husaren keine Kunde.

Dagegen hatte der König jetzt den Vorteil, daß er über die Stellung seiner Feinde, wenn nicht schon am 9., wo er Rasttag hielt, doch auf das genaueste am 10., als er von Pogarell auf der Landstraße nach Ohlau hin aufbrach, sei es zufällig oder auch aus Absicht und Vorliebe — wenigstens hat er später einmal einen Bauern belohnt, der ihm gute Dienste geleistet habe —, unterrichtet ward. Er übersah die ganze Gefahr, in der er sich befand; die Schlacht, die er gewünscht hatte, ward ihm jetzt angeboten, aber nicht in den mährischen Gebirgen, wo er auch besiegt nicht viel verlieren konnte, sondern mitten in Schlesien, wo seine ganze Eroberung auf dem Spiele stand. Er konnte nicht zweifeln, ob er sie annehmen solle. Wenn jemals, so war jetzt eine Feldschlacht notwendig; jedes Zögern oder Zurückweichen wäre verderblich geworden. Ein Zusammentreffen erwartend und wünschend, bewegte er sich in vier Heersäulen vorwärts, in deren Mitte das Geschütz auf dem hohen Wege einherfuhr; der Boden war mit Schnee bedeckt, aber der Himmel heiter und klar geworden. Als er in die Gegend von Pampitz kam und der Nähe des Feindes vollkommen sicher wurde, befahl er den Truppen, sich zur Schlacht zu formieren.

Neipperg wurde von dem Anrücken der Preußen durch wiederholte Zeichen von den Türmen von Brieg und gleich darauf schon durch ihren Anblick unterrichtet. Sie hätten ihn in seinen Dörfern überfallen und in der Unordnung, worin er sich befand, zugrunde richten können.

Aber der Beschluß und Tagesbefehl war nun einmal, sich methodisch zu einer Bataille im offenen Felde aufzustellen. Die vier Kolonnen breiteten sich in den eingeübten Schwenkungen nach der rechten und linken Seite hin aus und bildeten sich in zwei Treffen um, dergestalt, daß die Artillerie an ihre Spitze zu stehen kam. Das erste Treffen, unter Feldmarschall Schwerin, bestand aus 15 Bataillonen zu Fuß und 20 Reiterschwadronen: das zweite, unter Generalleutnant Prinz Anhalt, aus 11 Bataillonen und 9 Schwadronen. Da ein nahes Gehölz auf dem rechten Flügel das zur Aufstellung bestimmte Terrain beschränkte, so hielt Friedrich für angemessen, das Beispiel Gustav Adolfs, dessen er sich aus seinen kriegsgeschichtlichen Studien erinnerte, nachzuahmen und zwischen der Reiterei einiges Fußvolk aufzustellen. In dem Schlachtplane von seiner Hand erscheinen die Bataillone in der Mitte beider

Treffen, auf dem rechten Flügel, zwischen der Kavallerie. Drei Husareneskadronen deckten das Gepäck. Zusammen mochte die schlachtbereite Armee gegen 19 000 Mann zählen.

Die manöverartige Methodik und Langsamkeit der preußischen Aufstellung ließ auch den Österreichern Zeit, ihre Schlachtlinien einzurichten. Einige Verwirrung machte, daß die Flügel, in denen man sich bisher bewegt hatte, zu verändern waren: Römer, der bisher den rechten gebildet, mußte sich auf dem linken, Berlichingen statt des linken auf dem rechten an die Infanterie anschließen, die sich vor dem Dorfe Mollwitz in Reih und Glied ordnete. Neipperg hatte 18 Bataillone, die zu 10 800, und 86 Schwadronen, die zu 8600 Mann angeschlagen wurden. An Zahl also waren sich die Heere gleich; der Hauptunterschied zwischen ihnen lag darin, daß die Preußen ein zahlreicheres Fußvolk, die Österreicher dagegen eine ungeheure Übermacht in der Reiterei hatten.

Wenn man die dortige Flur überblickt, so möchte man urteilen, daß sich Friedrich für seine Truppen, die sich nach dem Muster ihrer Übungen auf der Ebene von Tempelhof zu schlagen hatten, selber kein besseres Schlachtfeld hätte aussuchen können als dieses, das sich in ununterbrochener Fläche vor ihm hin erstreckte. Seine linke Flanke war durch einen Bach, der dort in der Feldmark entspringt und zwischen ausgebreiteten Wiesen und mit Bäumen bewachsenen Sumpfstrecken dahinrinnt, vor jedem plötzlichen und gefährlichen Anfall gesichert. Ebenso unverkennbar aber ist es, daß die Ebene der überlegenen Beweglichkeit der österreichischen Kavallerie einen sehr geeigneten Schauplatz darbot, zumal da die rechte Flanke des Königs mitnichten so gut gedeckt war wie die linke.

Die Österreicher waren nur erst zum Teil formiert als die Preußen mittags gegen 1 Uhr auf sie heranrückten: in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; die Grenadiere hielten Schritt mit der Kavallerie; die vorauffahrenden Geschütze begannen schon den Feind zu erreichen.

Neipperg hatte gemeint, in einer ähnlichen geschlossenen Ordnung, sein Fußvolk mit geschultertem Gewehr, seine Reiter den Säbel in der Faust, den Preußen entgegenzugehen und sie zurückzudrängen; aber er war seiner Truppen und ihrer Anführer nicht so mächtig, daß sie seiner Befehle gewartet hätten. Von den Kugeln der preußischen Feldstücke erreicht, von dem Ungestüm seiner Leute, die hier nicht halten und sich ohne Widerstand totschießen lassen wollten, fortgerissen, und selber ungeduldig,

eröffnete General Römer mit einem heftigen Anlauf seiner Kavallerie gegen den rechten Flügel der preußischen das Treffen.

Diese ward hier vom Grafen von der Schulenburg angeführt, einem Neffen des venezianischen Feldmarschalls, den Friedrich als Kronprinz seines näheren Umgangs gewürdigt hatte und der besonders durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse glänzte, wäre dies Lob nur nicht durch hartnäckiges Festhalten an den einmal gefaßten Meinungen wieder zweifelhaft geworden. Weniger galt er von jeher als Kriegsmann; sein Dragonerregiment ließ schon längst manches vermissen; an diesem Tage hatte er besonders, wie Friedrich sagt, seinen Geist nicht recht gegenwärtig. Er suchte einen Stützpunkt, der bei dem Vorrücken verlorengegangen, in einem nahen Dorfe zu gewinnen, und dehnte sich dahin aus, als der Feind, dem seine Schwadronen bei dieser Bewegung die Flanke darboten, auf ihn einbrach. Sie wurden in einem Augenblicke über den Haufen gerannt und auf ihre eigene Infanterie zurückgeworfen, wo sie nun zum Teil vor der Front, zum Teil zwischen den beiden Treffen, zum Teil auch im Rücken, überall mit dem Feinde vermischt, in wilder Flucht ihr Heil suchten. Der junge König, nicht ohne die größte Gefahr sich unter die Weichenden und Verfolgenden drängend, brachte endlich durch seinen Zuruf: „Brüder, Kinder“ und wie seine Worte weiter gelautet haben mögen, und durch sein Beispiel die Seinen zum Stehen und führte sie nochmals gegen den linken Flügel des Feindes heran, der aber, indes durch frische Schwadronen verstärkt, die schon einmal Geschlagenen aufs neue auseinanderjagte. Schulenburg, ganz beschämt und um so mehr verwirrt, da er bisher Gunst genossen und Neid erweckt hatte, bereits verwundet, aber entschlossen, den Schimpf seines Regimentes und seiner Führung nicht zu überleben, suchte den Tod und fand ihn.

Um diese Stunde mag es gewesen sein, daß die Generale, die ihren König mit Schrecken in dem dichtesten Getümmel gesehen hatten, in ihn drangen, die Schlacht, die leicht verlorengehen könne, zu verlassen und nur seine Person zu sichern, an deren Rettung alles gelegen sei. Man kann denken, wie widerwärtig dieser Rat ihm war, aber nach so mancherlei Lebensgefahren, die er bestanden, allen den dringenden Warnungen, die ihm zuteil geworden, den Versprechungen, die er gegeben, entschloß er sich dazu.

Die preußischen Generale wollten sich vor allem der ängstlichen Rücksicht entledigen, welche die Anwesenheit des Königs ihnen auflegte, um dann mit desto freierem Mute, unbesorgt vor

einem unheilvollen Zufall, das Glück der Schlacht zu versuchen. Noch stand das gesamte Fußvolk unerschüttert auf dem Schlachtfeld. Jene Bataillone, die zwischen der Reiterei aufgestellt worden, hatten sich nicht werfen lassen und sich den übrigen angeschlossen. Die beiden Treffen wußten jede Verwirrung, die etwa eintrat, sofort zu beseitigen, das Anprallen der Kavallerie vollständig zurückzuweisen: sie boten den Anblick einer lebendigen Festung dar. Besonders waren ihre Bajonette den feindlichen Pferden verderblich: noch viel furchtbarer aber wurde ihr Gewehrfeuer der österreichischen Infanterie, als sich diese in Bewegung setzte. Die preußischen Bataillone waren in Pelotons geteilt, welche vier Mann hoch standen; die beiden ersten Glieder lagen auf den Knien; man hatte sie gewöhnt, in dieser Stellung mit Raschheit und Sicherheit zu laden und zu schießen; hinter ihnen feuerten die beiden anderen, die Mündung des Gewehrs ein wenig gesenkt und wohl auf den Feind gehalten; die Offiziere kommandierten wie auf dem Exerzierplatz, in denselben Ausdrücken, mit derselben Gebärde, der nämlichen Ruhe: so gehorchten die Mannschaften, ungeirrt vom Feinde; sie brachten eine Wirkung hervor, wie sie im Kriege noch niemals gesehen worden; die österreichischen Regimenter, die sich aus keinem früheren Feldzuge eines ähnlichen Feuerns erinnerten, waren bald nicht mehr dagegen heranzubringen und zogen sich, um minder ausgesetzt zu sein, in tiefe Kolonnen zusammen: ihre Fahnen drängten sich wie in einen Knäuel.

Es war der Triumph der von dem alten Dessauer mit so beharrlicher Anstrengung durchgeführten Übungen; sein ihm in Sinnesweise und militärischer Tüchtigkeit verwandter Sohn kommandierte das zweite Treffen mit Geistesgegenwart und Nachdruck; vor diesen Neulingen konnten die alten Regimenter, zumal da sie nur mangelhaft zusammengesetzt waren, nicht bestehen.

Doch war es noch nicht genug, daß man sich nur verteidigte und den Feind zurückwies. Zu einer letzten Entscheidung war der Kriegseifer und Siegesdurst Schwerins nicht minder notwendig als die anhaltische Standhaftigkeit. In dem Gefühle, daß er an der schlechten Wendung, die der Feldzug bisher genommen, eine nicht geringe Schuld trage, entschlossen, wenn alles fehlschlagen sollte, den Tod zu suchen wie Schulenburg, zog jetzt Schwerin auch die Linke heran, die bisher fast nur für sich gefochten, und nahm die gesamten Kräfte der Armee zum Angriff zusammen. Noch einmal sahen die Österreicher diese ganze Front sich bewegen, die Bataillone dicht aneinander geschlossen, jedes in sich

selber ohne Lücke, mit derselben Frische wie in der ersten Stunde, noch einmal erhob sich das Rollen ihres Feuers — nach einem österreichischen Bericht — wie ein stetiges Donnerwetter, furchtbar funkelten die Bajonette in den Strahlen der untergehenden Sonne. Bei diesem Anblick war die österreichische Infanterie auch in ihren tiefen Kolonnen nicht mehr zurückzuhalten: an ein neues Heranführen der Reiterei, die ebenfalls sehr gelitten hatte, war nicht zu denken; um die Armee nicht einer vollkommenen Niederlage auszusetzen, mußte sich Neipperg zum Rückzug entschließen.

So maßen sich die beiden deutschen Kriegsmächte zum erstenmal im offenen Felde miteinander. Es war ein Kampf der Zucht und Übung einer strengen und wohlberechneten Schule mit einem auf die natürlichen Einrichtungen kriegerisch gesinnter Völkerschaften und traditionelle Kriegsführung beruhenden Heerwesen. Im östlichen Europa hatte von jeher die Überzahl und der Anlauf der Reiterei entschieden; hier behielt die Unerschütterlichkeit und, wenn wir so sagen dürfen, militärische Virtuosität des Fußvolkes den Platz. Die preußische Taktik warf die österreichische Strategie aus dem schon gewonnenen Vorteil.

Die Preußen begnügten sich damit, den Wahlplatz innezuhaben, wo die Nacht beim Wachtfeuer zugebracht wurde. Zur Verfolgung wurden selbst diejenigen nicht verwandt, welche eben aus Ohlau anlangten. Man fühlte, daß man für diesmal genug getan hatte.

Ein einziges Geschick, daß der junge Fürst, der durch die Energie seiner Anordnungen und Entschlüsse seit dem Tage, wo Neipperg in Oberschlesien einbrach, nicht wenig dazu beigetragen hatte, das Heer aus der widrigen Lage zu retten, in die es durch fremde und eigene Fehler geraten war, nun das erste Gefühl des Sieges nicht teilte. Indem schon alles entschieden war, ritt er mit geringer Begleitung im freien Felde dahin und ging der Gefahr entgegen, der weniger er selbst, als seine besorgte Umgebung ihn zu entziehen gedacht hatte.

Schwerins Meinung war gewesen, wenn es noch zum Rückzug komme, daß derselbe nach Oppeln, wohin ein Teil der Magazine gebracht war, genommen werden müsse. Dahin voraufzugehen, hatte er dem König geraten, und wirklich langte dieser noch vor Mitternacht mit einem kleinen Gefolge an den Toren der Stadt an. Während der Zeit aber war dieselbe von einer Schwadron Baranyai überrascht und besetzt worden. Als einige Preußen erschienen und Einlaß forderten, überlegten die wachthabenden

Wilhelm August, Herzog von Cumberland.
Nach dem Kupferstich von Sysang.

Husaren, während die Schlüssel herbeigeholt wurden, ob sie die Bitte gewähren oder nicht lieber aufsitzen und sich der willkommenen Beute, ein jeder für sich, bemächtigen sollten. Zum Glück des Königs zogen sie das letztere vor, brachen aus und begrüßten die Heranreitenden mit ein paar Schüssen. Adieu, meine Freunde, rief Friedrich, ich bin besser zu Pferde als ihr alle, und sprengte davon. Aber einige von den Offizieren, die ihn begleiteten, einer seiner Räte, auch Maupertuis, der ihm gefolgt war, auf ihren müden Rossen wurden gefangen. Als der König gegen Morgen wieder nach Löwen kam, ließ er erst nachsehen, ob nicht vielleicht ein Husarentrupp auch hier eingedrungen sei. Er fand nicht allein den Ort rein von Feinden, sondern begegnete hier einem Adjutanten des Prinzen von Dessau, der ihm von dem erfochtenen Siege Meldung machte. Das Vergnügen darüber ward nun freilich von dem persönlichen Verdruß getrübt, in den Stunden der Entscheidung nicht dabeigewesen zu sein; Friedrich sprach davon nicht weiter, und so vermied denn auch seine Umgebung, davon zu sprechen; er eilte, eine unerhörte körperliche Anstrengung fortsetzend, nach Ohlau fort, um des Sieges froh zu werden und ihn zu befestigen. Das österreichische Heer hatte nicht eigentlich eine Niederlage erlitten: es hatte sich nur unfähig gezeigt, die Preußen zu schlagen, und das Schlachtfeld verloren. Aber schon darin lag eine große Entscheidung. Wie die Gemeinen es fühlten, die den Tag zuvor sich gerühmt, den naseweisen Schneekönig und seine Putzsoldaten zurückzujagen, aus ihrer Haut Riemen zu schneiden; und die nun sich vollkommen überwunden sahen. Den evangelischen Wirten, in deren Quartier sie lagen, sagten sie wohl, euer Abgott hat gesiegt. Neipperg war genötigt, sich gegen Neiße zurückzuziehen, an den Fuß der Gebirge; der König sah seine Verbindungen mit dem abwärts liegenden Lande nicht mehr unterbrochen; er war wieder Meister der Ebene; seine Kriegsvorräte zu Ohlau waren gedeckt, und er traf sofort Anstalt, sich ihrer gegen Brieg zu bedienen. Aber täuschen konnte er sich darüber nicht mehr, daß er einen kriegsgewaltigen und keineswegs ungeschickten Feind sich gegenüber hatte, der ihm noch viel zu schaffen machen sollte.

Viertes Kapitel.

Unterhandlungen bis zum Abschluß mit Frankreich.

Wie die Kriegführung so erwies sich auch der Gang der Unterhandlungen mit den Höfen ersten und zweiten Ranges im Frühjahr 1741 bei weitem schwieriger und selbst gefahrvoller, als man in Berlin gemeint hatte.

Die Eröffnungen Preußens fanden wohl überall Eingang, aber überall setzte sich ihnen die alte Autorität des Wiener Hofes mit größerem Gewicht entgegen.

In England verstand man es an sich sehr wohl, wenn König Friedrich nicht zugeben wollte, daß die Garantie der Pragmatischen Sanktion irgendeine Macht bewegen könne, sich gegen ihn zu erklären; denn dieses Hausgesetz, sagte er, beziehe sich bloß auf Blutsverwandtschaft und Erbe; er aber denke nicht Österreich zu beerben, sondern nur uralte Rechte des brandenburgischen Hauses gegen dasselbe auf die zwischen Fürsten, wo kein Richter sei, einmal herkömmliche Weise geltend zu machen und durchzuführen. Wenn der preußische Gesandte nicht falsch berichtet worden ist, hat man die Frage dem Lordkanzler — es war Philipp Yorke Lord Hardwicke — vorgelegt, und dieser hat entschieden, daß sich aus Gründen der Gerechtigkeit gegen das Unternehmen des Königs von Preußen nichts einwenden lasse. Von einer eigentlichen Verpflichtung Englands, ihm Widerstand zu leisten, konnte man ebensowenig reden. War es doch ruhig geblieben, als die Bourbonen sich Neapels und Siziliens bemächtigten, die doch auch zu dem damals schon garantierten Länderkomplex gehörten. Bei dem König Georg II. kamen noch Rücksichten auf die deutschen Territorialverhältnisse hinzu; nach einigem Zögern erklärte er sich auf die preußischen Eröffnungen ziemlich eingehend: „obgleich ihm die Forderung von Preußen viel zu groß vorkomme, so wolle er doch seine guten Dienste in Wien anwenden, um demselben Genugtuung zu verschaffen". Der preußische Gesandte gibt seinem Herrn am 28. Februar 1741 die besten Zusicherungen.

Wie sehr aber täuschte sich dieser, wenn er annahm, daß die vorwaltende Richtung der Politik von England dem Unternehmen Friedrichs günstig sei! Davon zwar, was die Streitschriften des Tages mit so vielem Geräusch behaupten, daß auf der einen Seite das Recht verletzt, auf der anderen als solches um seiner selbst willen verteidigt worden sei, kann man wohl, ohne unwahr zu werden, nicht reden; die Sache ist, daß die englische Nation durch die größten eigenen Interessen auf die Seite von Österreich getrieben ward. Die alte Überzeugung, daß sie eines Verbündeten auf dem Kontinente bedürfe, erhob sich im Angesicht eines bevorstehenden Krieges gegen Frankreich mit doppelter Stärke, und um keinen Preis wollte man zulassen, daß Österreich etwa gar, was noch möglich schien, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache mache. Wie Rußland gegen die Osmanen, so glaubte England gegen die Franzosen, besonders in jenem Augenblicke, eines mächtigen und verbündeten Österreichs nicht entbehren zu können.

Daher kam es, daß sich das Parlament noch vor der preußischen Unternehmung mit großer Entschiedenheit für die Aufrechthaltung der Pragmatischen Sanktion erklärte.

In denselben Tagen des Februar, in welchen der preußische Gesandte Versicherungen erhielt, die ihm genügend schienen, gingen dem Wiener Hofe viel bestimmtere Erklärungen zu, worin England anerkannte, daß es Pflichten gegen Österreich habe, die es gewissenhaft zu erfüllen gedenke; wenn sich der König von Preußen nicht in Güte bewegen lasse, Schlesien zu räumen, so werde man sich in Kriegsbereitschaft setzen, um ihn im Verein mit der Königin dazu zu nötigen.

In der Zeit, in welcher sich in Schlesien die größte Gefahr über dem Haupte Friedrichs sammelte, am 8. April, schon gegen Ende der Session, erschien Georg II. persönlich im Parlament, um seine Bereitwilligkeit, die Hilfe zu leisten, welche Österreich fordere, recht feierlich auszudrücken: dazu nahm er aber, weil unfehlbar ein blutiger Krieg ausbrechen werde, die Hilfe seiner Untertanen in besonderen Anspruch. Er fand Oberhaus und Gemeinen hiermit in vollkommener Übereinstimmung. Niemals ist von der Notwendigkeit, das Haus Österreich aufrechtzuerhalten, mit größerem Enthusiasmus gesprochen worden. Denn da Frankreich der Welt die allgemeine Knechtschaft bereite, so sei es gleichsam eine Sache des menschlichen Geschlechtes, eine Macht zu unterstützen, welche demselben das Gleichgewicht halten könne: die künftigen Generationen würden es der lebenden nicht

verzeihen können, wenn diese sich hierin lässig erwiese. Es war gleichsam ein Wetteifer zwischen der Opposition und der ministeriellen Partei. Man bewilligte nicht allein dem König die Besoldung der stipulierten Hilfstruppen, sondern auch der Königin von Ungarn eine Subsidie von 300 000 Pfd. Die Führer der Opposition stellten dem österreichischen Gesandten die Stimmung noch günstiger vor, als sie war, und ließen für die Zukunft größere Unterstützung hoffen.

In der Debatte ward nun auch ein und das andere Mal der preußischen Rechte und Ansichten gedacht; einige meinten, man müsse König Friedrich erst widerlegen, ehe man ihn angreife. Aber die meisten verdammten sein Unternehmen, weil es nur dazu dienen könne, der französischen Übermacht den Weg zu bahnen. Von den gemeinschaftlichen protestantischen Interessen, deren sie sonst so gern gedachten, schwiegen sie diesmal. Die Antipathie gegen Frankreich überwog jede Rücksicht der Verwandtschaft des Blutes oder der Religion.

Eine ähnliche Stimmung der Gemüter behielt auch in den Vereinigten Niederlanden die Oberhand.

Schon lange trug man sich da mit dem dunklen Gerücht, als denke Frankreich seine Allianz mit Österreich zu einer Erweiterung seiner Grenzen nach den Niederlanden hin zu benutzen; für das beste Mittel, den Wiener Hof von einem Zugeständnis dieser Art abzuhalten, hielt man eine Unterstützung desselben von seiten der Seemächte. Wohl waren nicht alle einmütig. Die Provinzen Seeland, Gröningen und Utrecht forderten, daß vor aller Beschlußnahme erst eine Unterhandlung mit Frankreich eröffnet, dessen Meinung authentisch erforscht werden sollte; aber Holland, das den Ton angab, wollte davon nichts hören. Hier hatte die Invasion von Schlesien aus einem anderen Grunde besonders schlechten Eindruck gemacht. Die reichsten Kaufherren, Patrizier von Amsterdam, in der Regierung der Provinz und des Staates von Einfluß, waren bei einer Anleihe beteiligt, welche der österreichische Hof auf Schlesien hypotheziert hatte: es wurde als ein der Stadt und dem Lande geschehenes Unrecht empfunden, als der erste April vorüberging, ohne daß die Zinsen der schlesischen Obligationen gezahlt wurden; diese fielen an der Börse um 15 Prozent. Dazu kam endlich das Beispiel von England. Man versichert, Georg II. habe den einflußreichsten Regenten im voraus die Thronrede mitgeteilt, welche er halten werde, und nicht allein diese, sondern auch die als Antwort darauf von einem Anhänger des Hofes unter der Hand entworfene Adresse. Man fügt hinzu, der englische Gesandte habe

die Nachricht von der Schlacht von Mollwitz, die er zuerst empfing, einen Tag verborgen gehalten, um keine Mißstimmung bei der Beschlußnahme zu veranlassen. Wie dem auch sei, am 24. April, auf den Bericht der zur Konferenz mit den englischen Gesandten ernannten Kommission ward im Haag der Beschluß gefaßt, einerseits in Gemeinschaft mit England den König von Preußen aufzufordern, seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen, anderseits aber der Königin von Ungarn Hilfeleistung zu versprechen. Man sagte zwar dem König von Preußen, dies Versprechen gewinne eine andere Gestalt durch die hinzugefügte Klausel: „soweit es die Kräfte erlauben"; aber Friedrich erwiderte, der Wiener Hof werde dies nicht achten und die Republik bei ihrem Worte zu nehmen wissen. Er war über das Bezeigen der alten Verbündeten seines Hauses nicht wenig erbittert.

Man würde die Seemächte mißverstehen, wenn man annähme, sie seien zum Kriege entschlossen gewesen: sie blieben immer dabei, daß sie eine Aussöhnung zwischen Österreich und Preußen versuchen wollten; aber was ließ sich davon erwarten, sobald sie der Königin von Ungarn Hoffnung gaben, wenn es zu einer solchen nicht komme, mit ihr gemeine Sache zu machen? Friedrich bemerkte, es liege ein Widerspruch darin, einen Hof zur Nachgiebigkeit aufzufordern und ihm zugleich Unterstützung anzubieten.

Die Haltung der Seemächte übte einen großen Einfluß auf Rußland aus, doch wirkte hier der unaufhörliche Wechsel der vorwaltenden Persönlichkeiten, der in dieser Zeit stattfand, auch an und für sich auf das Verhältnis mit Preußen zurück.

Nach dem Tode der Kaiserin Anna erschien zuerst der Oberstkammerherr Biron im Namen des von ihr anerkannten, aber kaum ein paar Monate alten Iwan III. als Regent, kraft eines Testaments, das ihm die außerordentlichsten Befugnisse erteilte; allein nur wenige Wochen konnte er sich behaupten. Noch im November 1740 mußte er der Mutter des jungen Kaisers, Großfürstin Anna, weichen, die sich mit Hilfe des Feldmarschalls Münnich als Regentin in seiner Stelle erhob; der Feldmarschall trat als ihr erster Minister auf. Und dieser nun, der aus den letzten Türkenkriegen nicht als Freund und Bewunderer von Österreich hervorgegangen, ward von dem König von Preußen durch einige Gunstbezeigungen leicht gewonnen. Münnich drückte sich so aus, als seien ihm die eigenhändigen Briefe, die er von dem König erhielt, mehr wert als viele Millionen; er sagte, wäre er nicht erster Minister in Rußland, so würde er kommen, um einen Feldzug unter dem König von Preußen zu machen. Er warnte diesen vor jeder Nachgiebigkeit gegen

Österreich, dem man nie die weiche Seite zeigen müsse, und beklagte nur, daß er nicht, statt an den Grenzen von Schlesien innezuhalten, unverweilt bis nach Wien vorgedrungen sei. Der Anmutung, von russischer Seite etwas gegen Preußen zu tun, widersprach er mit unverstelltem Eifer. Aber auch er vermochte sich nur ein paar Monate zu behaupten. Es ist nicht nötig, hier auf die Ursachen dieses Wechsels, der eigentlich nur die Oberfläche der Dinge berührt, einzugehen; es sind immer die unter der Kaiserin Anna emporgekommenen fremden Gewalthaber, die sich untereinander bekämpfen. Als Münnich im Anfang des März 1741, darüber entrüstet, daß sein Wille weder in den inneren noch den äußeren Angelegenheiten allezeit durchging, seine Abdankung anbot, in stolzer Überzeugung von seiner Unentbehrlichkeit, mußte er erleben, daß die von ihm eingesetzte Regentin und deren Gemahl, Anton Ulrich von Braunschweig, die Gelegenheit ergriffen, sich seiner sehr unbequem gewordenen Ratschläge zu entledigen. Ostermann, der ihm schon immer Widerpart gehalten und nun die große Rolle spielte, verweigerte zwar nicht geradezu die von Preußen gewünschte Vermittlung, aber hierin ganz gesinnt wie der englische Hof, ließ er allenthalben erklären, daß Rußland seinen Verpflichtungen gegen Österreich nachzukommen gedenke. Die braunschweigische Verwandtschaft, die einst zur näheren Vereinigung der drei nordischen Höfe geschlossen war, erwies sich doch in bezug auf Preußen sehr unwirksam. Anton Ulrich stand unter dem Einfluß der verwitweten Kaiserin und ihrer Schwester, seiner Großmutter zu Blankenburg: im Gespräche hörte man ihn wohl die österreichischen Truppen die unseren nennen. Die Königin von Preußen, seine Schwester, hat einst die Feder ergriffen, um ihn zu gemäßigteren Gesinnungen aufzufordern: vielleicht das einzige Mal, daß sie in politischen Dingen tätig gewesen ist; doch war es ohne Erfolg.

Und eine noch feindseligere Haltung nahm, durch diese Umstände ermutigt, der sächsische Hof.

Anfangs, wie berührt, empfand er eine nicht geringe Versuchung, seine Ansprüche auf die Erbfolge geltend zu machen; Friedrich glaubte in demselben einen Verbündeten zu finden. Durch Graf Finkenstein, welchen er eigens zu diesem Zweck nach Dresden schickte, ließ er näher erläutern, wie er nicht daran denke, das Haus Österreich zu unterdrücken, sondern nur zu seinen Rechten zu gelangen, wie sich, wenn Sachsen mit ihm halten wolle, vieles Gute für beide Häuser, das Deutsche Reich und sogar das Haus Österreich selbst ausrichten lasse. Man schien

dort ganz geneigt, darauf einzugehen. Der leitende Minister Graf Brühl erklärte oft, sein Herr wünsche nichts Besseres als eine Allianz mit Preußen. Das hinderte ihn aber nicht, nach der Sitte der damaligen Höfe, zugleich eine ganz entgegengesetzte Unterhandlung zu pflegen.

Die Vorstellungen der Grafen Wratislaw und Khevenhüller, die am 5. Januar 1741 ihre Audienz hatten, die nahe Verwandtschaft der Häuser, die geistlichen Rücksichten auf die dem Katholizismus in einer sehr ansehnlichen Provinz (Schlesien) bevorstehenden Nachteile brachten um so mehr Eindruck hervor, da man auch österreichischerseits dem sächsischen Hofe auf die Erreichung eines seiner vornehmsten Wünsche einige Hoffnung machen konnte. Dieser ging vor allem dahin, eine unmittelbare Verbindung zwischen Polen und Sachsen zu gewinnen. Österreich meinte dies jetzt gewähren zu können ohne eigenen Verlust. Aus dem Munde eines österreichischen Ministers wissen wir, daß ein altbrandenburgisches Fürstentum, Krossen, das aber einst zu Schlesien gehört hat, dem Hof von Dresden versprochen worden ist.

Denn nicht mit einer bloßen Abwehr des geschehenen Angriffs wollte man sich begnügen; die Absicht war — und es ist darüber ein Vertragsentwurf in aller Form aufgestellt worden —, daß die Hannoveraner mit Dänen und Hessen in englischem Solde von der einen, die Sachsen von der anderen, die Russen von einer dritten Seite das preußische Gebiet angreifen sollten, während die österreichische Armee in Schlesien vorrücke.

Man hat damals gesagt, den Schweden sei die Wiedereroberung von Stettin versprochen worden, den Franzosen, über die man sich noch täuschte, eine Einladung zugegangen, gegen Kleve vorzurücken. Der polnische Adel regte sich, durch den Primas, den Nuntius und die ganze Priesterschaft überredet, daß der Krieg die Religion betreffe, daß man Schlesien nicht in die Hände der Lutheraner fallen lassen dürfe. Ein preußischer Offizier, der in dem Lande reiste, behauptet, es würden nur ein paar hunderttausend Gulden nötig gewesen sein, um den Adel von Krakau, Masovien, Litauen zu einem Einfall in die preußischen Grenzen zu bewegen.

Was würde geschehen sein, wenn Friedrich bei Mollwitz geschlagen worden wäre? Und auch noch nach diesem Siege erschien die Gefahr sehr drohend; erst alsdann war es, daß die Beschlüsse der Engländer bekannt, die holländischen gefaßt wurden.

Um jedem Anfall von Hannover oder von Sachsen her zu begegnen, ward in der ersten Hälfte des April ein Lager bei Brandenburg gebildet unter dem Fürsten von Dessau; so unzweifelhaft erschienen diesem auch noch nach jener Schlacht die feindseligen Absichten der Gegner, daß er für unerläßlich hielt, den Krieg gegen dieselben ohne weiteres zu eröffnen.

Es war doch in der Tat keine geringe Versuchung, als in diesem Momente, wo alles nur Feindschaft und Verderben drohte, die Franzosen dagegen ihre Bundesanträge auf das dringendste erneuerten. Gegen Ende April traf einer der vornehmsten Urheber der französischen Ratschläge, Marschall Belleisle, in dem Lager bei Mollwitz ein, um den längst entworfenen Vertrag zum Abschluß zu bringen.

Es wäre verlorene Mühe, sein Anbringen auseinanderzusetzen. Friedrich wußte im voraus, wohin es gehen werde, und überlegte sich, wie er es aufzunehmen habe. Wie gefährlich auch die Dinge um ihn her stehen mochten, so beschloß er doch nochmals, die Verbindung mit den Franzosen abzulehnen.

Was der Marschall über die Unterhandlungen Preußens nach anderen Seiten hin sagte, hörte er mit großer Seelenruhe an. Dagegen stellte er demselben die Schwierigkeit und Gefahr seiner Lage vor, wie sich Neipperg in Schlesien täglich gegen ihn verstärke und man indes drei andere Armeen gegen ihn ins Feld zu bringen suche: eine russische in Livland und Kurland, eine hannoversche mit dänisch-hessischen Hilfsvölkern im Eichsfeld, eine sächsische an der Elbe. Er habe dagegen nur noch eine Armee unter dem Fürsten von Anhalt aufstellen können; diese zähle 30 000 Mann und jene 80 000 Mann. Würde er sich für Frankreich erklären, so würden alle diese Kriegskräfte ohne weiteren Verzug sich auf ihn stürzen und ihn zu vernichten suchen, ehe er von dort die mindeste Hilfe empfange. Wolle Frankreich seinen Bund, so müsse es Schweden instand setzen, eine Diversion gegen Rußland zu unternehmen, den Kurfürsten von Bayern, tätig aufzutreten, und selber mit mehr als einer Armee im Felde erscheinen.

Belleisle begriff dies vollkommen; dessen eigene Meinung war schon immer gewesen, daß Frankreich so rasch und so energisch wie möglich zu Werke gehen müsse. Er verließ Friedrich mit der Überzeugung, daß das einzige Mittel, ihn zu gewinnen, in der unverzüglichen Entwickelung einer starken Waffenmacht liege.

Kein Zweifel, daß der Mangel an Entschiedenheit, den die politischen und militärischen Maßregeln der Franzosen noch zeigten, den König abhielt, sich mit ihnen zu verbinden; doch hatte er

auch noch andere Gründe, die er einem Marschall von Frankreich nicht anvertrauen konnte, die er aber unaufhörlich mit dem vertrauten Podewils in Gesprächen und in Briefen erörterte.

Gedenken wir hier dieses Mannes, der einen so großen Einfluß auf die ersten Richtungen der Politik seines Königs gehabt hat, noch besonders.

Podewils stammte aus Pommern von einem Geschlecht, welches sich auch noch vor der Besitznahme des Landes gern an Brandenburg gehalten hatte; sein Vater hat den Großen Kurfürsten bei seinem Winterfeldzug nach Preußen in dem eigenen Schlitten desselben begleitet.

Heinrich von Podewils selbst, in einer kleinen Schule junger Edelleute, die sein Vater in Suckow um ihn her versammelte, erzogen, vollendete seine Studien in Halle und in Leyden; schon früh kam er, und zwar auf folgende Art, in nähere Bekanntschaft mit Friedrich Wilhelm I.

Dieser König hatte ihm nach der Weise der Zeit, als er ihm Erlaubnis zu einer Reise nach England, Frankreich und den kleineren deutschen Höfen gab, auch den Weg, den er zu nehmen habe, genau vorgeschrieben. Nach seiner Zurückkunft ward der junge Kavalier dem Könige vorgestellt, der ihn nun einer Art von Prüfung unterwarf.

Durch eigenen inneren Antrieb hatte sich Podewils nicht so sehr um Sehenswürdigkeiten und Kuriositäten, als um die Verfassung und den politischen Zustand der verschiedenen Länder und Höfe bekümmert; der König fragte nach diesen Richtungen hin und war mit den Antworten desselben so wohl zufrieden, daß er aussprach, das sei ein Mensch für ihn, er selber wolle ihn weiterbilden.

Außer dieser Gunst des Königs, der ihn erst im Generaldirektorium arbeiten ließ und ihm kleine Missionen anvertraute, kam ihm aber noch zustatten, daß er mit Grumbkow in enge Verbindung trat — er verheiratete sich mit einer von dessen Töchtern — und von diesem bei der Bearbeitung der geheimen Angelegenheiten jener Zeit herangezogen ward.

Hierdurch erlangte Podewils eine Stellung in dem Mittelpunkt der Geschäfte, welche es ihm erleichterte, auch alle anderen zu verstehen.

Als ihn Friedrich Wilhelm in jenen Stürmen des Jahres 1730 in das Kabinettsministerium setzte, statt Knyphausens, welcher allzu gut hannoverisch gesinnt schien, zeigte er sich diesem Posten vollkommen gewachsen und arbeitete seitdem, zur Seite seines

Fürsten, den Gedanken einer selbständigen Politik durchzuführen.

Sein Handwerk, wenn wir so sagen dürfen, verstand er vollkommen. Wenn er der Unterhandlung mit einem überlästigen Frager nicht mehr ausweichen kann, hält er doch stundenlang aus, ohne sich sein Geheimnis abgewinnen zu lassen, das von den Fragen unaufhörlich berührt wird. Seine Anweisungen sind bis in das kleinste Detail ausgearbeitet, scharfsinnig, eindringend, oft im Ausdruck glücklich. Er gehört zu den echten preußischen Staatsmännern, in denen sich unbescholtener Wandel, unermüdliche Arbeitsamkeit mit einer Hingebung ohne Rückhalt vereinigen. Eigentlich findet hier selbst kein persönlicher Ehrgeiz statt, den ausgenommen, der im Dienste befriedigt wird. Podewils wußte, wie schon berührt, daß der Fürst, dem er diene, die Summe der Geschäfte selbst verwalte: er hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn sie nur gut gingen. Dazu suchte er nun mit seinem Rat nach besten Kräften beizutragen. Er hielt die großen Gesichtspunkte fest, in bezug sowohl auf das Verhältnis der europäischen Staaten überhaupt, als die Stellung Preußens in ihrer Mitte. Worauf man im englischen Parlament so viel Gewicht legte, daß Frankreich durch den Umsturz von Österreich zu einem für ganz Europa verderblichen Übergewicht gelangen werde, das war im Kabinett des Königs von Preußen mitnichten, wie man dort argwöhnte, vergessen: Podewils hebt es unaufhörlich als den großen Gesichtspunkt hervor. Wie dann, wenn sich Frankreich der deutschen Länder bis an den Rhein vollends bemächtige? Werde es dann nicht alle deutschen Fürsten als subaltern betrachten? Werde es nicht auch die entfernteren und mächtigeren, den König von Preußen selbst ebenso beschränken wollen, wie die rheinischen Kurfürsten oder früher einen Herzog von Lothringen?

Aber auch wenn es nicht so weit kam, so enthielt ein Bündnis mit Frankreich im Angesicht eines allgemeinen Krieges eine so große Abweichung von der althergebrachten brandenburgisch-preußischen Politik, daß man eine natürliche Scheu trug, sich ohne die äußerste Not dazu zu entschließen. Wie in den früheren Epochen, so hatte sich Brandenburg auch in dem letzten Jahrhundert fast immer zu Österreich gehalten. Nur dann und wann, zu den Zeiten des Westfälischen Friedens, nach dem Abkommen von St. Germain war es einer anderen Politik gefolgt, hatte aber bald wieder eingelenkt. Wenn es jetzt in den vorgeschlagenen Bund trat, mit so viel größeren eigenen Kräften, bei so viel weiter-

entwickelter Macht von Frankreich, so war dies ein Schritt, dessen Folgen, mochten sie glücklich oder unglücklich sein, sich nicht übersehen ließen.

Dies ist der vornehmste Grund, weshalb Friedrich noch einmal innehielt; er entschloß sich noch einmal, die mit den alten Alliierten eröffneten Unterhandlungen lieber fortzusetzen; die Möglichkeiten einer gütlichen Abkunft mit Österreich sollten erschöpft werden.

Auch schien es nach der Schlacht, wie dem russischen Hofe, so besonders dem englischen wieder Ernst zu werden mit ihrer Vermittelung.

Anfang Mai erschien ein englischer Gesandter, wie ihn der König gewünscht hatte, nicht allein von einigem Namen und Ansehen, sondern auch als ein Mann von Geradsinn und Zuverlässigkeit gerühmt, der im Parlament Gesinnungen bekannt hatte, die ihn für einen Auftrag dieser Art sehr geeignet zeigten, Lord Hyndford, in dem preußischen Feldlager.

Sein erstes Bemühen war, den schlechten Eindruck der letzten Rede Georgs II. und der darauf erfolgten Adresse des Parlaments bei Friedrich zu verwischen; er stellte vor, diese Erklärungen seien allein gegen Frankreich gemeint und gerichtet; Nation und Regierung wünsche nichts mehr als die Aussöhnung der beiden deutschen Mächte; er sei, in Verbindung mit Robinson in Wien, beauftragt, nach besten Kräften daran zu arbeiten.

Kam es nun aber darauf an, die Bedingungen zu finden, unter denen eine Abkunft möglich sei, so bemerkte Hyndford, die aufgestellte Forderung: Niederschlesien und Breslau, werde sich niemals erreichen lassen: man sage in Wien, das sei so gut wie ganz Schlesien, indem das übrige aus Gebirge und wenig bebautem Lande bestehe. Er begehrte ein anderes Ultimatum, wie es denn schien, daß alsdann auch Rußland die Vermittelung unterstützen werde.

Friedrich lebte in dem Gefühl des Übergewichts, welches siegreiche Waffen verleihen; von Frankreich war ihm angeboten worden, was er verlangte. Er zeigte sich dennoch nicht abgneigt, einen Schritt zurückzutun. Schriftlich zwar erklärte er nur, ein neues Ultimatum könne er nicht aufstellen, ehe er nicht von den veränderten Gesinnungen des Wiener Hofes Kunde habe, mündlich aber, in einer Audienz am 7. Mai, gab er die Versicherung, auf die allgemeinen Vorschläge zurückkommen zu wollen, welche er durch Gotter in Wien zuletzt habe machen lassen, d. h. sich mit einem Teile von Schlesien zu begnügen, ohne auf den an-

gegebenen Grenzen zu bestehen; er zeigte sich zugleich bereit, sogar noch eine größere Geldsumme zu zahlen, als er damals versprochen, bis drei Millionen Taler.

Hyndfords Gedanke war nun, daß der König durch die Abtretung der Herzogtümer Sagan, Glogau, Wohlau und Liegnitz befriedigt werden sollte. Er schrieb Robinson, der König nehme zwar den Schein an, als bestehe er auf Niederschlesien und Breslau, er, der Gesandte aber, habe Gründe, zu glauben, daß, wenn die Königin von Ungarn ihm mit einem Vorschlag entgegenkomme, ein Teil seiner Forderungen nachgelassen werden würde.

Eine vorläufige Frage von nicht geringer Wichtigkeit für das einmal ergriffene System trat hierbei ein, ob und wie nämlich die fernere Geltung der Pragmatischen Sanktion sich mit irgendeiner Abtretung vereinbaren lasse. Ein in Kaufgeschäften geübter Holländer, van Neck, Pensionarius von Rotterdam, bildete einen schon früher vorgekommenen Vorschlag näher dahin aus, daß dem König ein Teil von Schlesien in Form einer Hypothek für eine Geldsumme, die er zahle, überlassen werden und die Königin durch einen von den Mächten garantierten Vertrag sich verpflichten solle, diese Summe nie zurückzuzahlen, noch die Hypothek wiederzufordern. Diese Auskunft nahm der König von England an, und Friedrich II. hatte nichts dawider. Robinson unterhandelte hierauf mehr über eine Verpfändung als über eine Abtretung; in der Sache wäre es zwar das letztere geworden, doch zog man die erste Bezeichnung vor.

Und hätte nun der Wiener Hof nicht wenigstens hierauf eingehen sollen?

Niemand wird Bedenken tragen, dies zu bejahen, denn noch war es möglich, den König von Preußen ganz zu gewinnen; man darf hinzufügen, der Wiener Hof würde es getan haben, wäre ihm seine eigene Lage bekannt gewesen.

Bartenstein, unerschütterlich in seinem Vorurteil, hat noch im Anfang des Mai den Satz verteidigt, daß Frankreich keinen Krieg gegen Österreich unternehmen werde, solange der Kardinal am Leben bleibe. Maria Theresia hat im Laufe desselben Monats an Fleury geschrieben und ihm ihr Vertrauen ausgesprochen, daß er, wenn ja nicht *für* sie, doch auch gewiß nicht *gegen* sie sein werde.

Ohne gerade um diese Äußerungen zu wissen, hielt Friedrich II. doch den österreichischen Hof für viel zu hartnäckig, um sich zu einer wesentlichen Nachgiebigkeit zu entschließen, den englischen aber, von dem sich zwei Gesandte bei ihm eingefunden,

neben dem Schotten auch ein Hannoveraner, deren Eröffnungen nicht immer übereinstimmten, für unzuverlässig und zu wenig entschlossen, als daß von demselben ein wirksamer Einfluß erwartet werden könne.

Und indessen wurden die Franzosen immer dringender und eingehender.

Mitte Mai 1741 meldete Valori, der französische Hof habe jetzt beschlossen, in Schweden auf die Wiederaufnahme des Krieges gegen Rußland hinzuarbeiten, besonders wenn auch Preußen mit dem ersten in Bund trete, und nahm davon Gelegenheit, mit erneutem Eifer auf den Abschluß des Traktates anzutragen. „Valori hat recht", schreibt Friedrich den 18. Mai an Podewils: „O mein Freund, wie lang wollen wir noch zögern und uns von London und Wien täuschen lassen!"

Podewils ersuchte ihn, nur noch ein paar Tage zu warten, bis Hyndfords Staatsbote mit einer offiziellen Antwort zurückgekommen sei; während der Unterhandlung werde England, durch seinen eigenen Vorteil gefesselt, gewiß nichts gegen Preußen unternehmen; er brachte die Aufstellung bestimmterer Bedingungen, des neuen Ultimatums, in Erinnerung.

Der König antwortete mit einem Selbstgefühl, das sonst in ihm fast niemals erscheint: der Besiegte müsse Anträge machen, der Sieger bewillige; aber er sehe wohl, die Absicht der Engländer sei nur, zu verhindern, daß er mit den Franzosen Verbindung schließe, solange es noch Zeit, noch ein unmittelbares Eingreifen von diesen zu erwarten sei. Er würde sich schämen, von einem Italiener betrogen zu werden, geschweige denn von einem Hannoveraner, der ihn mit aller möglichen Derbheit hinters Licht zu führen versuche. „Aber wir müssen ihren Absichten zuvorkommen und uns Verbündete verschaffen. Haben wir Bundesgenossen, so wird man uns Respekt beweisen; haben wir keine, so wird ein jeder uns verspotten."

Unter andern wendete Podewils gegen die französische Allianz ein, daß man dadurch einen Krieg eröffne, dessen Ende sich nicht absehen lasse, und wobei Frankreich das meiste gewinnen werde. Der König bemerkte ihm, der erste Schluß sei unrichtig: durch die Allianz werde man den Feinden so weit überlegen, daß der Krieg nur eine kurze Zeit dauern könne, und dann: „warum sollen wir denen ihren Vorteil beneiden, die uns den unsern mit Vergnügen gönnen?"

Friedrich wiederholt, wenn er ferner allein handle, so werde er sich zugrunde richten; eine starke Partei zu finden, von der man

unterstützt werde, das heiße sich behaupten. Er versprach noch innezuhalten, bis der Kurier mit der Antwort zurück sei; „aber ich will nicht verhehlen", fügte er hinzu, „nach der Ankunft desselben werde ich nicht eine Stunde säumen, meinen Entschluß zu ergreifen."

Indem in Schlesien König Friedrich und sein Minister diese Ansichten austauschten, von denen man sieht, daß sie doch im Grunde übereinstimmten, und die Entscheidung von der Antwort des Wiener Hofes abhängig machten, wurde nun dort über eine solche sehr ernstlich beraten; am 24. Mai war man so weit, sie dem englischen Gesandten Robinson zu geben.

„Die Königin", wird darin gesagt, „sei nicht abgeneigt, eine Abkunft mit dem König von Preußen zu treffen, welche gerecht und vernünftig genannt werden könne; um aber so zu heißen, müsse sie sowohl der Sache als den bestehenden Traktaten angemessen sein. Was die Sache anbetrifft, so seien die preußischen Ansprüche in sich selbst nichtig; was die Traktaten angeht, so müsse die Pragmatische Sanktion aufrechterhalten werden. Vorschläge wolle man nicht machen, sondern erwarte deren." Man sieht, die Antwort war vollkommen ablehnend.

Um doch einen annähernden Schritt zu tun, erklärte der Kanzler von Böhmen, daß er eine Verpfändung für nicht unmöglich halte. Vielleicht sei die Königin zu bewegen, daß sie Glogau mit Grüneberg und Schwiebus auf einige Zeit als Pfand an Preußen überlasse, doch müsse diese Zeit im voraus genau bestimmt werden. Er ging aber auch damit nur sehr behutsam heraus; er wollte es nicht ausgesprochen haben und sagte, er werde es ableugnen, wenn man es ihm zuschreiben wolle.

Welch ein Vorschlag! Nicht, was Friedrich damals schon als durchaus annehmbar bezeichnet hatte, die Abtretung zweier Herzogtümer, sondern die Verpfändung eines einzigen, mit ein paar Ämtern auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, und überdies in ungewisser Aussicht. Was sollte dann, worauf Friedrich so viel Wert legte, aus Breslau und den Evangelischen werden?

Der englische Gesandte hatte noch auf einen Waffenstillstand wenigstens auf ein Jahr angetragen, aber der Wiener Hof wies das zurück, weil dann Schlesien noch ein Jahr länger in preußischer Verwaltung bleiben würde. Noch hielt sich Neipperg in Schlesien dem König gegenüber; man hatte noch Verständnisse, besonders in der Hauptstadt des Landes, und rechnete auf ihren Abfall. Was man von dem englischen Gesandten bei König Friedrich begehrte, war zunächst nur, daß er den Auftrag seines

Hofes erfülle und dem Könige die Aufforderung einhändige, sich aus Schlesien zurückzuziehen. Hyndford konnte dies nicht verweigern. Die Aufforderung, die er, ehe er sie übergab, den preußischen Ministern vorlegte, war in den gemäßigtsten Ausdrücken abgefaßt, aber ihr Sinn und Inhalt blieb doch immer offensiver Natur. Eine ähnliche überreichte der holländische Gesandte. Dies war der ganze Erfolg der unternommenen Vermittelung.

„Wer von uns beiden", schreibt Friedrich hierauf an Podewils, „hat sich nun geirrt; hatte ich nicht Recht, zu glauben, daß die Engländer darauf ausgehen, uns zu täuschen?"

So war jetzt auch der Minister gesinnt; nur, fügt er hinzu, es sei ihm noch zweifelhaft, ob Österreich oder Preußen habe getäuscht werden sollen. Beide leiten alle Verwirrung von den trüben Absichten der Engländer her.

Aus dem Briefwechsel der englischen Minister untereinander und mit ihrer Regierung, der uns vorlag, stellt sich heraus, daß es auf Täuschung und Betrug nicht abgesehen war. Ihr Sinn war: Österreich von Frankreich entfernt zu halten und Friedrich II. dadurch zur Nachgiebigkeit zu vermögen, daß sie ihm, wie damals gesagt worden ist, zugleich das Gesetz und das Evangelium zeigten; allein die Mittel, die sie für den ersten Zweck ergriffen, machten die Erreichung des zweiten unmöglich.

Die Zeit war da, wo alle diesem Schwanken ein Ende gemacht und eine andere Richtung der Politik mit Entschiedenheit eingeschlagen werden mußte.

Länger hat sich wohl niemals ein Fürst gesträubt, in eine Allianz zu treten, die ihm große und nahe Vorteile versprach, als Friedrich; er hatte sich dadurch, indem er in den übrigen Mächten die Meinung bestehen ließ, als sei eine Verständigung zwischen Frankreich und Österreich möglich, in unzählige Schwierigkeiten verwickelt und den größten Gefahren ausgesetzt; zuletzt aber, nachdem seine Ansprüche nochmals zurückgewiesen und alle anderen Mittel erschöpft waren, entschloß er sich dazu.

Daran dachte in diesen Zeiten nun einmal niemand, daß eine Sache wie diese unter den Deutschen allein ausgemacht werden sollte; ganz Europa mußte daran teilhaben.

Ohnehin war es so weit gekommen, daß alle europäischen Interessen nach Deutschland hineinreichten und eine Rolle in unserem Vaterlande spielten, wie die dänischen durch Holstein, die schwedischen durch die Verbindung mit Hessen, so die englischen durch Hannover, die französischen durch Bayern. Rußland übte durch Sachsen Einfluß auf die innersten Angelegen-

heiten: Graf Brühl hat bekannt, er dürfe nicht wagen, einen alten Vertrag mit Hannover zu erneuern, ohne bei Rußland angefragt zu haben. In Wien nahm man auf die allgemeine katholische Welt eine Rücksicht, vor der oft die deutschen Gesichtspunkte verschwanden.

Wir berührten, wie man ohne Skrupel die östlichen und westlichen Provinzen Preußens der halben Welt zur Beute gegeben hätte: man hat den Russen gesagt, es sei nicht gut für ihre Beziehungen zu Deutschland, daß Schlesien an Preußen komme. Wie hätte König Friedrich allein seine Verbindungen nach Ideen schließen sollen, die eigentlich nicht mehr im Bewußtsein des damals lebenden Geschlechtes waren? Es war ein großer europäischer Kampf; so mußte er ihn führen. Er glaubte jetzt mit Händen zu greifen, daß ihn England durch Unterhandlungen ohne Ende in Untätigkeit zu fesseln suche, bis alles bereit sei, ihn zu verderben. Um es dahin nicht kommen zu lassen, befahl er Podewils, den mit Frankreich entworfenen Vertrag abzuschließen, ohne irgendeinen längeren Verzug, im tiefsten Geheimnis. Er erinnerte den Minister, sich nichts davon merken zu lassen, daß man die Engländer durchschaue, keinen Unwillen über die erhaltene Antwort zu erkennen zu geben; im Geheimnis, sagt er, liegt unser Heil. Vor allem dieses schärfte er ein: Podewils sollte mit Valori nur am dritten Ort zusammenkommen, den ganzen Traktat mit eigener Hand schreiben, denn auch der Kabinettssekretär dürfe davon nichts erfahren; mit seinem Leben machte er den Minister für das Geheimnis verantwortlich.

Es zu beobachten war auch besonders darum möglich, weil der Vertrag schon in allen seinen Artikeln so weit vorbereitet war, daß der Abschluß, wie Podewils sagt, innerhalb vierundzwanzig Stunden geschehen könne.

Eigentlich gab es nur noch eine einzige, formelle Schwierigkeit dabei. Die preußische Krone hatte insofern noch nicht die völlige Gleichheit mit der französischen erlangt, als die Franzosen fortfuhren, in den diplomatischen Aktenstücken den Namen ihres Königs voranzustellen, und die Alternative nicht zuließen. Valori erklärte auch diesmal, er habe den bestimmten Befehl, hierin nicht nachzugeben. Der König von Preußen urteilte, daß darum der Abschluß nicht aufgehalten, sondern dem Übel durch eine Protestation abgeholfen werden möge.

Hierauf, bei einem Mittagessen in der Wohnung Valoris zu Breslau, am 4. Juni, gab dies Podewils nach, mit einem scherzenden Wort, das er an seinen Wirt richtete. Ich finde nicht, daß man

König Georg II. von England.
Kupferstich von J. A. Pfeffel nach dem Porträt von Rusea.

König Georg III. von England.
Kupferstich von C. Spooner nach dem Porträt von J. Meyer.

zu einer Protestation geschritten wäre, aber bei der Ratifikation haben die Franzosen die preußische Gefälligkeit durch die Annahme der Alternative erwidert.

Der Traktat trägt das Datum des 5. Juni, er ist aber noch denselben Tag, abends am 4., von den beiden Ministern unterzeichnet worden. Podewils hatte sein Exemplar wirklich von Anfang bis Ende mit eigener Hand geschrieben. Auf das rascheste zugleich und geheimste ward der Wille des Königs vollzogen.

Schon öfter haben wir in der brandenburgisch-preußischen Geschichte Anwandlungen zu einer ähnlichen Politik bemerkt.

Vor fünfzig Jahren hatte sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm, ebenfalls der schlesischen Verhältnisse halber, mit dem französischen Hofe zu verbinden gedacht, doch hatten ihn die Feindseligkeiten gegen die Protestanten und die Gefahr, daß sich die Herrschaft Ludwigs XIV. auch über England ausdehnen möchte, davon abgehalten, und er hatte sich jenes Abkommen über Schwiebus gefallen lassen[1].

In dem Vertrage von Hannover, der vor sechzehn Jahren geschlossen ward[2], liegt ein verwandtes Moment, nur daß damals England zugleich auf französischer Seite stand, aber die Befürchtung, daß diese beiden Mächte das Haus Österreich stürzen und dann im Reiche nach ihrem Belieben schalten und walten würden, hatte Friedrich Wilhelm I. vermocht, sich nach kurzer Zeit davon loszusagen. Wir haben der Versprechungen ausführlich gedacht, die damals gegeben und hernach nicht erfüllt worden sind.

Friedrich II. hatte vor allen Dingen von dem Lande, auf das er Anspruch machte, Besitz ergriffen; aber auch so fand er unmöglich, sich die Anerkennung in demselben zu verschaffen, solange er an dem alten politischen Verhältnis festhielt; mit voller Entschlossenheit tat er endlich den Schritt, vor welchem seine Vorfahren noch allezeit zurückgeschreckt waren und der seine Weltstellung umwandeln mußte; er riß sich von dem Bunde los, zu dem sein Haus sich bisher gehalten, und trat in einen entgegengesetzten. Wer hätte alles ermessen können, was daraus hervorgehen würde? Wir wissen, er verkannte die Gefahr, der er sich aussetzte, nicht, aber darüber hinwegzusehen bewog ihn die widerwärtige Gestalt der Dinge auf der anderen Seite, der Ehrgeiz, seine Sache trotz derselben durchzuführen, erfahrene Mißachtung, der drängende Augenblick.

[1] Vgl. Band I, Seite 364 f.
[2] Vgl. Seite 50.

Der Vertrag von Breslau hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem hannoverschen. In beiden garantieren die Mächte ihre Besitzungen innerhalb Europas, versprechen einander ihre guten Dienste und nötigenfalls ihre Kriegshilfe, wenn sie angegriffen werden, bis dem beleidigten Teil Genugtuung verschafft sei; auch in manchen anderen Artikeln kehren dieselben Worte wieder; sie sind beide auf fünfzehn Jahre geschlossen. Der Breslauer Traktat erscheint sogar noch friedlicher als der hannoversche, insofern er ausdrücklich als ein Verteidigungsbündnis bezeichnet und die gegenseitig zu leistende Kriegshilfe unbestimmt gelassen wird.

Die große Verschiedenheit liegt in den geheimen Artikeln, auf welche auch das eine und das andere Mal der meiste Nachdruck gelegt ward.

Im Jahre 1725 versprach der König von Frankreich, die Ansprüche Preußens auf Berg zu befördern. Von dieser Verpflichtung war jetzt nicht allein vollkommen abgesehen, sondern sogar das Gegenteil davon festgesetzt. Wie weit entfernt fühlte sich Friedrich noch von einer Stellung, wie sie Preußen in den späteren Zeiten zum Schutze der westlichen Marken von Deutschland eingenommen hat. Seiner Lage, wie sie nunmehr wurde, gemäß suchte er nichts sorgfältiger zu vermeiden als die Eifersucht von Frankreich. Um nicht den Anschein zu haben, als denke er sich in den Rheingegenden zu vergrößern, erklärte er sich bereit, seine Rechte auf Berg zugunsten des jungen Pfalzgrafen von Sulzbach auf immer fallen zu lassen. Denn wie er einmal entschlossen war, das von Frankreich in Schutz genommene bayerisch-pfälzische Haus auch seinerseits zu begünstigen, so sollte auch nicht hiervon ein Zunder eines künftigen Haders übrigbleiben. In Versailles hat man diese Nachgiebigkeit nicht einmal erwartet, so wenig wie in Mannheim, sie entsprang ganz aus dem Kopfe und den Berechnungen Friedrichs, der sich doch damit selber eine unübersteigliche Schranke zog. Dagegen aber verspricht in dem Vertrage König Ludwig XV., zugleich im Namen seiner Nachfolger, dem König von Preußen und dessen Erben den Besitz von Niederschlesien, inbegriffen die Stadt Breslau, auf immer zu garantieren: mit aller seiner Macht, gegen jedermann, wer es auch sei. Die eine Bestimmung wird als eine Bedingung der anderen betrachtet. Die Zession der Bergischen Rechte sollte nur dann Gültigkeit haben, wenn der ruhige Besitz von Niederschlesien und Breslau auch von seiten des Hauses Österreich dem König von Preußen gewährleistet worden sei. Die Erreichung dieser

Abtretung war jetzt der gemeinschaftliche Zweck beider Teile, der vornehmste des gesamten Traktates.

Die übrigen geheimen Artikel sind jedoch ebenfalls von bemerkenswertem Inhalt, nicht so sehr der zweite, der die Erneuerung des Krieges zwischen Schweden und Rußland betrifft, was nicht weit geführt hat, als die folgenden. In dem dritten verspricht der König von Preußen, bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Bayern zu geben; in dem vierten macht Frankreich sich anheischig, diesem Kurfürsten unverzüglich seine Hilfsvölker zuzuschicken, nicht, wie der Entwurf lautete, um ihn gegen die Gefahr zu sichern, in der er sei, sondern, wie auf den Wunsch Preußens hineingesetzt ward, um ihn in den Stand zu setzen, kräftig aufzutreten.

Hätte es der König gefordert, so würde er noch einen seiner Lage sehr entsprechenden Zusatz in den Vertrag haben bringen können. In einem Schreiben von Belleisle wird Valori ermächtigt, nötigenfalls eine Klausel aufzunehmen, worin der König nichts weiter zusagen sollte, als von dem Tage an, wo er zu jenem Abkommen mit der Königin von Ungarn gelange, neutral zu bleiben und sich in die Prätensionen der übrigen Fürsten an die Erbschaft von Österreich so wenig zu mischen, als diese sich in die seinen gemischt. Wahrscheinlich fürchtete man, der König könne sich doch im Laufe der Dinge einmal versucht fühlen, seine Waffen gegen Frankreich zu kehren, und wollte dem zuvorkommen; die Folge wird zeigen, wieviel wichtiger eine solche Festsetzung für Preußen gewesen wäre.

Damals aber ward darauf noch nicht Bedacht genommen. Schon genug, daß sich der König nicht verpflichtete, die Ansprüche der deutschen Nachbarn an die große Erbschaft mit den Waffen zu verteidigen.

Und nicht alles kann die Politik berechnen; man muß auch den Mitteln vertrauen, die man in Zukunft ergreifen kann, dem mit den Ereignissen zugleich fortlebenden, nicht auf einen einzigen Augenblick beschränkten Geiste.

Fünftes Kapitel.

Schlesischer Feldzug im Sommer 1741.

Während sich die großen Kombinationen, die nun möglich wurden, vorbereiteten, heftete sich die Aufmerksamkeit der Welt noch vor allem an die Stellung und die Unternehmungen der beiden preußischen Kriegsheere.

Fürst Leopold von Dessau war, wie erwähnt, für die bisher trotz seiner Zurücksetzung geleisteten Dienste dadurch belohnt worden, daß ihm die Bildung eines Lagers zum Schutze der Marken anvertraut ward. Er selber ersah sich dazu die Gegend von Brandenburg, von wo man in wenigen Märschen sowohl die mittlere Elbe, um die Hannoveraner, als die höhere, um die Sachsen zu bedrohen, erreichen könne und doch in der Nähe der Hauptstadt bleibe, um sie zu beschützen. Er suchte sich dann eine Stelle bei dem Dorf Göttin aus, ein hohes, trockenes Terrain, wo sich jedoch in den Dörfern auf den Flügeln und an der Front gute Brunnen fanden und die Plaue nicht ferne ist, aus der die Kavallerie ihre Pferde tränken konnte. Der König erwies ihm die Ehre, recht feierlich „hohe und niedere Offiziere an S. Liebden den Fürsten als den ihnen vorgesetzten commandirenden Feldmarschall zu schuldigem Gehorsam und Respect“ anzuweisen. Der Fürst erhielt den Auftrag, unter keinen Umständen eine Verbindung der hannoverschen und der sächsischen Truppen zu gestatten, und sogar das Recht, in dringender Gefahr die Feindseligkeiten eröffnen zu können. Gleich im Anfang glaubte er, wie berührt, daß die Zeit dazu gekommen sei, und nur mit Mühe konnten die Minister, die er eilig nach Potsdam beschied, seinen leicht entflammten Eifer bezähmen. Im Juni hörte man aufs neue von einer Vereinigung feindlicher Truppenkorps; nicht allein der beiden genannten, sondern auch hessischer und dänischer Hilfsvölker mit ihnen; schon dachte der König einmal selbst, daß es hier noch Ernst werden könne; jedoch auch diesmal verzog sich die Gefahr, friedlichere Nachrichten liefen ein, und man blieb bei dem Beschluß, die Entwicklung der Absichten der benachbarten

Höfe ruhig abzuwarten. Indem man sich in den Stand setzte, den Gegnern die Spitze zu bieten, hielt man sie zugleich ab, etwas zu unternehmen.

Bei weitem lebendiger und mannigfaltiger war die Tätigkeit Friedrichs in Schlesien.

Unmittelbar nach der Schlacht von Mollwitz, unter dem Schutze eines Lagers, das gegen die tumultuarischen Angriffe der leichten Reiterei mit besonderer Sorgfalt befestigt wurde, schritt er zur Belagerung von Brieg. Die Wirkung der Batterien entsprach nicht eigentlich seiner Ungeduld und seinen Forderungen, aber sie richteten doch eben das aus, was nötig war: sie demontierten die Kanonen auf den Wällen. Hierauf sah sich der Gouverneur der Festung, Octavian Piccolomini, ein Neffe des bekannten Ottavio, außerstande, dem feindlichen Geschütz zu antworten; sein Kriegsvolk war weder hinreichend an Zahl, noch zuverlässig; von den Bürgern angegangen, die Stadt nicht ohne allen Nutzen dem Verderben preiszugeben, trug er auf einige Tage Waffenstillstand an. Der König antwortete, in diesem Augenblicke wolle er ihm noch eine ehrenvolle Kapitulation gewähren, doch dürfe man auf eine solche nicht mehr rechnen, wenn er mit seinen neuen Batterien fertig sei, wie denn eben die zweite Parallele, nahe dem Graben, gezogen wurde. Hierauf, an demselben Tage, 4. Mai, um 3 Uhr, steckte Piccolomini die weiße Fahne auf. Der König nahm den Offizieren das Versprechen ab, in Schlesien niemals wieder gegen ihn zu dienen, anderwärts aber wenigstens nicht binnen der beiden nächsten Jahre; dann ließ er sie ziehen. So geriet der Lieblingssitz der alten Herzöge, von denen die brandenburgischen Ansprüche stammten, in seine Hand, doch war das Schloß — ein schönes Denkmal ihrer Kunstliebe — dabei von seinem Geschütz zerstört worden. Am 6. Mai huldigte die Bürgerschaft, und man kündigte ihr an, daß fortan der Rat zur Hälfte aus Evangelischen bestehen werde.

Für die Kriegsgeschichte ist dabei vielleicht das merkwürdigste, daß die Eroberung gelang, ohne daß das nahe feindliche Heer das mindeste dagegen vorzunehmen wagte.

Neipperg war ganz zufrieden, daß der König nur ihn nicht sofort selber angriff. Er benutzte die Zeit, unter seinen Leuten einige Ordnung zu machen, Verstärkungen herankommen zu lassen und vor allem sich zu befestigen. Unfern von Neiße verschanzte er sich in einem von Gebirgswassern und Wehrteichen gedeckten Lager dergestalt, daß er den Anfall auch des tapfersten Heeres nicht zu fürchten brauchte.

Der König faßte einmal in Sinn, in das Glatzische vorzurücken, um den Krieg ins Gebirge zu ziehen, was bei seiner Überlegenheit an Fußvolk vorteilhaft sein werde; aber der Fürst von Dessau erinnerte ihn, daß ein Gebirgskrieg seine eigenen Regeln habe und es einer nicht darauf eingeübten Infanterie nicht so leicht sei, in den Gebüschen und Bergen recht zu agieren.

Der Fürst gab dem König den Rat, etwa bei Löwen über die Neiße zu gehen, Oberschlesien und Mähren zu bedrohen, dann werde sich Neipperg unfehlbar über Zuckmantel, woher er gekommen, zurückziehen; allein auch er irrte sich: Neipperg war in jenen Gegenden so stark, daß sich eine Bewegung dieser Art nicht ohne die größte Gefahr hätte ausführen lassen.

Friedrich schlug zunächst ihm gegenüber ein Lager bei Grottkau auf, in der Hoffnung, es hier zu einer offenen Schlacht zu bringen; allein Neipperg rührte sich nicht, und ihn in seinem festen Lager anzugreifen, erschien als eine Sache der Unmöglichkeit.

Dem König blieb nichts übrig, als nun auch seinerseits an günstiger Stelle ein festes Lager zu nehmen; er wählte die Gegend von Strehlen, welche alles Erforderliche reichlich darbot, wo man mit Schweidnitz auf der einen, wie mit Brieg und Breslau auf der anderen Seite in leichter Verbindung blieb und die Ebene von Niederschlesien in ihrer ganzen Ausdehnung deckte.

Denn wie es bei den von den Osmanen hergenommenen und von Vauban ausgebildeten Lagern in der Nähe fester Plätze die Regel ist, nicht allein auf Verteidigung, sondern auch auf Angriff war die Aufstellung Neippergs berechnet. Unaufhörlich durchstreiften seine leichten Truppen das Land.

Doch schlug man nicht mehr mit voller Anstrengung, und der König benutzte die ihm gegönnte Zeit, um einige Übelstände, an denen er litt, zu beseitigen, einigen Gefahren zu begegnen.

Es ist in diesem Lager gewesen, wo er auf das ernstlichste Hand anlegte, die Truppengattung, in welcher der Feind überlegen war, in bessere Gestalt zu bringen.

Mit der Reiterei war es seinem Vater bei weitem weniger gelungen als mit dem Fußvolk, und ihr schlechter Erfolg auf dem Schlachtfeld machte auf ihre Mängel aufmerksam. Friedrich fand, daß sie zu schwere Pferde und zu große Leute habe; daß ihre Übungen nicht angemessene seien; der Reiter scheue sein Pferd beinahe und besteige es selten; in den in kleinen Garnisonen zerstreuten, mit dem Ökonomischen ihrer Kompanien beschäftigten Offizieren werde kein Ehrgeiz, kein Trieb, sich zu

bilden, genährt. In der Anschauung des für den Krieg Notwendigen entsprangen dem König die Grundsätze für diese Waffe, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hat. Er beschloß zuerst, sich mit einem geringeren Maße der anzunehmenden Leute zu begnügen, wofern sie nur gesund und stark waren. Auch weniger gut aussehende Pferde ließ er sich gefallen; für Husaren und Dragoner polnische oder tartarische, welche sich leichter bewegten. Dann ward keine Mühe versäumt, Mann bei Mann so einzuüben, daß sie ihrer Tiere Meister wurden und alle Bewegungen mit vollkommener Leichtigkeit ausführten; hierauf exerzierte man sie in Reih und Glied mit derselben Sorgfalt. Man weiß, daß Friedrich bei der Kavallerie weniger Wert als bisher auf das Schießgewehr legte; er war der erste, der ihren wesentlichen Charakter wieder erkannte. Seine Reiter sollten geübt werden, sich rasch und geschickt zu bewegen und vor allem einen Anfall, die blanke Waffe in der Hand, auszuführen, ohne zu schwanken, noch sich zu brechen, in einer bestimmten Richtung nach dem gegebenen Ziele. In diesem Sinne ward nun gleich damals eine durchgreifende Reform begonnen. Über einige Fragen hat Friedrich den Fürsten von Dessau und wohl auch andere zu Rate gezogen, es war das tägliche Gespräch der Kriegsverständigen; auch der französische Gesandte versichert, seine Meinung gesagt zu haben, obgleich sie mit der des Königs nicht übereinstimmte. Zugleich aber kam es darauf an, nach so viel erlittenem Verluste sie auch äußerlich wiederherzustellen. Ende Juli war der König so weit, daß er mit seiner neugebildeten Reiterei bereits öffentlich hervorzutreten wagte; er lud die Gesandten ein, ihren Übungen beizuwohnen: nicht ohne Genugtuung hielt er Heerschau über die 62 Eskadronen, die bei ihm waren, an denen kein Mann fehlte und deren Pferde sich alle in einem Zustand zeigten, als kämen sie aus der Garnison. — Von nahen Anhöhen sahen österreichische Husaren diesen Übungen ihrer Nebenbuhler zu.

Noch eine Sorge beschäftigte aber den König in Strehlen, der Zustand von Breslau, aus welchem ihm eine immerwährende Gefahr erwuchs.

Wiewohl die evangelischen Bürger, durch deren günstige Stimmung die Neutralität zustande gekommen und er selber Aufnahme gefunden, bei weitem die Mehrzahl bildeten, so hatten sie noch eine große Anzahl von Katholischen neben sich, welche die Herstellung des alten Zustandes wünschten; besonders einige begüterte Italiener machten sich unter ihnen bemerkbar. Man kann denken, welche

Bewegung das schwankende Kriegsglück, das Wiedereindringen der Österreicher in die Provinz, in der Stadt hervorbrachte. Die Anhänger des Wiener Hofes kündigten ihren feindlichen Nachbarn herannahende Tage der Rache an; man werde die Preußen im Dom niedermachen; man werde über die Hälse der Lutheraner gehen. Bei einem der lautesten von allen aus der niederen Klasse, einem Roßhändler, der zum 10. April für den Grafen Palffy eine Mahlzeit bereitete, wollte man gebogene Messer gesehen haben.

Wie fühlte man dort so ganz die Bedeutung der Schlacht von Mollwitz: während derselben sind die Kinder auf den Straßen der Stadt auf die Knie gefallen, um für den Sieg des Königs von Preußen zu beten, sonst werde es auch über die armen Breslauer hergehen. Und nach der Schlacht nun hörte diese Gärung mitnichten auf. Zwischen den beiden Parteien ist es wohl über ein Schmähwort, das gegen den König von Preußen ausgestoßen ward, auf dem Markte zu Tätlichkeiten gekommen. Jede ihm günstige Nachricht erregte bei den Evangelischen, jede ungünstige bei den Katholischen Frohlocken. Immer von acht zu vierzehn Tagen sahen die letzten der Ankunft des Neippergischen Heeres entgegen; jeder herumstreifende Husarentrupp, der in die Nähe gelangte, erregte Hoffnung und Furcht; die Bürger behaupteten, es bestehe ein Komplott, um bei der ersten Gelegenheit dem Feinde die Tore zu öffnen; mit ängstlicher Sorge trugen sie auf die Hinwegschaffung der Gefangenen vom Dom an, weil diese sich sonst sofort den Hereindringenden anschließen würden.

Der König seinerseits war mit dem Magistrat unzufrieden, der ihm Geldzahlungen abschlug, zu denen man sich sonst allenthalben in der Provinz verstanden hatte, sich bei fremden Gesandten über ihn beschwerte. Und da nun Briefe in seine Hand fielen, die zwar keine förmliche Verschwörung bewiesen, aber ganz im österreichischen Sinne geschrieben waren, mancherlei Anzeigen von Anzettelungen feindseliger Absicht in einigen der vornehmsten Häuser bei ihm eingingen, so ward auch er von Verdacht und der Besorgnis einer ihm entgegengesetzten Bewegung ergriffen: gerade wie man in Wien und dem österreichischen Lager eine solche erwartete; er hielt es endlich für eine militärische Notwendigkeit, den Feinden zuvorzukommen und sich Breslaus vollständiger zu bemächtigen.

Mit diesem Unternehmen beauftragte er Schwerin, der ganz damit einverstanden war und es auch hier mit dem Erbprinzen von Dessau zusammen auf das glücklichste, gleichsam spielend, ins Werk setzte.

Am 10. August 1741, des Morgens, stellten sich noch einmal ein paar Fähnlein der Breslauischen Bürgerschaft in den Straßen von dem Nikolai- und dem Sandtor hin bewaffnet auf; der Stadtmajor, mit seiner Korporalschaft, führte ein Kommando preußischer Grenadiere, die um den Durchzug gebeten, herein; plötzlich aber mußte er wahrnehmen, daß es, statt ihm nach dem entgegengesetzten Tore zu folgen, den Weg nach dem Marktplatz einschlug; er eilte ihm nach und erklärte dem Befehlshaber, Erbprinzen Leopold, seine Durchlaucht verfehle des Weges; der Prinz antwortete, für diesmal möge der Major seinen Degen nur einstecken; der Befehl des Königs sei, daß sie hier in der Stadt bleiben sollten. Indem waren, wie das erste, so auch andere Tore, wo man Bagagewagen hatte anfahren lassen, so daß sie nicht geschlossen, noch die Zugbrücken aufgezogen werden konnten, von den preußischen Truppen in Besitz genommen; die städtischen Wachen wurden allenthalben entwaffnet, nicht allein ohne Widerstand, sondern unter Lachen und Scherzen.

Um die Sache zu vollenden, beschied der Feldmarschall Schwerin unverzüglich den Magistrat in das Fürstenhaus, erinnerte ihn an die mancherlei Meutereien und geheimen Verständnisse, die seit einiger Zeit zutage gekommen; der König wollte alles das vergessen, verlange aber, daß ihm für die Zukunft der Eid der Treue geleistet werde. Niemand hatte den Mut, solchen zu verweigern: des anderen Tages schwur auch die Bürgerschaft, Zunft und Zechen. Darauf brachte Schwerin, auf der Rathaustreppe stehend, indem er seinen Hut schwenkte, ein Vivat auf den König von Preußen, Herzog von Schlesien aus, das die erstaunten und überraschten, aber zugleich wohlgesinnten und von Herzen geneigten Einwohner siebenmal wiederholten. Für sich selbst sahen sie es als ein Glück an, daß sie der drohenden und ausdrücklich angedrohten Gefahren entledigt wurden; in dem endlich entschiedenen Zustand lag für sie eine Sicherung ihrer Personen, ihrer Güter und ihrer Religion; nie waren die evangelischen Kirchen voller als bei der Huldigungspredigt; die preußischen Soldaten wurden mit Gastgeboten geletzt.

Und auch für den König war es ein großer Vorteil, daß er keine Besorgnis auf dieser Seite zu hegen brauchte.

Eben damals, Anfang August, setzte sich Neipperg, von seinem Hofe gedrängt, der in dem Verhalten seines Heeres untätige Säumnis erblickte, wieder in Bewegung, erst jenseits der Neiße, nach dem Glatzischen, alsdann diesseits des Flusses nach Frankenstein hin; mit der größten Vorsicht, von einer festen Position

zur anderen übergehend, aber doch in einer noch ernstlicheren offensiven Tendenz als bisher. In seinem Rücken gesichert, konnte das der König ruhig geschehen lassen; als aber Neipperg die Magazine bei Schweidnitz bedrohte, hielt Friedrich für gut, seine Stellung insoweit zu ändern, daß diese gedeckt wurden; er bezog ein Lager bei Reichenbach, Neipperg dagegen verschanzte sich bei Frankenstein. Stellungen, in denen die beiden Armeen nun wieder eine Weile gegenüber lagerten.

Anfang September faßte der König einmal die Absicht, dem Feinde ernstlich zu Leibe zu gehen; er spricht in seinen Briefen von einem tödlichen Streiche, den er ihm beibringen wolle; der alte Dessauer billigte den ihm hierzu vorgelegten Plan. Allein das österreichische Lager zeigte sich so gut gewählt und befestigt, daß man auch hier nicht wagen durfte, es anzugreifen.

Das eine schien möglich, durch einen raschen Marsch auf Neiße dem Gegner den Vorsprung abzugewinnen und ihn von dieser Festung abzuschneiden. Hierzu setzte sich das Heer, auf ein paar Tage mit Lebensmitteln versehen, am 5. September über Münsterberg hin in Bewegung, jedoch mit geringem Erfolge. In tiefem Nebel, auf engen Wegen in den Bergen, von feindlichen Husaren umschwärmt, rückte es mit der größten Schwierigkeit vorwärts; der König beklagte sich — ich weiß nicht mit wie vielem Rechte — über Versäumnis und Ungeschicklichkeit eines und des anderen Generals.

Indessen hatte sich auch Neipperg, des Königs Absicht durchschauend, seinerseits erhoben. Er konnte einen etwas näheren Weg einschlagen, der zwar auch nicht bequem, aber ihm bekannt war, und wo er von keinem Feinde gestört wurde. Als König Friedrich am 11. September mit seiner Vorhut über die Neiße ging und die Anhöhen einnehmen wollte, die er sich ausersehen, fand er sie von dem Feinde besetzt, der ihm ein paar Stunden zuvorgekommen war. Um denselben hier von vorn anzugreifen, hätte er schwierige Niederungen passieren müssen, und noch war der größte Teil seiner Truppen nicht angelangt; es blieb ihm nichts übrig, als sich eine Stellung zu suchen, durch welche er Neiße zu bedrohen fortfuhr, ohne doch Brieg zu gefährden; als eine solche bei Neuendorf gewonnen, versäumte Neipperg nicht, sich ebenfalls zu befestigen.

So bewegten sich die beiden Heere, fast in gleicher Stärke und beide gut geführt, auf dem Schachbrett des Kriegstheaters gegeneinander. Die vornehmste Genugtuung des Königs bestand darin, daß sich hier zuerst seine leichte Reiterei in Ansehen zu setzen

begann. Es war ohne Zweifel vornehmlich auch das Verdienst des Offiziers, den er an die Spitze stellte, der, nachdem er die im Dienst nicht ungewöhnliche Ungunst eines Vorgesetzten überwunden und zum Obersten befördert worden, bald einer der berühmtesten Männer der Armee wurde. Man sah Ziethen auf engen Dämmen zwischen Morästen der österreichischen Artillerie mit einer Verwegenheit entgegensprengen, die den Feind verwirrte. Er vernichtete ein österreichisches Magazin, in der Mitte zwischen den Kanonen der Stadt und der Neippergischen Armee. Im allgemeinen war der König ohne Zweifel im Übergewicht, seine Kriegführung auch ohne Schlacht von gutem Erfolg begleitet gewesen. In Niederschlesien war er allenthalben Meister geblieben; hier am Fuß des Gebirges schloß er Neipperg immer enger ein, und nach einiger Zeit überschritt er abermals die Neiße.

Die ernstlichen Erfolge, die er wünschte, herbeizuführen, bedurfte es noch des großen Ereignisses, das sich indessen entwickelte.

Dem Provinzialkrieg, den wir betrachteten, zur Seite, eröffnet sich nun auch ein noch ganz anderes, die halbe Welt umfassendes Schauspiel.

Sechstes Kapitel.

Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges.

Seit dem Tage, wo Richelieu den Entschluß gefaßt hatte, mit den Kräften nicht allein von Frankreich, sondern der Verbündeten, die es zu gewinnen vermöge, dem Hause Bourbon das Übergewicht über das Haus Österreich in der Welt zu verschaffen, waren noch nie Umstände eingetreten, welche zu voller Erreichung dieses Zieles günstiger gewesen wären.

Im Sommer 1741 brauchten die Bourbonen schon nicht mehr ihre Augen mit so vieler Besorgnis nach Südamerika zu richten. Infolge der obenerwähnten Beschlüsse hatten zwar die Engländer eine Flotte von mehr als 30 Linienschiffen bei Jamaika versammelt, nicht ohne eine ansehnliche Landmacht, und alsdann im März 1741 einen Angriff auf Karthagena unternommen, dessen Besitz ihrem Handel unendlich zustatten gekommen sein würde. Aber indes hatten auch die Spanier, von dieser Absicht zeitig unterrichtet, die natürliche Stärke dieses Platzes durch gute Anstalten vermehrt; einer ihrer besten Offiziere, der den Alten nacheiferte, der Vizekönig Eslava, leitete die Verteidigung mit vieler Umsicht; nach einigen Erfolgen, welche in London alles hoffen, in Madrid alles fürchten ließen, ward ein Anlauf der Engländer, der den Ausschlag geben sollte, so tapfer er auch vollzogen ward, mit großem Verluste zurückgewiesen. Die Krankheiten des Klimas, einige andere Unfälle kamen hinzu; diese Pläne mußten vollkommen aufgegeben werden.

Hierauf konnten die bourbonischen Mächte alle ihre Kräfte in Europa entwickeln.

Es schien, als hätte Königin Elisabeth Farnese gerade für diesen Fall sich vorbereitet. Ein ihrer Unterstützung bedürftiger Finanzminister hatte dem Handel ansehnliche Kapitalien entzogen und auch sonst die dringendsten Bedürfnisse unerledigt gelassen, nur um nach ihrem Wunsche bei der Aussicht auf einen neuen Krieg die Schatzkammer zu füllen. Dadurch wurde es möglich, einen Teil der Armee sofort auf den Kriegsfuß zu

setzen und eine ansehnliche Flotte auf der Reede von Barcelona zu sammeln. Zugleich leitete man Anleihen in Genua ein, um auch in Italien, wenn das Heer daselbst anlange, keinen Mangel eintreten zu lassen. Die Absicht war gefaßt, einen dritten bourbonischen Staat, für den Infanten Don Philipp, der mit einer französischen Prinzessin vermählt war, auf den Trümmern der österreichischen Herrschaft zu gründen.

Was das Unternehmen im Sommer 1741 noch aufhielt, war besonders die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem König von Sardinien über diese Ausstattung. Die bourbonischen Mächte zeigten sich geneigt, auch ihm eine ansehnliche Gebietsvergrößerung, vielleicht bis an die Adda, zuzugestehen, was ihn zum Meister der Lombardei gemacht hätte; doch legte er vielen Wert darauf, nicht noch eine neue italienische Krone neben sich aufkommen zu sehen, und wollte dem Prinzen nur einen solchen Rang bewilligen, wie er den Landen, die er einnehmen werde, bisher zugestanden habe. Obgleich man noch nicht übereingekommen, so rechnete man doch zuversichtlich darauf, daß es bald geschehen werde.

Um so rascher traten die Schweden auf die französische Seite. So kriegsgewaltig wie früher waren sie freilich nicht mehr, aber immer noch ebensosehr nach Krieg begierig. Auf dem letzten Reichstag hatte die Partei, die sich mit Frankreich zu verbinden und mit Rußland zu schlagen wünschte, das entschiedene Übergewicht behalten. Es kostete keine Mühe, sie jetzt zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu vermögen; die ganze Beratung darüber forderte nur eine Stunde Zeit; Karl Löwenhaupt, dem die Ausführung anvertraut war, soll sich geschmeichelt haben, wenn er dabei glücklichen Erfolg habe, vielleicht noch einmal den schwedischen Thron zu besteigen.

In Deutschland endlich hatte Frankreich ein größeres Interesse für sich als jemals früher.

Vor allem, es machte die Sache der Fürsten, welche Ansprüche an die österreichische Hinterlassenschaft erheben konnten, zu seiner eigenen. Besonders trat es mit Bayern in eine enge Verbindung und Waffengemeinschaft. Wieviel davon abhing, erkennt man aus der Erklärung des Königs von Preußen, die er dem Marschall Belleisle gegeben hatte, daß er nur dann in ein Bündnis mit Frankreich treten werde, wenn diese Macht das Interesse von Bayern ganz in seine Hand nehme, so daß der Kurfürst sowohl seinen eigenen Ansprüchen auf die Erbschaft Karls VI. Raum machen als auch die kaiserliche Würde erlangen könne. Friedrich

betonte damals, daß er sonst Gefahr laufe, von den gegen Frankreich vereinigten Mächten erdrückt zu werden. Voll von der Notwendigkeit, die von dem König aufgestellten Forderungen zu erfüllen, wenn man überhaupt gegen Österreich etwas ausrichten wolle, erschien Belleisle am 18. Mai in dem bayerischen Hoflager zu Nymphenburg, wo auch bereits ein spanischer Gesandter anwesend war, um die Ansprüche der Bourbonen mit den bayerischen auszugleichen. Belleisle beschäftigte sich auch damit sehr angelegentlich; die Hauptsache aber war allemal, ein Verständnis zwischen Bayern und Frankreich zustande zu bringen. Und dies ist nun der Inhalt des sogenannten Nymphenburger Traktats vom 22. Mai 1741. Dem Kurfürsten, der schon eine ziemlich ansehnliche Armee mit Unterstützung Frankreichs aufgebracht hatte, eine Armee jedoch, von der Friedrich behauptete, sie sei viel zu schwach, um etwas gegen Österreich auszurichten, wurde eine zwiefache Unterstützung versprochen. Der einzige Fall trat ein, daß der Kurfürst diese Truppen in seinen Sold nehmen, der Sold aber ihm nach Maßgabe der Stärke derselben von Frankreich selbst gezahlt werden sollte. Anders aber war es nicht wohl tunlich: denn der Kurfürst hatte die Mittel nicht, um eine Armee auf seine eigenen Kosten zu erhalten; und doch wollte Frankreich nicht im eigenen Namen gegen die Pragmatische Sanktion auftreten. Es blieb nichts übrig, als daß es dem Kurfürsten die Truppen stellte, deren er bedurfte — denn den Krieg sollte er immer in seinem eigenen Namen führen — und ihn auch in den Stand setzte, diese Truppen zu besolden. Nur hierdurch konnte dem dringenden Verlangen des Königs von Preußen, in der aggressiven Aktion von Bayern unterstützt zu werden, Genüge geschehen. Diese Festsetzungen bildeten den wesentlichen Inhalt jenes Traktats; sie entsprechen den Forderungen des Königs von Preußen und zugleich dem französischen Interesse dem Hofe zu Wien gegenüber. Noch weiter aber mußte dies führen. Den erwähnten Bestimmungen des Traktats gingen noch andere zur Seite, welche sich auf die Unterstützung Karl Alberts zur Erwerbung der kaiserlichen Krone beziehen. Auch darauf hatte der König gedrungen. Er hatte aufmerksam gemacht, daß ohne eine starke Aufstellung der Franzosen am Niederrhein der Großherzog von Toskana unzweifelhaft zum Kaiser gewählt werden würde, denn er sei der Stärkere, und darauf komme es an. Diese Erhebung des Hauses Österreich-Lothringen auf den deutschen Thron war es aber eben, was Frankreich am meisten fürchtete. Dem Kurfürsten von Bayern wurde das Versprechen gegeben,

daß in kurzem 60000 Franzosen am Rhein erscheinen würden, um die Gegner seiner Ansprüche auf das Kaisertum im Zaum zu halten. Dagegen behielt sich der König von Frankreich alle die Eroberungen vor, die er in dem Kriege machen werde, namentlich wenn er, um den Kaiser zu unterstützen, eine Diversion in den Niederlanden unternehme. Die von Karl Albert bewilligten Gegenleistungen, bei denen man besonders in bezug auf den Barrieretraktat doch sehr ins einzelne ging, gehörten dazu, um Ludwig XV. und Kardinal Fleury zu vermögen, sich so entschieden seiner Sache anzunehmen.

Wenn es dann noch einige Schwierigkeiten gab, so lagen diese nur in der Auseinandersetzung mit den anderen Fürsten, welche ein Recht an die große Erbschaft geltend machten.

Man sollte es kaum glauben, aber es ist wahr, daß die in Spanien regierende Linie des Hauses Bourbon, nicht zufrieden mit der beabsichtigten Ausstattung Don Philipps, auf den Grund ihres Erbrechtes auch auf einige Provinzen diesseits der Alpen, anfangs sogar auf Tirol, später wenigstens auf das Gebiet von Trient und auf Kärnten Anspruch erhob. Mit Mühe brachte man sie dahin, diese fallen zu lassen, und sie erklärte sich bereit, auch ihrerseits dem künftigen Kaiser Subsidien zu zahlen, hinreichend, um daraus 12 000 Mann ins Feld zu stellen; aber sie forderte, daß wenigstens die Hälfte dieser Truppen eine Richtung nach Italien nehmen solle, um dem Angriff, den sie beabsichtigte, von der anderen Seite entgegenzukommen. Durch keine Vorstellung ließ sich der spanische Gesandte Montijo hiervon zurückbringen. Endlich bewog man ihn, daß er die Eventualität einer Truppensendung nach Italien in einen besonderen Artikel verwies und dabei doch die Zahlung der für diejenige Hälfte der Truppen, die auch nach dem spanischen Entwurf in Deutschland bleiben sollten, bestimmten Gelder, die sich gegen eine Million Gulden des Jahres beliefen, unmittelbar nach der Ratifikation versprach.

Noch schwierigere Unterhandlungen waren im bayerischen Interesse mit Sachsen zu pflegen.

Von Anfang haben wir Sachsen zweifelhaft über die einzuschlagende Bahn gesehen; es hatte zuerst Miene gemacht, sich gegen Österreich zu erklären und unterhandelte gleich darauf über die engste Verbindung mit demselben. Auch diese war jedoch nicht zustande gekommen. Niemals hatte Österreich die Zugeständnisse, welche Sachsen für die Anerkennung der Korregentschaft oder die Begünstigung des Herzogs von Lothringen bei der

Kaiserwahl erhob, schließlich zugesagt; der ausgearbeitete Traktat war dann doch nicht ratifiziert worden.

Diese Zögerungen und die große Gelegenheit erweckten in Dresden Absichten, denen ähnlich, welche die vorige Regierung genährt hatte.

August III. fühlte Gewissensskrupel, von der Verzichtleistung, die er einst bei seiner Vermählung mit der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. ausgesprochen, abzusehen und die Pragmatische Sanktion anzugreifen, die er garantiert hatte. Auch sein Beichtvater Guarini wollte nicht über sich nehmen, einen Fall von so großer Bedeutung zu entscheiden, und fragte darüber in Rom, wenn nicht bei dem Papst, doch bei dem Kardinal Albani an, der über den Tatbestand auf das vollständigste unterrichtet sei. Der Kardinal antwortete, der König könne die Rechte seiner Gemahlin mit ganz ruhigem Gewissen verfechten, ohne sich um die Garantie zu kümmern, die er gegeben.

Und da man in Sachsen sich auch gegen den russischen Hof nur verpflichtet hatte, die Garantie nicht zu verletzen, solange sie von anderen beobachtet werde, so glaubte man jetzt vollkommen freie Hand zu haben.

Schon im Anfang des Mai, als Belleisle seinen Weg von Schlesien nach Bayern durch Sachsen nahm und in Hubertusburg erschien, blieb wenig Zweifel an der Teilnahme Sachsens übrig; die vornehmste Schwierigkeit lag in einer im voraus zu bestimmenden Auseinandersetzung mit Bayern. Der Graf von Brühl unterschied eine kleinere und eine größere Teilung der Erbschaft Karls VI. Die kleine nannte er, wenn man Böhmen und Oberschlesien erobere, das dann zwischen Bayern und Sachsen zu verteilen sei, die größere, wenn man überdies auch noch die Vorlande und Oberösterreich einnehme; dann könne dies letztere an Bayern, Oberschlesien ganz an Sachsen kommen, Böhmen zwischen beiden geteilt werden; wobei jedoch Prag an Sachsen fallen müsse. Er war der Meinung, daß die erste auch dann möglich sei, wenn man sich mit Preußen nicht einigen könne; Belleisle erwiderte, daß er in diesem Falle weder die eine noch die andere für ausführbar halte. Was das Kaisertum anlangt, worauf man in Sachsen ebenfalls nicht Verzicht leistete, so meinte Brühl, man möge den Ausschlag von der Mehrzahl der Kurfürsten abhängen lassen, ohne Eifersucht und Hader.

Darüber ward nun mit einem den Erfolg als unzweifelhaft voraussetzenden Eifer verhandelt. Der Kurfürst von Bayern wollte von keiner Teilung Böhmens hören: er schlug vor, Mähren mit in

König Ludwig XV. von Frankreich.

Fürst Kaunitz.

die Teilungsmasse hineinzuziehen und den sächsischen Hof in diesem Lande zu befriedigen; dann wollte er allenfalls einen schmalen Streifen von Böhmen zur Verbindung des Kurfürstentums Sachsen mit der neuen Erwerbung überlassen.

Die Kanzleien des Kardinals waren viel beschäftigt, die gegenseitigen Forderungen auszugleichen, und er konnte sich um so mehr ein genugtuendes Ergebnis versprechen, da nach menschlichem Ansehen die Macht der Entscheidung in seinen Händen lag.

Als Richelieu einst den Kampf mit dem Hause Österreich unternahm, hatte dieses Spanien, Portugal, die beiden Indien und den größten Teil von Italien samt dem Kaisertum und dessen wieder in Erinnerung gebrachten unermeßlichen Gerechtsamen in Besitz. Als Ludwig XIV. die spanische Erbschaft anzutreten sich entschloß, hatte er in Deutschland hauptsächlich nur das Haus Bayern für sich. Jetzt aber kam dem Kardinal von Süden her eine freiwillige und sogar eifrige Bewegung zustatten; der Kurfürst von Bayern, mit bisher feindseligen Stammesvettern jetzt verbündet, gewann durch seinen Erbanspruch eine neue größere Bedeutung; das Haus Sachsen, an sich mächtig und gerüstet, trat auf dieselbe Seite; einen Kaiser gab es nicht, und die österreichische Kriegsmacht war anderweit vollauf beschäftigt; man kann es begreifen, wenn man sich in Versailles den größten Hoffnungen hingab; eine Umwandlung aller Verhältnisse von Europa schien bevorzustehen.

Von dem König von Preußen könnte man nicht sagen, daß er auf diese Absichten eingegangen wäre.

Ich finde nicht, daß man ihm den Traktat von Nymphenburg jemals mitgeteilt, ihn in die Geheimnisse der bayerisch-französischen Verabredungen eingeweiht habe; auch zeigte er keine Neugier, sie zu erfahren. Wohl sprach man ihm von den Teilungsplänen und den dazu nötigen Garantien; er antwortete, er wolle nichts davon hören, ehe Bayern agiere. Montijo erschien mit einem Briefe des Königs von Spanien in seinem Lager, um ihm ein Bündnis anzutragen; er erwiderte, er wisse die Ehre zu schätzen, die in diesen Anträgen für ihn liege: aber so wenig zu überschauende Verbindungen lagen ganz außer seiner Sinnesweise und er lehnte sie ab. Er ward fast ungehalten, als ihm Belleisle aufs neue von der Negoziation für die künftige Kaiserwahl schrieb; er wiederholte, was er schon früher gesagt, wer der Stärkste sei, werde auch die kaiserliche Krone davontragen.

Doch war er auch nicht mehr gemeint, sich der Entwicklung

dieser Dinge entgegenzusetzen. Mochten die nun entbundenen Kräfte sich auf den freien Gebieten der Welt miteinander messen und nach ihrer inwohnenden Stärke die großen Fragen entscheiden. Vor einer Umbildung von Europa erschrak er nicht, in der Meinung, daß sich ein anderes Gleichgewicht wiederherstellen lasse, wenn das damalige nicht zu behaupten sei. Ohne sich in der steten Kriegsbeschäftigung, in der er lebte, um die zukünftigen Dinge viel zu kümmern, wünschte er nur die Truppen der Verbündeten im Felde erscheinen zu sehen. Ehe dies nicht geschehen sei, sagt er Belleisle, dürfe man auf ihn nicht mehr rechnen als auf ein Baumblatt im Herbstwinde.

Nach der Rückkehr Belleisles von München und Frankfurt im Juli 1741 wurde zwischen ihm, dem Kardinal und dessen Gehilfen die ernstlichste Beratung darüber gepflogen und folgender Plan gefaßt.

Zwei französische Armeen sollten im Felde erscheinen. Die eine von 32 000 Mann zu Fuß, 10 000 Mann zu Pferd unter Belleisle selbst ward bestimmt, dem Kurfürsten von Bayern zuzuziehen, der indes durch die spanisch-französischen Subsidien in den Stand gesetzt war, seinerseits ein Heer von 20 000 Mann ins Feld zu stellen. Mitte August sollte die erste Kolonne dieser Armee den Rhein überschreiten, Ende August in Donauwörth sein.

Die zweite französische Armee unter dem Grafen Maillebois sollte sich Anfang August an der Maas zusammenziehen, Lüttich und Dinant besetzen, Düsseldorf gegenüber lagern; hier sollten sich ihr die Truppen der Kurfürsten von Köln und von Pfalz anschließen, die ebenfalls Subsidien empfingen; während jene angriff, sollten diese jede Einwirkung von England oder Holland her zurückhalten, Hannover bedrohen und wohl auch, wovon jedoch nichts verlautete, die Eroberung vorbereiten, die man in den Niederlanden zu machen gedachte.

In Brest war eine Flotte ausgerüstet, die, wenn es nötig sei, nach der Ostsee gehen und den Schweden zu Hilfe kommen sollte.

Diesmal war es Ernst: der Juli verging nicht, ohne daß in Deutschland der Krieg ausgebrochen wäre. Am letzten Tage dieses Monats, früh am Morgen, drangen bayerische Truppen in Passau ein.

Im tiefsten Frieden hielt dort der Fürstbischof, Kardinal Lamberg, in der Feste Oberhaus Hof: daselbst hatte er eine Besatzung von nur 70 Mann. Aber die Bayern zogen in Betracht, wieviel von jeher auf den Besitz dieses wohlgelegenen Platzes angekommen war. An jenem Morgen ließ General Minuzzi, der sich mit einer

Abteilung bayerischer Truppen unvermerkt genähert hatte, ein Posthorn ertönen und, als der Pförtner öffnete, seine Grenadiere daselbst eindringen. Nachdem er sich der Hauptwache und der ganzen Stadt bemächtigt hatte, ward der Bischof aufgefordert, seine Feste ihnen zu überliefern. Man ließ ihm nur zwei Stunden Bedenkzeit; würde er sich weigern, so sei man gerüstet, sich den Weg mit Bomben zu eröffnen. Dem Fürstbischof blieb nichts übrig, als sich zu fügen und zu protestieren.

Und während nun Beschwerden „über den Unfug dieser unerhörten Tathandlung", wie man sich in Wien ausdrückte, von der einen und Rechtfertigungen von der anderen Seite gewechselt, von beiden Regierungen aber zugleich Rüstungen an den Grenzen vorgenommen wurden, die bei weitem nachdrücklicheren von der bayerischen, erschienen die französischen Truppen — 15. August — über dem Rhein.

Es ward dafür gesorgt, daß sie nur als Hilfsvölker auftraten. In einem feierlichen Patent ward die Oberanführung dem Kurfürsten überlassen, der über das Heer verfügen könne wie der König von Frankreich selbst. Bei der Ausfertigung hatte man anfangs sagen wollen, die Truppen seien bestimmt, die Freiheit der Stimmen am Wahltage aufrechtzuerhalten, aber der Minister der auswärtigen Angelegenheiten bemerkte, daß alsdann der König in seinem eigenen Namen würde handeln müssen. Die Franzosen trugen die bayerischen Farben und hielten in der Tat damals sehr gute Manneszucht; sie versäumten nicht, sich von den Magistraten der Städte, durch die sie kamen, Bescheinigungen geben zu lassen; nirgends fanden sie Widerstand. Der Kurerzkanzler des Deutschen Reiches erklärte, diese Angelegenheit betreffe nicht das Reich, sondern nur die Verhältnisse der Höfe von München und von Wien, in die er sich nicht mischen werde. Wenn ja jemand Anstoß daran nahm, daß es Fremde seien, die der Kurfürst in das Reich ziehe, so erwiderte dieser, er rufe nur Franzosen, die mit dem Reiche in altem Bündnis stehen; der verstorbene Kaiser habe Russen herbeikommen lassen, von denen man dies nicht sagen könne.

In der Mitte September war das ganze westliche Deutschland, am niederen Rhein jenseit, am oberen diesseit von französischen Truppen erfüllt.

Der Kurfürst von Bayern hatte zwei Truppenkorps aufgestellt, das eine zu Schärding, zu dem er sich selbst begab, das in Österreich, das andere in der Oberpfalz, das in Böhmen einfallen

sollte. Zu beiden stießen nun nach und nach die französischen Hilfsvölker.

Am 12. September überschritt Karl Albert die österreichische Grenze. Unmittelbar darauf, vor Beyerbach, erschien eine Deputation der Landstände und lud ihn ein, nach Linz zu kommen und die Huldigung zu empfangen. Die Anwesenden versichern, daß hauptsächlich das Landvolk, dem man lange gesagt, daß der Kurfürst der rechtmäßige Nachfolger sei, und das von der Regierungsveränderung einige Erleichterungen hoffe, ihn mit Freuden empfangen habe; von dem Adel seien nur diejenigen ihm entgegen gewesen, welche mit den großen Familien in Wien in Verbindung gestanden, nicht die übrigen. Am 14. September zog er in Linz ein und nahm den Titel eines Erzherzogs an. Seine Truppen breiteten sich die Donau hinunter aus.

In diesem Augenblick entschloß sich auch der Hof von Dresden. Von dem König von England wurden demselben noch im Juli großartige Aussichten eröffnet; er unterhandelte noch immer in Petersburg; aber das aufsteigende Glück von Frankreich riß ihn mit sich fort. August III. nahm das Erbieten von Mähren und Oberschlesien an, das man ihm machte; da er zugleich zugunsten des pfälzischen Hauses seine alten Ansprüche auf Jülich und Kleve aufgab, ward ihm dafür noch der Besitz von Obermannhartsberg bewilligt.

Eigentlich Belleisle schloß zu Frankfurt diesen Vertrag, ohne wirksamen Anteil des bayerischen Gesandten. Unverzüglich setzten sich nun auch sächsische Kriegsvölker, die besten, die man hatte, gegen die böhmische Grenze in Bewegung.

König Friedrich wünschte, daß das Zusammentreffen dieser Umstände benutzt werden möge, um die Sache zur Entscheidung zu bringen.

Vor kurzem war ein in österreichischen Diensten emporgekommener General, Samuel v. Schmettau, der sich durch Bartenstein und dessen Freunde im Hofkriegsrat zurückgesetzt fühlte, in die preußischen getreten, ein der dortigen Dinge überaus kundiger, kriegserfahrener und unternehmender Offizier, von einer großen geistigen Beweglichkeit; diesen schickte Friedrich an den Kurfürsten, um ihn zu bewegen, „seine Operation auf die österreichischen Lande zu richten, mit seiner Armee gerade auf Wien vorzurücken und hier der Sache in kurzem und auf einmal ein Ende zu machen".

Schmettau stellte dem Kurfürsten vor, wenn man auf Wien losgehe, gewinne man schon das, daß das andere Korps sich ohne

Widerstand Böhmens bemächtigen könne, aber es sei kein Zweifel, daß man auch Wien einnehmen werde. Wenn die Befestigung von Wien Ruf habe, rühre das nur daher, weil es zu schlecht angegriffen worden sei. Aber mit einem mäßigen Artilleriepark mache er sich anheischig, es in vierzehn Tagen zu erobern. Die Donau hinabschiffend, könne man sich ohne Schwierigkeit der Inseln und der Leopoldstadt bemächtigen; der Wiener Bürger werde sich nicht der Gefahr, seine Besitztümer in den Vorstädten mit Feuer verwüstet zu sehen, aussetzen, zumal er ohnehin gut bayerisch gesinnt sei und den Großherzog von Toskana hasse. Wohl möglich, daß dann Lobkowitz und Neipperg mit ihren Armeen gegen Wien heranrücken möchten; aber nichts sei wünschenswürdiger als dies; auch der König von Preußen dürfte dann herbeikommen, und man könne auf der Stelle sich den Frieden erzwingen.

Wenn dies geschah, so lag darin die größte Katastrophe für die österreichische Macht und die europäischen Angelegenheiten, die seit Jahrhunderten eingetreten war.

Wenden wir, um den ganzen Zustand zu überblicken, unsere Augen auf den Wiener Hof und dessen Entschließungen zurück.

Siebentes Kapitel.

Unterhandlungen bis zur Verabredung von Kleinschnellendorf.

Während der vollen Entwicklung dieser Dinge hegte man am Wiener Hofe noch lange Zeit hindurch keine Ahnung von ihrer Möglichkeit.

Bartenstein hatte einst, im Jahre 1735, die Worte des Friedens mit so vieler Sorgfalt gewählt, daß ihm kein Entschlüpfen denkbar schien; der ganze Zweck sei ja gewesen, den Höfen von Sachsen und Bayern den Schutz von Frankreich zu entreißen; wie wolle Frankreich jetzt darauf zurückkommen, einen solchen zu gewähren? Er zeigte sich scharfsichtig, die Politik des Kardinals Fleury zu verteidigen; seine eigene Ehre schien ihm verletzt, wenn man an dessen Zuverlässigkeit zweifelte.

Ebenso unermüdlich stellte er der Königin vor, daß die preußischen Ansprüche in sich selber null und nichtig, aber auch aus den stärksten anderen Gründen nicht zu gewähren seien. Von den böhmisch-deutschen Landen dürfe man am wenigsten etwas aufgeben; in ihnen liege die Lebenskraft der Monarchie; Schlesien sei das schönste Juwel der Krone.

Und bei diesen Meinungen verharrte auch die Königin. Wenn wir die Entwicklung ihrer persönlichen Stellung und Wirksamkeit im Laufe der Begebenheiten begleiten, so traten in dem damaligen Augenblick eben die unerwünschtesten Folgen ihres Entschlusses, die höchste Gewalt nach eigenem Ermessen auszuüben, hervor. Um selbst zu regieren, ist guter Wille und ein gewisses Maß von Talent noch lange nicht hinreichend, am wenigsten in stürmischen und bewegten Zeiten; dazu gehört alsdann eine Schärfe und Übung des Verstandes, eine Kenntnis der Welt und der eigenen Lage, die man bei einer jungen Dame nicht suchen darf. Maria Theresia glaubte das, was ihrem Gefühle entsprach; noch immer hielt sie die von ihrem Vater geschlossene Allianz für die beste; sie überredete sich noch, bei Fleury etwas auszurichten, wenn sie ihn an das Vertrauen erinnerte, das Karl VI. zu ihm gehabt habe. Wenn sie aber verehrte, vertraute,

liebte, so war sie auch fähig zu hassen: wie hätte ihr Haß nicht auf einen Fürsten fallen sollen, der eine ihrer schönsten Provinzen mitten im Frieden mit einem Kriegsheer überzogen hatte, von dessen Berechtigung ihr keine Idee kam, den man ihr als einen Mann ohne Religion und ohne Treue schilderte?

Auch Betrachtungen von dem Standpunkt der katholischen Kirche aus machten sie ungeneigt, in irgendeine Abtretung zu willigen. Dem Nuntius und den Jesuiten erschien es schon als höchst gefährlich, daß nur Glogau aufgegeben werden sollte — denn es werde eine Pflanzschule jetzt nicht mehr allein für das Luthertum, sondern für den noch verderblicheren Kalvinismus werden —, geschweige daß man von der Verzichtleistung auf ganz Niederschlesien hätte reden dürfen.

Diese Gedanken walteten noch vor, als die Erklärung vom 24. Mai gegeben wurde.

Bald darauf mußte Bartenstein nun wohl zugeben, daß Frankreich die Waffen nicht für Österreich ergreifen dürfte; dann aber behauptete er wenigstens, daß es auch keinen Angriff auf die Königin machen werde; er bewies seinen Satz mit den Anständen, die dem Marsch der spanischen Truppen, welche durch das südliche Frankreich vorrücken wollten, entgegengesetzt wurden. Nur eine Differenz, die über das Kaisertum, erkannte er an; aber von dieser besorgte er nichts Ernstliches: Frankreich werde sich gewiß des Kurfürsten von Bayern erst dann annehmen, wenn dieser eine hinreichende Anzahl von Stimmen im kurfürstlichen Kollegium gewinne, um eine Spaltung darin zu veranlassen; doch lasse sich das noch verhindern.

Auch die, welche die Dinge nicht in so günstigem Lichte sahen, meinten doch, daß es in der Hand des Hofes stehe, ob er sich unter französischer Vermittlung mit Bayern oder unter englischer mit Preußen vergleichen wolle; und im Grunde schien ihnen das erste das Ratsamste. Karl Albert werde sich mit den Niederlanden befriedigen lassen, was sogar unvorteilhaft nicht wäre, da man sich dagegen die nächsten Bezirke seiner Erblande ausbedingen, Bayern aber, einmal in den Niederlanden festgeworden, als eine Vormauer gegen Frankreich dienen würde.

Und so war man noch im Laufe des Juni weit davon entfernt, sich auf die Bedingungen des Königs von Preußen einzulassen. Selbst der sehr wenig französisch gesinnte Großherzog, der aus der persönlichen Kenntnis von der Denkweise des Königs, die er habe, den Schluß zog, daß sich derselbe niemals mit Frankreich vereinigen würde, trug dazu bei. Von den entgegengesetzten

Seiten ward die Meinung erhalten, daß man sich in keiner dringenden Gefahr befinde.

Es macht einen peinlichen Eindruck, sich dieser Nebelbilder zu erinnern, die aus dem Boden eigener Wünsche und unzureichender Erfahrung aufstiegen, aber nun plötzlich vor der Wahrheit der Tatsachen zurückweichen mußten.

Der König von England teilte die Nachricht mit, daß ein Bündnis zwischen Frankreich und Preußen geschlossen sei. Die Spuren, die er davon hatte, waren sicher und unleugbar; an der Richtigkeit seiner Anzeige ließ sich nicht zweifeln.

Einen mächtigeren Eindruck hatte selbst die erste preußische Invasion an dem Hofe nicht hervorgebracht; die ganze Lage der Welt, wie man sie noch soeben vor sich zu sehen glaubte, ward dadurch umgekehrt.

Wir wissen nicht, wie sich Bartenstein dabei verhielt; von dem Großherzog erzählt Robinson, die Königin habe ihm, wiewohl nicht ohne Zärtlichkeit, einen Vorwurf darüber gemacht, daß er sich in der Politik Friedrichs II. getäuscht habe. Der Großherzog hätte antworten können, daß dieser Fürst zu seiner neuen Allianz fast wider Willen gezwungen worden sei. Er sagte nur in dem ritterlichen Tone, der ihm in diesem Lebensalter eigen war: dann bleibe nichts übrig, als mit dem Schwert in der Hand unterzugehen.

Denn daran konnte kein Zweifel obwalten, daß der gefährlichste Kampf bevorstand, den Österreich jemals ausgehalten hatte.

Auf eine dringende Anfrage des österreichischen Gesandten gab endlich Kardinal Fleury die auf seine Art unumwundene Antwort: er fordere Gerechtigkeit für seine Freunde und Verbündete. Man erkannte, daß er damit Spanien, Bayern, vielleicht auch Sachsen meine, daß alle diese unter französischer Führung ihre Kräfte zu einem Anfall auf Österreich vereinigen würden.

Gegen einen solchen aber hatte Österreich nichts einzusetzen. Die einzige Armee, die es besaß, wurde von dem König von Preußen bedrängt. Es war noch nichts geschehen, um die Provinzen wehrhaft zu machen oder sich auch nur ihrer Ergebenheit zu versichern. Der Reichstag von Ungarn, der in diesem Augenblick in Preßburg beisammen war und bei dem die Königin selber erschien, trat mit Ansprüchen auf, welche ein früherer Regent schwerlich bewilligt haben würde. Einen Verbündeten, der das Schwert hätte ziehen wollen, besaß man nicht. Der mit dem Hofe vertraute braunschweigische Gesandte weiß nicht aus-

zusprechen, „mit welchen kummervollen Gedanken man sich geschlagen habe; jetzt endlich werde vielen, welche vor ein paar Monaten nichts davon hören wollten, einleuchtend, daß nur der Friede in Schlesien helfen könne".

Dahin trieb auch die einzige Macht, die noch einigen Rückhalt darbot, England.

König Georg II., der soeben den Traktat über die von dem Parlament bewilligten Subsidien abschloß, ließ dabei erklären, er hoffe, in den Stand gesetzt zu werden, noch mehr zu tun, wenngleich die Schulden noch nicht bezahlt seien, welche England während des Spanischen Erbfolgekriegs gemacht, um Österreich zu unterstützen; aber er fügte hinzu: die Nation werde nur dann zugunsten der nämlichen Familie ähnliche Anstrengungen machen, wenn sie sehe, daß ihr vornehmster Wunsch erreicht, das Gleichgewicht von Europa aufrechterhalten werde. Das sei aber unmöglich ohne Mitwirkung von Preußen. Mit stärkerem Nachdruck wiederholt er die Ratschläge, die er schon früher erteilt hatte: die Königin möge der Notwendigkeit der Zeiten ein wenig nachgeben und diese Macht zu gewinnen suchen. Entschließe sie sich dazu nicht, so sei ihr Krieg hoffnungslos, verderblich, und sie werde den guten Willen von England nicht weiter für sich haben.

Die Königin meinte noch immer, alles könne sich ändern, wenn nur Georg II., der nun einmal ihr bester Freund sei, bewaffnet im Felde erscheinen wollte, sie zu verteidigen: er möge nur ein Wort mit dem Kurfürsten von Bayern sprechen, der sei vielleicht noch zu gewinnen. Eine sehr persönliche, sehr weibliche Auffassung der Sache. England wollte und mußte seinen Krieg mit Frankreich führen; es konnte nicht wünschen, daß sich dieses auf Preußen stütze, statt auf Bayern. Der Gesandte erklärte eine Abkunft mit Bayern für vollkommen unmöglich, die Auseinandersetzung mit Preußen für das einzige Rettungsmittel. Wenn sie es nicht ergreife, so werde, sagte er ihr eines Tages, die Gefahr immer mehr und weiter um sie her anschwellen, wie die Flut der Donau da unten. Man sah unter dem Fenster, an dem sie standen, den ausgetretenen Fluß weit und breit dahinwogen.

Es war für die Königin die härteste Anmutung, die ihr überhaupt geschehen konnte, mit dem König von Preußen in Unterhandlung zu treten, ihm Anerbietungen zu machen: aber so lagen nun die Dinge der Welt, daß es nicht mehr zu vermeiden stand; sie tat es endlich, noch immer zögernd, zurückhaltend, wider Willen.

Zuerst meinte sie noch, durch eine Abtretung in den Niederlanden die preußischen Forderungen zu befriedigen. Selbst eine solche ward ihr sehr schwer. Als der Entwurf der Anerbietungen, die man machen wollte, ihr vorgelegt ward, bedeckte sie das Papier mit Korrekturen, welche das innere Widerstreben ausdrückten, mit dem sie nachgab. Nach mancherlei Hin- und Widerrede kam es endlich zu folgenden Vorschlägen.

Dem König sollte als Äquivalent der Ansprüche, die er auf einige Herzogtümer in Schlesien mache, das österreichische Geldern und Limburg angeboten werden. Die Königin hatte selbst hierbei noch Skrupel, da ihr Vater immer verweigert hatte, auf Limburg Verzicht zu leisten, wodurch er sonst die jülichschen Irrungen hätte beilegen können; sie sagte dem englischen Gesandten, welcher die Unterhandlung persönlich führen wollte, sie hege zu seiner Geschicklichkeit das Vertrauen, daß er ihr diese Provinz retten werde. Außerdem erklärte sie sich bereit, zwei Millionen Taler zu zahlen; doch müsse der König dagegen Schlesien augenblicklich verlassen. Sie versäumte nicht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß sie auf eine Entschädigung für den dort angerichteten Schaden Verzicht leiste, als hätte sich das Gegenteil nur noch denken lassen.

Mit diesen Vorschlägen machte sich Robinson am 31. Juli auf den Weg; am 7. August trug er sie, im Lager von Strehlen, dem König von Preußen vor.

Wie wir aber bemerkt haben, jener Hof und dieses Lager waren zwei verschiedene Welten. Niemand bekam dies wohl jemals mehr zu fühlen als Robinson.

Was dort mit der größten Mühe als das äußerste Zugeständnis durchgesetzt worden, brachte hier nicht den geringsten Eindruck hervor.

Als der König den entscheidenden Schritt tat, sich mit Frankreich zu verbünden, war er auch entschlossen, Schlesien zu behaupten. Sollte er davon abstehen, ehe die unausbleiblichen Wirkungen seines Bundes und der Waffenerhebung von Frankreich sich nur entwickelt hatten?

Den Antrag, mit dem Robinson zuerst hervortrat, Schlesien zu räumen und sich dafür ein paar Millionen zahlen zu lassen, fand der König beleidigend, gleich als sei er ausgezogen, um Geld zu erbeuten; er sah darin einen neuen Beweis der Wegwerfung, mit welcher das Haus Österreich auf ihn blicke.

Robinson bot hierauf Geldern, und da der König darüber als über eine neue Armseligkeit eher noch heftiger ward, nach kur-

zem Zögern auch Limburg an. Er stellte vor, wie trefflich zu Handel und Gewerbe das Land gelegen sei, die Hauptstadt sich zu einer der ersten in Europa machen lasse, wieviel es schon jetzt einbringe und wieviel mehr es unter besserer Verwaltung noch einbringen könne; es sei dann nichts leichter, als zur Erwerbung von Berg fortzuschreiten. Der König erinnerte an den Widerspruch, in den man durch eine solche Abkunft mit dem Barrieretraktat geraten würde; vornehmlich aber erklärte er, es sei nicht sein Sinn, sich nach jener Seite hin zu vergrößern. Was würde die Welt von ihm denken, wenn er Schlesien, das ihn mit offenen Armen empfangen, jetzt der Herrschsucht und Wut der Papisten wieder preisgäbe, welche die Hinneigung, die das Volk ihm bewiesen, auf das grausamste an demselben rächen würden? Müsse er nicht erröten vor seinen Vorfahren wie vor seinen Nachkommen, wenn er seine unzweifelhaften Rechte, die er jetzt mit den Waffen durchgesetzt, feiger Weise wieder aufgebe? Robinson machte ihn aufmerksam, daß das europäische Gleichgewicht darüber umgestürzt werden könne. Er erwiderte, er habe mehrere Pflichten zu erfüllen; die vornehmste sei, die er als König von Preußen gegen sein Haus und gegen sein Land habe; er kenne keinen Fürsten, der das europäische Gleichgewicht auf seine Unkosten behaupten wolle. Robinson ließ hierauf ein Wort dagegen fallen, daß Rußland und wohl auch England das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und Österreich zu unterstützen versucht sein könnten. „Herr", sagte Friedrich, indem er den Finger an seine Nase legte, „keine Drohungen! Der König von England ist mein Freund, und wäre er es nicht, so hat der Fürst von Anhalt ein Heer gegen ihn."

Früher war öfter von der Abtretung Glogaus die Rede gewesen. Obwohl nicht dazu ermächtigt, aber als ein letztes Mittel, den völligen Bruch zu vermeiden, kam Robinson darauf zurück; er fragte, ob der König sich zu begnügen gedenke, wenn außer jenen Landschaften ihm auch noch Glogau überlassen werde. Der König antwortete: da der Wiener Hof seine früheren Vorschläge verworfen, so sei er nicht mehr daran gebunden. Vor wenig Jahren habe dieser Hof der spanischen Linie des Hauses Bourbon zwei Königreiche überlassen; seine Absicht gehe jetzt auf Niederschlesien mit Breslau, nichts mehr und nichts minder, das ihm von Rechts wegen zukomme; er habe es schon inne und wolle es behaupten; man solle sich nicht schmeicheln, daß er es je verlassen werde. „Ich will es haben oder will darüber untergehen, ich und alle meine Truppen."

Man hatte Robinson gesagt, er werde einen Fürsten finden, der sein eigener General und sein eigenes geheimes Ratskollegium sei; er sah wohl, daß er durch keine Vorstellungen etwas ausrichten werde, und eilte unverweilt nach Preßburg zurück, um hier bessere Vorschläge auszuwirken.

Hier war indes die Nachricht von dem Überfall von Passau, dem Ausbruch des Krieges an der böhmischen Grenze, dem Vorrücken der Franzosen eingegangen; er ward mit Schmerzen erwartet; seine Nachrichten konnten nicht anders als einen peinvollen Eindruck hervorbringen.

Der Königin kostete es am wenigsten Mühe, sich zu fassen. Sie sagte, da sei nichts weiter zu tun, sie wenigstens könne und wolle nichts weiter tun: sie sei entschlossen, sich an Bayern zu wenden. Der Kurfürst ist wirklich durch seine Schwiegermutter, die verwitwete Kaiserin Amalie, aufgefordert worden, einen Vertrauten an den Hof zu schicken, mit dem man unterhandeln könne. Ihm sind damals die österreichischen Niederlande in Aussicht gestellt, wenn er sich anheischig mache, Schlesien für Österreich zu retten, selbst der Verbindung des Besitzes mit dem Königstitel ist schon damals gedacht worden. So früh schon haben sich diese Gedanken geregt. Damals aber konnten sie keinerlei Eingang finden, denn eine Vereinbarung zwischen Österreich und Bayern konnte nicht ohne Frankreich geschehen. Ein solches Einverständnis aber konnte England nimmermehr zugeben und von England sich die Königin wieder nicht trennen. Überdies waren die Dinge schon in einem entgegengesetzten Gange begriffen. Robinson sagte der Königin, daß eine Unterhandlung nach dieser Seite in das Reich der Unmöglichkeit gehöre; ehe man ein paar Kuriere wechsele, könne der König von Preußen vor den Toren von Wien stehen. Auch möge sie sich nicht täuschen: Europa wolle keinen französisch gesinnten Kaiser und werde einen solchen nicht dulden, weder Europa noch das Reich.

In diesem Sinne war jetzt das ganze Ministerium der Königin einmütig. Bartenstein hatte das alte System der Verbindung mit Frankreich, das er selbst gegründet, so lange festgehalten, als es irgend möglich war, in der Tat viel zu lange; als ihm endlich die Augen über seinen Irrtum aufgingen, in der Zeit, von der wir sprechen, trat er mit geicher Entschiedenheit zu dem entgegengesetzten über; er hätte gefürchtet, daß er sonst schlechter persönlicher Motive geziehen werde. Er bekannte jetzt, daß kein Mittel übrig bleibe, als die alte Allianz gegen Frankreich herzustellen, und da hierzu nach den oft wiederholten Erklärungen

von England die Aussöhnung mit Preußen erforderlich war, so entschloß er sich, den Mitteln, die dazu in Vorschlag gebracht wurden, nicht ferner zu widersprechen.

Die vertraute Umgebung, welche die Königin bei einer anderen Meinung festzuhalten suchte, ward durch eine abschlägige Antwort des Kurfürsten von Bayern an Kaiserin Amalie endlich auch zum Schweigen gebracht. Man ging auf den Gedanken ein, einen Teil von Schlesien dem König von Preußen abzutreten, und es fragte sich nur, welcher dies sein sollte.

In der Konferenz zog Graf Sinzendorf eine Homannische Karte hervor, worin er mit einer Linie begrenzt hatte, was als jenes Niederschlesien, das der König von Preußen fordere, betrachtet und ihm allenfalls abgetreten werden könne. Diese Linie ging von Greifenberg über Goldberg dergestalt nach der Oder, daß Liegnitz und Parchwitz österreichisch geblieben wären, und durchschnitt weiterhin Wohlau, welches geteilt werden sollte. Robinson bemerkte sogleich, daß damit nichts auszurichten sein werde; auf diese Weise werde nicht einmal ganz Jauer und nur ein Teil von Liegnitz und Wohlau an Preußen kommen, von Breslau und Brieg, die der König ebenfalls fordere, gar nichts; man antwortete ihm, Oberschlesien begreife eigentlich das ganze rechte Ufer der Oder; durch die Zugeständnisse, die man auf dieser Seite mache, werde ergänzt, was an Niederschlesien noch fehle. Auf eine Gegenbemerkung Robinsons sagte man ihm, die Königin lasse sich vielleicht noch bewegen, ganz Wohlau zuzugestehen, aber durchaus nicht mehr; sie sei ebenso entschlossen als der König von Preußen; solle ihr Haus einmal zugrunde gerichtet werden, so liege nichts daran, ob es durch Bayern oder durch Preußen geschehe.

Wie seltsam aber ging es diesem Diplomaten! Am Wiener Hofe arbeitete er mit einem Eifer, der gar nicht größer hätte sein können, für ein Abkommen mit Preußen, für die Abtretung ansehnlicher Provinzen an diese Macht. Wenn er dann bei Friedrich II. erschien, nahm er eine solche Haltung an, daß es dem König vorkam, als habe er einen Enthusiasten für Österreich, einen der eifrigsten Verfechter der Interessen der Königin von Ungarn vor sich. Die Sache ist: Robinson, der vor allem den eigenen englischen Gesichtspunkt, die beiden deutschen Mächte zu vereinigen, festhielt, glaubte zugleich die Dienste, welche England der einen durch seine Subsidien, der anderen durch die Beförderung ihrer Ansprüche leiste, geltend machen dürfen. Er ward mit seinen Vorschlägen dringend bis zum Unbequemen.

Wenn man ihm das in Wien durchgehen ließ, so war Friedrich II. nicht gesonnen, es zu gestatten. Robinson brachte ihm Anträge mit, die kurz zuvor sehr erwünscht gewesen wären, zu denen es ohne sein Zutun wahrscheinlich nicht gekommen wäre: der König, sonst für jedermann zugänglich, vermied, ihn auch nur zu sehen.

Freilich enthielten diese Anträge, die ihm Podewils hinterbrachte, der mit Robinson unterhandelte und seine Karte zu Gesicht bekam, schon in territorialer Beziehung noch lange nicht, was er nunmehr verlangte; überdies machte die Königin eine Gegenforderung, welche er auf keine Weise annehmen konnte. Gleich als stehe noch alles wie bei dem ersten Vorrücken der Preußen in Schlesien, sprach sie das Begehren aus, daß er mit ihr gemeinschaftliche Sache machen und ihr unverzüglich mit 10 000 Mann gegen Frankreich zu Hilfe kommen solle.

Der König antwortete, er würde den Glanz seines Namens verdunkeln, wenn er auf diese Weise von dem schwarzen Feld auf das weiße übergehen wollte. Das Haus Österreich habe ihn bisher mit Wegwerfung behandelt, solle er ihm dafür den Dorn aus der Seite ziehen und den in seine eigene Seite stecken? Nimmermehr!

Robinson ließ ihm vorschlagen, auf der Karte selber die Grenzen zu bezeichnen, die er haben wolle; er mache sich anheischig, binnen acht Tagen eine entscheidende Resolution darüber von Wien beizubringen. Der König aber wies alles von sich. Die Anwesenheit Robinsons war ihm schon persönlich, überdies aber auch deswegen zuwider, weil sie seine Verbündeten argwöhnisch machen konnte. Als Podewils demselben seine Antwort einhändigte, ersuchte er ihn zugleich, nicht über 24 Stunden länger in Breslau zu bleiben. Genau als diese abgelaufen, am 2. September um 11 Uhr, trat Robinson seine Rückreise an.

Von einer ganz anderen Seite her sollte dem König der Antrieb kommen, auf die Anerbietungen von Österreich doch noch einzugehen; er erwuchs ihm aus dem Gange der Dinge, zu dem er selber beigetragen hatte.

Man hatte damals an verschiedenen Orten überlegt, was daraus werden solle, wenn es kein mächtiges Österreich mehr gebe, ob es möglich sein werde, eine andere Macht an dessen Stelle an die Spitze des Reiches zu stellen, um gegen die Übergriffe von Frankreich die Waage zu halten.

Der König von England dachte oft, daß Sachsen eine solche Macht bilden könne. Alle seine Eröffnungen an August III. und

dessen Minister beruhen darauf, daß dem Wiener Hofe nicht zu raten und also auch nicht zu helfen sei; er sprach sich nicht ganz dagegen aus, daß Sachsen seine Erbansprüche auch mit Gewalt der Waffen verfechte, wenn es sich darum nur nicht an Frankreich schließe; England hoffe an dem König von Polen die Stütze wiederzugewinnen, die es an Österreich verliere; durch seine Persönlichkeit und sein Ansehen im Reiche werde die Hoffnung erweckt, daß er das System von Europa, wenn er zur kaiserlichen Krone gelange, auf sicherer Grundlage feststellen werde.

Am preußischen Hofe erwartete man dasselbe von der bayerischen Macht. Wenn die Engländer Befürchtungen wegen der französischen Gesinnung des Kurfürsten von Bayern kund gaben, brachte man hier in Erinnerung, daß auch der letzte Habsburger sich die letzten fünf Jahre hindurch ganz an die französische Politik angeschlossen; für einen ehrgeizigen und geistreichen Mann, wie Karl Albert ohne Frage sei, bedürfe es vielleicht nur eines Jahres, um sich von Frankreich wieder loszuwinden.

Eben darum wünschte und forderte Friedrich, daß die Sache so rasch als möglich zu Ende gebracht würde, wozu ein unverzüglicher Angriff auf Wien, dessen Wirkung er von der anderen Seite her unterstützen könne, als das unfehlbare Mittel erschien. Dann wäre Friede gemacht, das französische Heer wieder entfernt worden; man hätte sich in Deutschland unter sich einrichten können.

Es war doch sehr auffallend, daß die lebendigen kecken Franzosen sich dazu nicht bringen ließen, die Gelegenheit nicht ergriffen, Österreich durch einen entscheidenden Schlag vollkommen zu Boden zu werfen.

Fragen wir nach dem Grunde, so hat ihn Friedrich gleich damals herausgefühlt, Karl Albert ein wenig später ebenfalls erkannt. Valori erzählt folgendes:

General Schmettau habe auch bei dem Marquis von Beauvau, der während des Kriegszuges den Kurfürsten von Bayern als französischer Bevollmächtigter begleitete, alles angewandt, um ihn zu dem Unternehmen gegen Wien zu überreden. Endlich habe dieser die Ausführbarkeit desselben, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens, die es für sich habe, nicht mehr leugnen können; da sei ihm das Wort entfallen: aber dann wird dieser Mann — der Kurfürst von Bayern — uns nicht mehr brauchen, und das wäre gegen unseren Vorteil.

Die Franzosen hatten die Erbansprüche des Hauses Wittelsbach anerkannt, aber in ihrem ganzen Umfange geltend machen

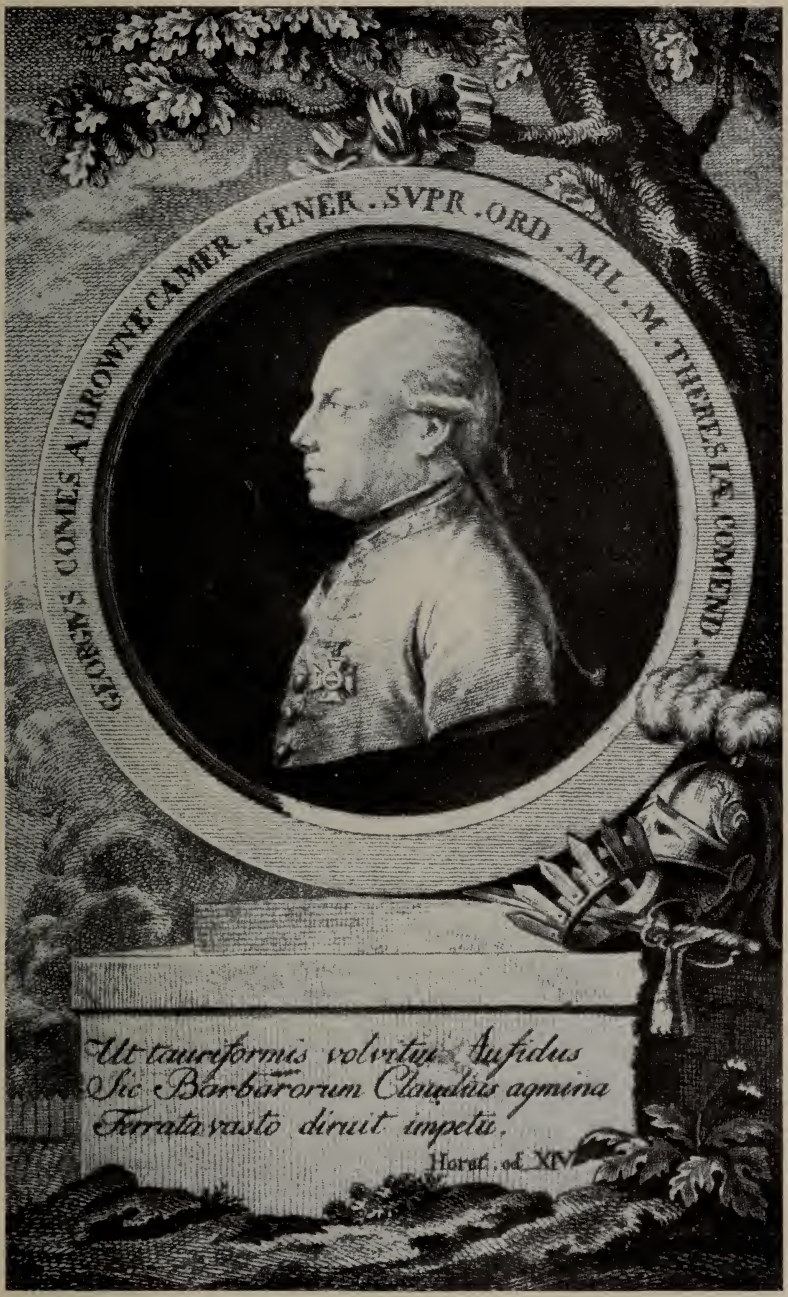
wollten sie dieselben nicht; so entschieden glaubten sie weder an die Gültigkeit derselben noch an das Erbrecht selber; sie wollten den Kurfürsten zum Kaiser machen, aber einen mächtigen, auf eigener Kraft beruhenden deutschen Kaiser wollten sie nicht erschaffen: er hätte ihr Gegner werden können.

Der alte Kardinal dachte die Bewegung des Krieges zu leiten, wie die Unterhandlungen des Friedens; die Dinge zu dem vorbestimmten Ziele zu führen, und zu keinem anderen; der Kurfürst von Bayern sollte vergrößert werden, aber ein neues Österreich sollte er nicht gründen: Wittelsbach sollte politisch nicht an die Stelle von Habsburg treten.

In dem preußischen Lager bildete sich die Meinung aus, als sei es den Franzosen lieber, drei oder vier mittelmäßige Mächte zu errichten, von denen die eine der anderen entgegengesetzt werden könne, als eine oder zwei, die auf eigener Kraft beruhend dann auch einmal fähig sein würden, ihnen selbst die Spitze zu bieten. Nach Friedrichs Behauptung, die durch alle Einleitungen, die sie trafen, gerechtfertigt wird, sollten deren vier sein: Ungarn mit den innerösterreichischen Landschaften, Bayern mit Böhmen, Oberösterreich und den Vorlanden, Sachsen mit Mähren und Oberschlesien, Preußen mit Niederschlesien.

Schon der Gedanke, gleichmäßige Nachbarn neben sich zu sehen, die mit ihnen notwendig werdende Unterhandlung über eine vorläufige Abgrenzung der neuen Gebiete, berührte den König von Preußen unangenehm. Es ist wahr, von der Königin von Ungarn hatte er nur Niederschlesien und Breslau gefordert und nur dies sich garantieren lassen, aber wenn man dann einmal neue Staaten schuf oder neue politische Zusammenstellungen versuchte, so war er den erst in Besitz zu Setzenden gegenüber nicht damit zufrieden. Er nahm dann Glatz und einen weiteren Umkreis um Neiße her, als den man ihm zugeteilt hatte, in Anspruch. Es schien ihm billig, daß diejenigen, denen er helfen sollte Königreiche erobern, etwas mehr gewährten, als die Königin, die einen alten Besitz aufgegeben hatte. Seine Forderungen kamen den übrigen sehr unerwartet; durch ihre verweigernden Antworten ward er hinwieder verstimmt. Daß Oberschlesien an Sachsen gelangen sollte, war ihm an sich unerwünscht; er zeigte sich ungeduldig, daß es über den kleinen Bezirk von Neiße nicht nachgeben wollte.

Eine wirkliche Gefahr aber lag darin, daß diese Staaten nun unter den Einfluß von Frankreich geraten mußten, welches ihre Macht begründete. Diesem wäre ein unermeßliches Ansehen in



Graf Georg von Browne.
Nach einem gleichzeitigen Porträt.

Deutschland zuteil geworden. König Friedrich, dem immer die Geschichte der Alten Welt vorschwebte, glaubte vorauszusehen, daß die Franzosen über die benachbarten Könige, deren Eifersucht unvermeidlich war, eine Art von oberherrlichem Schiedsrichteramt ausüben würden, wie die Römer einst zwischen den Königen von Bithynien und Pergamus.

Er seinerseits hatte Beweise, daß er sich von ihnen keine Vorliebe noch Begünstigung versprechen durfte.

Auch in Depeschen, die er nicht kannte, erscheinen Warnungen des französischen Ministeriums, diesem ohnehin zu starken Fürsten nicht noch Vorschub zu neuen Vergrößerungen zu leisten.

Und schon streckte Frankreich auch nach einer anderen Seite von Deutschland seine Hand aus. Es wollte die Armee, die sich am Niederrhein aufgestellt, die Winterquartiere in Hannover nehmen lassen, und lud den König ein, von der Elbe her mit der seinen das nämliche zu tun. Friedrich sah in dem Vorschlag nur die Absicht, ihn in Feindseligkeiten mit dem König von England zu verwickeln, der doch die Neutralität für Hannover anbot, und überhaupt den Krieg nach Norddeutschland zu spielen. Was gehe, sagt Podewils, der Krieg zwischen England und Frankreich das hannoversche Land an. Die englische Nation habe ihren König zum Kriege gleichsam gezwungen, gegen diese möge ihn Frankreich ausfechten. Auf keinen Fall dürfe sich Preußen einen mächtigen neuen Feind machen, solange es das Haus Österreich noch gegen sich habe. Würden die Franzosen Hannover und dann auch, was unvermeidlich, Westfalen überfluten, so sei man vollkommen in ihrer Gewalt.

Man erkennt hierin die in dem brandenburgischen Hause gleichsam erblich überlieferten Maximen. So hatte der Große Kurfürst, wiewohl von Österreich tief beleidigt, doch auch allezeit Sorge dafür getragen, daß nicht etwa Frankreich zum Meister im Reiche werde. Es war die Politik, die zu dem ersten Verständnis Brandenburgs mit Hannover und zu dem zwanzigjährigen Waffenstillstand führte. So hatte Friedrich Wilhelm I. den Bund mit England und Frankreich abgelehnt, weil diese es darauf abgesehen zu haben schienen, Österreich zu stürzen und fremden Mächten die Herrschaft in Deutschland zu verschaffen. Das Haus Österreich zu stürzen, konnte niemals die Politik von Brandenburg sein. Auch das Ziel Friedrichs war es nicht. Seine Absicht ging lediglich dahin, das Recht seines Hauses, das er für unbestreitbar hielt, gegen Österreich zur Geltung zu bringen. Wohl hätte der Wiener Hof durch Erwägungen der allgemeinen Lage

von vornherein bewogen werden sollen, den brandenburgischen Forderungen gerechtzuwerden, denn es wäre für ihn selbst das ratsamste gewesen; aber so weit haben politische Erwägungen wohl nie gewirkt. Da es auch damals nicht geschah, so mußte die Sache durch Gewalt der Waffen durchgesetzt werden. Wohl konnten dann die aus dem Krieg entsprungenen Verwicklungen den König dahin führen, Bayern groß und selbständig zu machen, niemals aber dahin, der Krone Frankreich eine vorwaltende Autorität in Deutschland zu verschaffen. Es waren die Grundmaximen Brandenburgs, die jetzt unter den vorliegenden besonderen Umständen bei Friedrich zur Erscheinung kommen. Sein Ziel war nicht etwa, Österreich zugrunde zu richten, sondern Brandenburg neben ihm zu einer selbständigen Macht zu erheben. In diesem Augenblick zeigte sich die Hoffnung, was durch Erwägung nicht zu erlangen gewesen war, durch die Entwicklung der Gefahr zu erreichen, und zwar in dem Umfang, den die allgemeine Lage an die Hand gab.

König Friedrich war im Kriege mit Österreich mißvergnügt, mit Recht oder mit Unrecht über Hannover; aber ein so schlechter Deutscher war er nicht, um das eine oder das andere den Franzosen aufopfern zu wollen, zumal er selber ihre Übermacht zunächst zu fühlen bekommen hätte. „Wie unverzeihlich", ruft er aus, „wäre es gewesen, das Joch von Österreich zu brechen und sich dafür französische Ketten zu schmieden."

Indem dies in dem König vorging, die innere Verbindung mit den Mächten, denen er die Spitze bot, ihm ins Bewußtsein kam, drang endlich auch am Hofe der Königin von Ungarn die Überzeugung durch, daß sie kein Heil zu hoffen habe, als wenn sie auf die preußischen Forderungen eingehe.

In der ersten Konferenz, die nach Robinsons Rückkehr gehalten ward und an welcher die Königin selbst Anteil nahm, kam es auf den Bericht, den der Gesandte ehrlich, wie er sagt, freimütig und ausführlich erstattete, zu dem Beschluß, Niederschlesien bis an die Neiße samt Breslau dem König zu überlassen. Noch hegte man jedoch die Hoffnung, daß der König durch dieses große Zugeständnis bewogen werden könne, der Königin mit seinem Heer zu Hilfe zu kommen.

Durch Lord Hyndford, der sich jetzt zu dem Marschall Neipperg begeben hatte und von ihm aus mit dem Adjutanten des Königs, Oberst Goltz, unterhandelte, ward dieser Antrag an Friedrich gebracht; der verwarf ihn, wie man denken kann, aufs neue. Sollte er aber in der Tat alle Annäherung auch jetzt noch ab-

lehnen? Sollte er das einzige Heer, das sich den Plänen der Franzosen entgegensetzen konnte, hier am Orte festhalten und Österreich, das nur wenig andere Truppen besaß, zugrunde gehen lassen? So vollkommen zurückweisend waren doch die Antworten, die Hyndford aus dem preußischen Lager mitteilte, bei weitem nicht mehr wie früher. Sie enthielten besonders, daß der König von Preußen die Festung Neiße, jenseit dieses Flusses, forderte, von sich selbst aber nichts als die Neutralität versprechen könne.

Von Wien aus hatte man noch einige Versuche bei den Franzosen gemacht. Ein Mitglied der Staatskanzlei hatte sich an Belleisle in Frankfurt gewendet, der König von Portugal seine Vermittlung in Versailles angeboten, ein Kardinal der römischen Kirche das Mitleid Fleurys mit der bedrängten Königin zu erwecken gesucht; alles ohne Erfolg. Man hatte nur die Wahl zwischen einer Fortsetzung des Kampfes mit beiden Feinden, wo man dann gewiß unterliege, oder einer vorläufigen Abkunft mit dem gefährlichsten unter ihnen. Man zog in Betracht, daß alles darauf ankomme, dem Marschall Neipperg freie Hand zu verschaffen, dann könne man wieder aufatmen; wenn man wenigstens nicht vor dem Winter zugrunde gerichtet werde, dann könne man sich nach der Hand wieder erheben. Aus dieser Rücksicht war es, daß die Königin endlich in der Mitte Septembers sich bereit erklärte, Niederschlesien und Breslau an den König von Preußen aufzugeben, ohne etwas anderes von ihm zu fordern als Friede und Freundschaft.

König Friedrich, der von dem Gange dieser Beratungen am Hofe keine Ahnung, geschweige eine glaubwürdige Nachricht empfing, der seit den ersten Erfahrungen Gotters und Borkes in jeder Annäherung nur immer den Versuch sah, ihn zu täuschen, konnte sich auch jetzt nicht entschließen, an den ernsten Willen der Königin zu glauben. Er hätte für einen unverzeihlichen Fehler gehalten, seine kriegerischen Bewegungen darum einen Augenblick zu unterbrechen. Am 26. September vollzog er den so lange beabsichtigten Übergang über die Neiße, nicht ohne die größte Vorsicht; die Armee brach bei Nacht auf und die Wachtposten mußten auch nachher noch eine Weile besetzt bleiben; auf drei Schiffbrücken in der Gegend von Sonnenburg ging er über und bewegte sich dann die Neiße aufwärts, über Heiden und Brüche, gegen Oppersdorf, nicht ohne die Meinung, das feindliche Lager im Rücken zu bedrohen, während er zugleich Oppeln besetzen und daselbst Magazine anlegen ließ. Noch einmal kam

ihm Neipperg bei Oppersdorf zuvor, worauf sich die Preußen nach Friedland, die Österreicher nach Steinau wandten. Zwischen den Husaren gab es unaufhörliches Lärmen.

Hier nun, in dem Lager bei Friedland, erhielt er neue Nachrichten von Hyndford. Die Königin habe sich endlich entschlossen, auch Neiße, was sie bisher noch immer zurückhalten wollte, aufzugeben; dagegen werde von dem König nichts als eine mündliche Zusicherung gefordert, daß er die Königin nicht weiter angreifen wolle. Daß die Bewegung Friedrichs zu diesem Entschluß beigetragen hatte, leidet keinen Zweifel. Den Tag nach dem Übergang hatte der Kurier Neippergs Neiße verlassen, in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober kam er dahin zurück; er ist in Preßburg gewesen, als gerade sehr schlimme Berichte von der die Hauptstadt Wien bedrohenden Gefahr einliefen. Neipperg, der schon einmal mit Goltz in dem Garten der Kapuziner bei Neiße zusammengekommen war, wünschte nichts mehr, als nun auch den König selber zu sprechen, denn in einer Viertelstunde komme man durch mündliche Erklärungen weiter, als schriftlich in einer Woche.

Aus den wenigen, undatierten und, da sich die Absichten oft anders modifizierten, nicht recht verständlichen Überresten der damals gewechselten Briefe und Billetts ergibt sich, daß sowohl Goltz als Eichel eine Vereinbarung dringend wünschten. Podewils war entfernt und nicht in das Geheimnis gezogen.

Dem König flößte der Antrag, der ihm geschah, noch immer nichts weniger als Zutrauen ein. Die Vorschläge waren allerdings so vorteilhaft und trafen mit dem Bedürfnis des Augenblicks so vollkommen zusammen, daß er sie nicht von sich weisen mochte; wie aber, wenn die Annahme derselben seinen Verbündeten bekannt wurde? Mußte er nicht die widerwärtigsten Zerwürfnisse, eine völlige Isolierung fürchten? Er nahm die Zusammenkunft an, die in einem Starhembergischen Schloß in der Mitte der beiden Heere, zu Kleinschnellendorf, stattfinden sollte; aber je mehr er nachdachte, desto mehr schien ihm, als gehe die Absicht der Österreicher nur dahin, durch die Bekanntmachung der zu schließenden Konvention den Bund zu zersprengen, der ihnen so gefährlich war. Es kam ihm unglaublich vor, daß sie sich ganz ehrlicherweise auf eine mündliche Erklärung allein, ohne ein geschriebenes Wort von ihm oder von einem seiner Minister zu haben, zu einer Abtretung von diesem Umfang verstehen würden. Es darauf zu wagen, sich allen den nachteiligen Folgen, die hieraus entspringen konnten, auszusetzen, war er nicht gesonnen.

Wenn er Österreich der Übermacht der Franzosen nicht zu überlassen dachte, so wollte er sich doch deshalb mit diesen und ihren Verbündeten nicht entzweien. Begierig, den Dienst, den er dem ersten zu erweisen im Begriff war, sich durch ein Zugeständnis erwidern zu lassen, und doch vorsichtig, ja mißtrauisch bis in die innerste Seele — man sieht gleichsam seine Augen rollen —, beschloß er das Geheimnis zur wesentlichen Bedingung zu machen. Wie nun aber, wenn es gebrochen ward? Wir können ihn hier, wie es der Historie zukommt, ohne Billigung noch Mißbilligung, aber mit Gewißheit, in die geheimste Werkstätte seiner Gedanken begleiten. Den natürlichen Gang der Dinge, die Gewohnheit des Wiener Hofes erwägend, hielt er die Beobachtung dieser Bedingung nicht für wahrscheinlich, aber das hinderte ihn nicht, auf die Verabredung einzugehen; er überlegte, daß er alsdann von jeder Verpflichtung frei sein werde.

In diesen Gedanken, dieser Voraussicht, ritt er am 9. Oktober 1741 nach Kleinschnellendorf, nur von Goltz begleitet, wo sich Hyndford, Neipperg und Lentulus zur bestimmten Stunde eingefunden.

Man setzte hier fest, daß Neiße durch eine Scheinbelagerung dem König überliefert werden, und dieser dagegen nicht weiter offensiv gegen die Königin und ihre Verbündeten verfahren solle; auch in diesem Jahre hoffe man einen Definitivtraktat zustande zu bringen; Neipperg erklärte im Namen seiner Königin, daß sie keine Schwierigkeit machen werde, in diesem Traktat das gesamte Niederschlesien, auf der einen Seite bis zur Neiße, die Stadt dieses Namens eingeschlossen, auf der anderen bis an die Grenzen des Herzogtums Oppeln, abzutreten, mit vollkommener Souveränität und Unabhängigkeit; wogegen der König zusagte, niemals mehr von ihr zu verlangen.

Hyndford führte das Protokoll; er hat es allein unterzeichnet und besiegelt.

Der König forderte vor allem, sowohl für die gegenwärtigen als die noch folgenden Unterhandlungen, das tiefste Geheimnis; verletze man dies, so könne er der Königin keinen Dienst mehr leisten, und er erkläre, daß er alsdann an diesen Vertrag nicht gebunden sein, ja daß er ihn ableugnen wolle. Der letzte Artikel des Protokolls setzt dies unverbrüchliche Geheimnis ausdrücklich fest; Hyndford, Lentulus und Neipperg machten sich bei ihrem Ehrenwort dazu anheischig.

Bei der Unterredung hat man nicht so sehr die einzelnen Punkte erörtert, als die allgemeine Lage der Dinge. Dem König

war es sehr angenehm, die persönliche Bekanntschaft Neippergs zu machen, der ihm große Achtung abgewonnen hatte. Er sprach mit ihm viel von dem letzten Feldzug, und hat manches von dem, was ihm der Marschall sagte, in seinen Denkwürdigkeiten aufgenommen.

Betrachten wir die Verabredung von Kleinschnellendorf nur in dem Lichte des Augenblicks, so war ihr wesentlicher Inhalt, daß der König Neiße besetzen und seine Winterquartiere in Oberschlesien sowie in Böhmen nehmen, dagegen Neipperg mit seiner Armee, unaufgehalten und unverfolgt, sich über das Gebirge nach Mähren begeben durfte.

Wenn man bedenkt, daß der König Niederschlesien schon innehatte, wie er denn gleich darauf die Erblandeshuldigung in Breslau ohne Widerrede annahm, daß er nur eben noch Neiße gewann, Neipperg aber das österreichische Kriegsheer zum Widerstand gegen die Franzosen fähig machte, so leuchtet ein, daß der militärische Vorteil auf österreichischer Seite wenigstens nicht geringer war als auf der preußischen.

Das aber könnte niemand sagen, daß damit ein haltbares Einverständnis zustande gebracht worden sei.

Die große Frage, wie man sich zu beiden Seiten die Entscheidung der Erbfolgesache überhaupt denke, war noch gar nicht berührt. Wenn Friedrich Österreich nicht unter die Macht von Frankreich wollte geraten lassen, so hatte er damit noch nicht zugesagt, gegen Bayern oder gegen Sachsen Partei zu ergreifen. Die Verzichtleistung auf Niederschlesien selbst war noch auf keine bindende Weise ausgesprochen; sie war nur für den Friedensvertrag verheißen, den man gegen Ende des Jahres zustande zu bringen hoffe. Zu diesem aber kam es nicht. Oberst Goltz forderte den Lord Hyndford dringend auf, an denselben Hand anzulegen; man solle nicht etwa die letzten Tage des Jahres erwarten, um den Frieden zustande zu bringen; lieber heute als morgen müsse man ihn abschließen; das Wort für die Königin sei: entweder jetzt oder niemals. Allein die Vollmachten Hyndfords reichten nicht weit genug, um mit dem erforderlichen Nachdruck die Unterhandlung wieder aufzunehmen. Auch war von österreichischer Seite niemand da, um sie zu führen. Von Neipperg wissen wir, daß er persönlich sehr geneigt gewesen wäre und nur noch die ferneren Forderungen zu vernehmen wünschte, die der König für den Frieden aufzustellen gedenke; allein sein Rückzug nach Mähren entfernte ihn jeden Tag weiter;

er erklärte endlich, er sei nicht länger imstande, die Verhandlung zu führen, auch Lentulus sei es nicht; er nannte ebensowenig einen anderen, der sie hätte übernehmen können.

Wir wollen nicht behaupten, daß der König seinerseits so recht entschlossen gewesen wäre, den Frieden zustande zu bringen. Die allgemeine Bewegung der Dinge war noch zu heftig, die große Entscheidung zu fern und zweifelhaft, als daß er eifrig an einer definitiven Abkunft hätte arbeiten mögen.

Dazu kam aber, daß die Bedingung des Geheimnisses, welche er als eine der wesentlichsten festgesetzt hatte, keinen Augenblick gehalten ward. Noch im Oktober ging eine sehr bestimmte Nachricht über die Verabredung dem österreichischen Gesandten in Dresden zu, der dann damit nicht geheim hielt. Obwohl Friedrich dies vorausgesehen hatte, so war es ihm doch fast zu bald und zu rücksichtslos; er ließ eine große Entrüstung blicken. In welche Lage wäre er geraten, bei einem so wenig gesicherten Verhältnis zu Österreich, wenn Frankreich darüber mit ihm gebrochen hätte.

Die Schnellendorfer Abrede kann als ein, soll man sagen, glücklich gefundener oder mehr in dem Konflikt der Dinge hervorgetriebener erster Moment des Einverständnisses betrachtet werden, der aber weder auf der einen noch auf der anderen Seite mit ernstlichem Eifer ergriffen und ausgebildet wurde und flüchtig vorüberging.

Fürs erste gewährte sie dem König den Vorteil, daß sich seine Armee nach einem so langen Feldzuge in den Winterquartieren erholen konnte, sonst aber war noch an keine Ruhe zu denken.

Inhaltsverzeichnis.

BAND 3:

Fünftes Buch.

Seite

Friedrich Wilhelm I. in den Konflikten der europäischen Mächte 1715—1732 5
Erstes Kapitel. Ansicht der Stellung Friedrich Wilhelms I. in den politischen Verwicklungen von 1715—1722 10
Zweites Kapitel. Pragmatische Sanktion. Bündnis von Hannover . 35
Drittes Kapitel. Verträge zu Wusterhausen und zu Berlin 52
Viertes Kapitel. Frühere Jugend Friedrichs II. Absichten für seine Vermählung 73
Fünftes Kapitel. Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen 98

Sechstes Buch.

Heer und Staat. Die späteren Jahre Friedrich Wilhelms I. 129
Erstes Kapitel. Anwachs und Organisation des Kriegsheeres. Auflösung des Lehnsnexus 132
Zweites Kapitel. Innere Verwaltung 145
Drittes Kapitel. Verhalten Friedrich Wilhelms I. in bezug auf die polnische Thronkandidatur 1732—1733 167
Viertes Kapitel. Teilnahme Friedrich Wilhelms I. an der polnisch-französischen Verwicklung 1733—1735 186
Fünftes Kapitel. Veränderte politische Haltung. Verhandlungen über die Bergische Angelegenheit 202

BAND 4:

Siebentes Buch.

Regierungsantritt Friedrichs II. und Beginn seiner Feldzüge 227
Erstes Kapitel. Spätere Jugendjahre Friedrichs II. 232
Zweites Kapitel. Erste Regierungshandlungen Friedrichs II. im Innern 255

Seite
Drittes Kapitel. Auswärtige Geschäfte in den ersten Monaten . . 274
Viertes Kapitel. Ursprung der Unternehmung auf Schlesien . . . 289
Fünftes Kapitel. Besitzergreifung von Schlesien 311

Achtes Buch.

Der erste Schlesische Krieg bis zur Verabredung von Kleinschnellendorf, Oktober 1741 . . . 325
Erstes Kapitel. Bruch mit Österreich 327
Entzweiung zwischen England und Frankreich 329
Inneres und äußeres Verhältnis des Wiener Hofes 333
Zweites Kapitel. Politik von Frankreich; dessen Annäherung an Preußen 345
Haltung des Königs von Preußen 350
Drittes Kapitel. Schlesischer Feldzug im Frühjahr 1741. Schlacht von Mollwitz 354
Viertes Kapitel. Unterhandlungen bis zum Abschluß mit Frankreich 370
Fünftes Kapitel. Schlesischer Feldzug im Sommer 1741 388
Sechstes Kapitel. Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges . 396
Siebentes Kapitel. Unterhandlungen bis zur Verabredung von Kleinschnellendorf 406

Verzeichnis der Bildbeigaben.

Farbbilder:

Seite

König Friedrich Wilhelm I. Gemälde von Antoine Pesne 144
Friedrich der Große in jüngeren Jahren. Gemälde von Antoine Pesne 272
Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der alte Dessauer (1676—1747). Gemälde von Antoine Pesne 320

Schwarzbilder:

Die Eltern Friedrichs des Großen: Königin Sophie Dorothea — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Nach den Kupferstichen von Joseph Caspar 32
Generalfeldmarschall Graf Kurt Christoph von Schwerin. — Karl Alexander von Lothringen 48
Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf. — Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. Nach einem gleichzeitigen Gemälde . . . 64
Johann Joachim Quantz. — Friedrich der Große als Kind. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne 80
Leutnant Hans Hermann von Katte. Nach einem zeitgenössischen Porträt. — Soldatenwerbung im 18. Jahrhundert. Stich aus Hans von Fleming: „Der vollkommene teutsche Soldat", Leipzig 1726 96
Schloß Rheinsberg. Gartenseite, heutige Ansicht. — Schloß Rheinsberg zur Zeit Friedrichs des Großen 112
Die Brüder Friedrichs des Großen: Prinz Heinrich und Prinz August Wilhelm von Preußen 160
August II., der Starke, Kurfürst von Sachsen, König von Polen. — Stanislaus Leszczynski, König von Polen 176
Herzog Carl von Braunschweig. — Graf Heinrich von Brühl. Nach dem Porträt von Balechoux 192
Denkmal des Generals Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich 208
Königin Elisabeth Christine von Preußen, die Gemahlin Friedrichs des Großen. — Friedrich der Große als Kronprinz (1735) 240
Pierre Louis Moreau de Maupertuis. — Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens 256

Seite

Kaiser Karl VII. Kupferstich von J. A. Pfeffel nach dem Porträt von Georg de Marres. — Kaiser Karl VI. Nach dem Kupferstich von A. Birkhart 288

Kaiserin Elisabeth Petrowna von Rußland. Nach dem Kupferstich von Sysang. — Zar Peter III. Nach dem Kupferstich von Nilson 304

Kaiserin Maria Theresia und ihr Gemahl Kaiser Franz I. Kupferstiche von J. C. Reinsperger nach den Porträts von J. C. Liotard (1744) 336

Graf Moritz von Lacy. — Henri Auguste Baron de la Motte-Fouqué 352

Wilhelm August, Herzog von Cumberland. Nach dem Kupferstich von Sysang 368

König Georg II. von England. Kupferstich von J. A. Pfeffel nach dem Porträt von Rusea. — König Georg III. von England. Kupferstich von C. Spooner nach dem Porträt von J. Meyer 384

König Ludwig XV. von Frankreich. — Fürst Kaunitz 400

Graf Georg von Browne. Nach einem gleichzeitigen Porträt 416

VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY